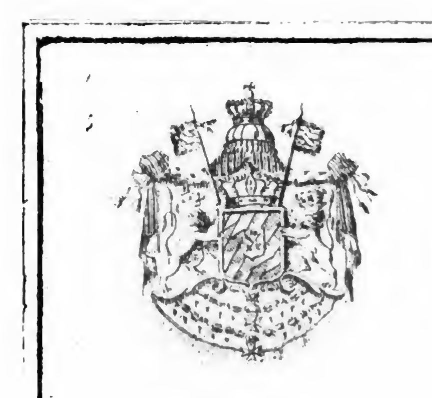








Karl Friedrich Beckers

Weltgeschichte.

Sechste Ausgabe,

neu bearbeitet

von

Johann Wilhelm Loebell.

Mit den Fortsetzungen

von

J. G. Woltmann und K. A. Menzel.

Fünfter Theil.

Berlin,
verlegt bei Duncker und Humblot.
1829.

Inhalt des fünften Bandes.

Mittlere Geschichte. Dritter Zeitraum.

Von Gregor VII. bis auf Rudolf von Habsburg (1085—1273).

(Fortsetzung.)

Mittlere Geschichte. Vierter Zeitraum.

Von Rudolf von Habsburg bis auf die Entdeckung von America (1273—1492).

(Der Schluß dieses Zeitraums im folgenden Bande.)

Mittlere Geschichte.

Dritter Zeitraum.

Von Gregor VII. bis auf Rudolf von Habsburg.

1085—1273.

(Fortsetzung).

14. Kaiser Friedrich I. (Barbarossa).

(Reg. 1152—1190.)

König Konrad III. hatte auf seinem Sterbebette seinem Neffen Friedrich von Schwaben selbst die Reichskleinode übergeben, und dadurch den Wunsch, ihn zum König erhoben zu sehen, ausgesprochen, da sein eigener ihn überlebender Sohn Friedrich noch ein Knabe war. Jener Friedrich Herzog von Schwaben aber, damals etwa dreißig Jahre alt, hatte auf dem letzten Kreuzzuge und auch sonst Proben großer und seltener Eigenschaften gegeben; auch hoffte man von ihm, der von väterlicher Seite ein Hohenstaufe und durch seine Mutter Judith, die Tochter Herzogs Heinrichs des Schwarzen von Baiern, ein Abkömmling der Welfen war, aufrichtige und dauernde Versöhnung des heftigen Streites der beiden Geschlechter. So wählte man ihn denn auch zu Frankfurt am Main in voller Fürstenversammlung (5. März 1152), mit lauter und freudiger Zustimmung des aus allen Gegenden in großer Zahl versammelten Volkes. Die Krönung geschah darauf am 10. März in der Kirche zu Aachen.

Friedrich I. ist einer der größten Regenten des Mittelalters, und nach ihm hat keiner das Kaiserschwert mit

1*

solcher Kraft geführt. Seine erste glänzende Handlung war die Entscheidung eines Thronstreits zwischen zwei Dänischen Prinzen, Swen und Kanut, die sich 1152 auf einem Reichstage zu Merseburg einstellten. Er setzte dem Letztern selbst die Krone auf, und nahm ihm den Lehnseid ab. Der Andere ward durch einen Länderantheil befriedigt.

Sein Hauptaugenmerk richtete Friedrich auf Italien, dessen Verhältnisse zu den Deutschen Königen sehr verwickelt und schwierig waren. Über die Stellung der Herrscher zu ihren Völkern fehlte es in jenen Jahrhunderten überall noch an klaren und festen Bestimmungen, daher den Anforderungen auf beiden Seiten so häufig Widerspruch folgte, indem die Berechtigung geläugnet ward. Nirgends aber fand dieser Zwist um Rechte und Pflichten in so hohem Grade Statt wie in Italien. Die Bewohner dieses Landes schlugen das, was die fremden Herrscher jenseits der Alpen durch Otto's I. Erwerbung an Hoheitsrechten besitzen sollten, so gering als möglich an, und da die Deutschen Könige ihren Ansprüchen, theils durch die Zwistigkeiten in der Heimath gehemmt, theils durch die damalige Kriegsverfassung beschränkt, sehr selten Nachdruck geben konnten, so wuchs der Freiheitsgeist in dem Gefühle, daß die Macht des Königs durch ihre Ferne unbedeutend sey, und eben so unzureichend Willkühr zu zügeln, als dem Bedrängten Schutz zu verleihen. Vor Allem erstarkte dieser Geist der Unabhängigkeit in den Lombardischen Städten, in welchen damals Reichthum, Macht, Kriegsmuth der Bürger und Trotz auf ihren Republicanismus auf gleiche Weise wuchsen, so daß selbst der Adel, weit entfernt, sich dieser aufstrebenden Macht mit Erfolg entgegenstellen zu können, meistens von ihr abhängig war. Friedrich fühlte Muth und Kraft, diesen Trotz zu bekämpfen, und keinen

Wunsch hegte er so eifrig als den, dem Königsrechte, welches seine Vorgänger dort errungen, neues Ansehen zu verschaffen, zumal da er, in den Vorstellungen seiner Zeit befangen, die Deutschen Könige, welche zu Rom als Kaiser begrüßt wurden, mit den alten Gebietern des Erdkreises verwechselte.

Schon 1152, auf einem Reichstage zu Würzburg, verpflichtete Friedrich die Deutschen Fürsten zu einem Römerzuge. Dieser ward jedoch erst 1154 angetreten. Mit einem zahlreichen Heere erschien der Deutsche Held in den Roncalischen Feldern, und berief die Abgeordneten der Italienischen Städte und sämmtliche Vasallen zu dem gewöhnlichen Reichstage. Sodann richtete er seinen Zug nach Piemont. Hier erfuhr er schon Proben Italienischer Tücke, denn die Mailändischen Wegweiser führten ihn solche Wege, auf denen durchaus keine Lebensmittel zu finden waren. Die beiden Städte Chieri und Asti, die gar von den Einwohnern verlassen worden waren, wurden geplündert und verbrannt. Tortona, das die Thore schloß und Gegenwehr versuchte, erfuhr ein gleiches Schicksal. Die Bürger von Pavia, Feinde der Tortoneser, hatten darüber eine solche Freude, daß sie Friedrich im Triumph in ihre Stadt einführten, ihn drei Tage lang mit den Seinigen herrlich bewirtheten, und ihn ersuchten, sich von ihrem Bischof die Lombardische Krone aufsetzen zu lassen. Dies that er am Jubilatesonntage 1155.

Hierauf rückte er mit großer Schnelligkeit gegen Rom an, und Papst Hadrian IV. (seit 1154), welchem die Römer eben so wie seinen Vorgängern den weltlichen Gehorsam versagten, und der über die Partei, welche der Kaiser nehmen würde, zweifelhaft war, flüchtete aus Rom nach Castellana. Da ihm aber Friedrich dadurch einen großen

Beweis von Freundschaft gab, daß er ihm seinen Todfeind, Arnold von Brescia (Th. IV. S. 429.), in die Hände lieferte, welchen Hadrian sofort verbrennen ließ, auch den vorgelegten Sicherheitseid ohne Umstände ablegte, so bewillkommte der Papst seinen Gast im Lager bei Sutri. Allein das Mißtrauen war doch so groß, daß eine Kleinigkeit das gute Vernehmen schon wieder zerstören konnte. Friedrich küßte nämlich dem Papste zwar herkömmlich den Fuß, hielt ihm aber beim Absteigen nicht den Steigbügel, sondern führte ihn ohne Umstände bei der Hand in sein Zelt. Hierüber wurden die Cardinäle so bestürzt, daß sie plötzlich zurück nach Castellana flohen; der Papst aber weigerte sich, ihm den üblichen Friedenskuß zu geben, und sagte: „Weil du mir die gewöhnliche und schuldige Ehre nicht bezeigt hast, die deine Vorfahren, die rechtgläubigen Kaiser, unseren Vorfahren, den Römischen Päpsten, aus Ehrerbietung gegen die Apostel Petrus und Paulus erzeigt haben, so werde ich dich nicht zum Friedenskusse zulassen, bis du mir wirst Genugthuung geleistet haben." Friedrich schützte seine Unwissenheit vor, überlegte die Sache sodann mit seinen Fürsten, und nachdem ein ganzer Tag über dieser Armseligkeit verstrichen war, bequemte sich endlich der Kaiser zu der verlangten Ceremonie, auf die Aussage einiger Fürsten, daß auch Lothar sie beobachtet habe.

Hierauf erhoben nun die Römer für sich noch neue Streitigkeiten. Sie schickten dem Kaiser Gesandte entgegen, die ihm in schwülstigen Worten anmaßliche Begehren vorlegten. Nachdem sie viel von ihrer Bereitwilligkeit gesprochen, Friedrich die Krone zu reichen, und ihn zum Kaiser des Erdkreises zu erheben, nachdem sie erzählt, wie die unbesiegbaren Kräfte Roms lange geschlummert hätten, nunmehr aber der Senat und die Ritter, die Tribunen

und das Capitol wiederhergestellt seyen; forderten sie Anerkennung ihrer alten Gewohnheiten und neuen Einrichtungen, eine Zahlung von fünftausend Pfund Silber, und einen Eid, daß dies Alles erfüllt werden solle. Zornig unterbrach sie Friedrich. „Ich kann mich nicht genug wundern, sprach er, daß eure Reden so gar nichts von der gepriesenen altrömischen Weisheit enthalten, daß sie nur angefüllt sind mit dem abgeschmackten Schwulste thörichter Anmaßung. Vergeblich erhebt ihr die ehemalige Würde und Herrlichkeit Roms; nicht bloß die Herrschaft ist übergegangen an die Deutschen, sondern auch die Tugenden. Darum regieren euch Deutsche Könige, darum rathschlagen für euch Deutsche Fürsten, darum kämpfen für euch Deutsche Ritter. Ich komme, nicht um von euch zu empfangen, sondern um euch zu erretten von innerm und äußerm Zwiste, ich komme wie ein Glücklicher zu Elenden, ein Starker zu Schwachen, ein Muthiger zu Entnervten, ein Sicherer zu Geängsteten." Mit gleicher Würde wies er sie über das Unziemliche ihrer Forderungen zurecht, worauf ihn die Gesandten erschreckt verließen. Um indeß sicherer zu seyn, ließ er in der Nacht, mit Einverständniß der päpstlichen Besatzung, tausend Deutsche still in die Stadt einziehen und die Peterskirche besetzen. Hierauf folgte er mit Tagesanbruch selber nach (18. Jun. 1155), ward gekrönt, und begab sich noch denselben Tag in das Lager vor dem Thore zurück. Die muthigen Römer fielen darauf wirklich die Deutschen in ihrem Lager an, und wurden erst nach einem blutigen Gefecht, besonders durch die Tapferkeit Heinrichs des Löwen, zurückgeschlagen.

Gern hätte Friedrich seinen Zug nach Unteritalien fortgesetzt, um die Rechte des Reichs auf Apulien geltend zu machen, allein die ungesunde Luft in den Italienischen

Städten brachte so viel Krankheiten unter dem Heere hervor, daß wenig ausgerichtet werden konnte. Darüber verstrich die Dienstzeit der Fürsten, und man mußte auf den Rückzug denken. Vorher wurde noch die Stadt Spoleto gezüchtiget, weil die Bürger nur einen Theil des ihnen aufgelegten Zinses, und diesen noch dazu in falscher Münze bezahlt, und im Vertrauen auf ihre starken Mauern einen Gesandten des Kaisers gefangen genommen hatten.

Der Haß gegen die Auswärtigen hatte damals bei den Italienern den höchsten Grad erreicht, und wären sie nicht unter sich selbst so uneinig gewesen, so hätten sie leicht den Ruhm des Alterthums erneuern können. Aber bei solcher Getheiltheit und Vereinzelung mußten die Ausbrüche ihrer Vaterlands- und Freiheitsliebe immer den gehässigen Charakter der Hinterlist und Bosheit erhalten. So versuchten die Veroneser, das bei ihrer Stadt vorbeiziehende, schon äußerst geschwächte kaiserliche Heer theils durch Hinterhalt, theils durch locker gebaute Brücken zu vernichten, und nur durch Verrätherei anderer Italiener, die wieder mit jenen in Feindschaft lebten, ward dem Kaiser ein Weg über das Gebirge verkundschaftet, auf welchem der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach mit zweihundert Mann den Laurern in den Rücken fiel. Von den vielen Gefangenen, welche er zurückbrachte, wurde nur Einer begnadigt, und zwar unter der Bedingung, daß er die anderen alle aufhängen mußte.

Zurückgekehrt nach Deutschland, übte Friedrich I. sein Kaiseramt mit allem Nachdruck seiner kräftigsten Vorfahren. Wie diese hatte er keinen bleibenden Wohnsitz, sondern sein ganzes Regieren bestand in einem fortgesetzten Umherreisen durch alle Gegenden des Reichs, wo Händel zu schlichten waren. Um Neujahr 1156 sehen wir ihn auf einem Reichs-

tage zu Worms. Hier wurden der Erzbischof Arnold zu Mainz und der Pfalzgraf Hermann wegen ihrer langen, blutigen und landverwüstenden Fehde zur Verantwortung gezogen, und zu der lange nicht angewendeten Strafe des Hundetragens verurtheilt. Der Pfalzgraf nebst zehn anderen Grafen, die ihm beigestanden, schleppten wirklich jeder seinen Hund eine Meile weit auf dem Rücken fort, dem Erzbischof ward die Strafe in Betracht seines Alters und Standes erlassen. Von Worms aus zog der Kaiser den ganzen Rhein entlang, und zerstörte eine Menge Raubschlösser. Im Herbste desselben Jahres hielt er einen Reichstag zu Regensburg, wo er den langen Streit zwischen Heinrich dem Löwen und Heinrich Jasomirgott endlich ausglich. Der Erstere nämlich hatte schon unter König Konrad wieder Fehde um Baiern erhoben, weil ein in seiner Minderjährigkeit geschlossener Vertrag (Th. IV. S. 429.) ihn nicht binden könne. Als Friedrich den Thron bestieg, willfahrte er ihm, weil er in den Welfen lieber mächtige Freunde sehen wollte, als Gegner. Doch der Österreichische Heinrich wollte von der Abtretung Baierns lange nichts wissen, bis Friedrich ihn jetzt dazu vermochte. Dafür erhob er ihm seine Markgrafschaft Österreich mit Inbegriff des Landes ob der Ens zu einem Herzogthum mit sehr großen Vorrechten. Es sollte, gegen die damalige Regel, in männlicher und weiblicher Linie erblich seyn, ja nach dem Abgange aller Erben der letzte Besitzer darüber verfügen dürfen.

Noch vor diesem Reichstage hatte der Kaiser seine zweite Vermählung mit Beatrix, der Erbin der Grafschaft Burgund, zu Würzburg gefeiert. Auf dem dort gehaltenen Reichstage ward auch gegen den Herzog Boleslav von Polen, der seinen Bruder Wladislav aus dem Lande ge-

jagt hatte, Krieg beschlossen. Im folgenden Jahre (1157) wurde Boleslav durch die Waffen des Kaisers dahin gebracht, daß er dem vertriebenen Bruder die ihm geraubten Landestheile zurückzugeben, und dem Kaiser zweitausend Mark, den Fürsten tausend, dem Lehnshofe zweihundert, an Silber, der Kaiserin aber vierzig Mark Goldes zu bezahlen versprach, und Geiseln stellte. Doch erfüllte der treulose Polenherzog fast keine dieser Verpflichtungen. Dem tapfern und einsichtigen Herzoge Wladislav von Böhmen ertheilte Friedrich wegen seiner in dem Polnischen Kriege geleisteten Dienste die Königswürde.

Es war damals eine Zeit außerordentlichen Glanzes für das Reich und dessen Herrscher. Im September 1157 erschienen auf dem Reichstage zu Würzburg, außer den Deutschen Fürsten und Prälaten, Gesandte aus Italien, Frankreich, Burgund, Dänemark, Spanien, England und Griechenland; im October unterwarfen sich zu Besançon alle Burgundischen Großen; des Kaisers Einfluß erstreckte sich wieder über das lang vernachlässigte Arelatische Reich. König Heinrich II. von England schrieb dem Kaiser bei Überreichung kostbarer Geschenke: „England und was sonst zu unserer Herrschaft gehört, bieten wir euch dar, damit Alles nach eurem Winke eingerichtet werde. Es sey zwischen unseren Völkern Einigkeit und sicherer Verkehr, doch so, daß euch als dem Größern der Befehl verbleibe, wogegen uns der Wille zum Gehorsam nicht fehlen wird."

Dagegen wurde in Italien des Kaisers Ansehen ganz offen verachtet. Nach seiner Rückkehr aus diesem Lande waren wieder Unruhen daselbst ausgebrochen. Die Mailänder insonderheit zeigten den übermüthigsten Trotz. Unter ihrem Schutze und Beistande wurde Tortona wieder hergestellt; sie forderten von Lodi Huldigung, und als diese

Stadt nur bat, in der Eidesformel erwähnen zu dürfen, daß dies unbeschadet der dem Kaiser geschwornen Treue geschähe, kamen sie mit Heeresmacht, verjagten die Einwohner, raubten das Gut, und rissen die Mauern nieder. Eine so leidenschaftliche Gewaltthat forderte die nachdrücklichste Züchtigung von Seiten des Kaisers, um so mehr, als in Oberitalien kein Gegner der mächtigen Stadt gewachsen war. Es wurde demnach auf einem Reichstage zu Worms ein zweiter Kriegszug nach Italien beschlossen, und die Fürsten aufgefordert dazu mit ihren Völkern auf Pfingsten des künftigen Jahres (1158) zu erscheinen.

Allein der Kaiser mußte jetzt auf einen stärkern Widerstand und auf einen neuen Feind rechnen. Dies war der Papst. Je unverkennbarer Friedrichs Absicht war, seinem Hause in Italien das Übergewicht zu verschaffen, desto mehr mußten die Päpste von jetzt an streben, dies zu verhindern, weil sie gegen einen in Italien übermächtigen Kaiser ihre persönliche oder weltliche Unabhängigkeit, mit welcher ihr Ansehen als Oberhaupt der Kirche zusammenhing, schwer behaupten konnten. Daraus bereitete sich von nun an ein heftiger Kampf zwischen dem Hohenstaufischen Hause und den Päpsten, in welchem sich die Letzteren aus einer sehr natürlichen Politik an die Normannische Macht in Unteritalien anschlossen. Es war daher Friedrich eben so willkommen gewesen, daß der päpstliche Stuhl mit dem Könige Wilhelm I. von Sicilien (der seinem Vater Roger II. 1154 in der Regierung folgte) in Fehde gerieth, als er den Frieden ungern sah, der 1156 zwischen Beiden zu Stande kam.

Die anfangende Spannung zwischen Friedrich und Hadrian zeigte sich schon auf dem vorher erwähnten Reichstage zu Besançon. Dorthin hatte der Papst zwei Legaten

an den Kaiser geschickt, mit einem Schreiben, in welchem über die Ausplünderung eines Schwedischen Erzbischofs in Burgund Klage geführt, und alsdann so fortgefahren ward: „Denn, glorwürdigster Sohn, du solltest dir doch billig vor die Augen deines Gemüths stellen, wie gütig deine Mutter, die heilige Römische Kirche, dich aufgenommen, mit welcher herzlichen Liebe sie dir begegnet, was für Hoheit und Ehre sie dir übergeben, da sie dir die kaiserliche Krone aufgesetzet. Es reuet uns auch noch nicht, daß wir deinem Verlangen gewillfahret, sondern wenn deine Vortrefflichkeit noch größere Wohlthaten (beneficia), wenn solche möglich wären, von uns erhalten hätte, würden wir uns darüber freuen, indem wir betrachten, was der Kirche Gottes und uns für Nutzen von dir gestiftet werden könne." Als dies Schreiben vorgelesen, und dann verdeutscht worden war, entstand unter den anwesenden Fürsten eine allgemeine Bewegung, weil sie glaubten, der Papst habe sich des zweideutigen Wortes beneficium absichtlich bedient, um auszudrücken, daß er die Reichskrone wie ein Lehen ertheilt habe (s. Th. IV. S. 39.). Und als in dieser Stimmung der eine der Legaten, Cardinal Roland, der nachmalige Papst Alexander III., gar Öl ins Feuer goß mit der trotzigen Frage: „von wem hat denn der Kaiser das Reich, wenn nicht vom Papste?" riß der tapfere Pfalzgraf Otto von Wittelsbach das Schwert, das er dem Kaiser vortrug, aus der Scheide, und würde dem unverschämten Priester den Kopf gespalten haben, wenn es nicht Friedrich selbst verhindert hätte. Die Cardinäle aber erhielten die Weisung, am nächsten Morgen ihre Rückreise nach Rom anzutreten. Hadrian beschwerte sich bei den Deutschen Bischöfen, daß sie dergleichen Kränkung der geistlichen Würde gestatteten. Doch diese waren so sehr auf des Kaisers

Seite, daß sie zurückschrieben, sie könnten jene Worte, die das ganze Reich in Bewegung gesetzt, nicht billigen, weil sie ungewöhnlich und von schädlicher Zweideutigkeit seyen. Dem päpstlichen Befehle zufolge hätten sie den Kaiser ermahnt, von ihm aber zur Antwort erhalten: „Frei sey die Deutsche Krone durch Gottes Gnade, und werde übertragen durch freie Wahl; das Kaiserthum habe mit Gottes Hülfe die Kirche gehoben; jetzt wolle diese, wie es scheine, ohne Gott das Kaiserthum zerstören; aber der Kaiser werde solche Eingriffe nie dulden, sondern lieber die Krone niederlegen, als sie unter seiner Regierung erniedrigen lassen." Zuletzt fügten sie die Bitte hinzu: „der Papst möge als ein guter Hirte seinen großherzigen Sohn, ihren Kaiser, durch mildere Worte und genügende Maaßregeln versöhnen." Da Hadrian diese Einigkeit der Deutschen sah und sie bald mit großer Macht in Italien erwarten mußte, entschloß er sich in der That zur Milde, und sandte zwei Cardinäle nach Deutschland, welche dem Kaiser im Julius 1158 zu Augsburg, wo sich das Heer versammelte, ein Schreiben mit der Erklärung überreichten, der Papst habe das Wort **beneficium** nur in seinem ursprünglichen Verstande genommen, wo es eine Wohlthat und kein Lehen bedeute.

Gleich darauf brach der große Heereszug nach Italien auf, einer der glänzendsten, die je die Alpen überstiegen hatten. Friedrich erließ die schärfsten Befehle zur Aufrechthaltung strenger Mannszucht, hielt dann eine ernstliche Rede an seine Krieger, in der er ihnen die Nothwendigkeit einer Züchtigung der ungehorsamen Mailänder vorstellte, und erhielt zur Antwort einen allgemeinen Jubelruf. Gegen das Ende des Julius erschien das Deutsche Heer vor Mailand, und schloß die Stadt ein. Die Bürger thaten

tapfere Ausfälle, wurden aber bald durch den Hunger gezwungen, um Gnade zu bitten. Durch die Vermittelung des neuen Königs von Böhmen, Wladislav, kam ein Vergleich zu Stande, kraft dessen die Mailänder für die Zukunft Treue und Gehorsam versprachen, und sich verpflichteten, sich aller angemaßten Regalien zu begeben, ihre Nachbarsstädte in Ruhe zu lassen, die kaiserliche Burg wieder aufzubauen, dem Kaiser, seiner Gemahlin und dem Reichsrath neuntausend Mark in drei Terminen zu bezahlen, und über das alles dreihundert Geiseln zu stellen. Die Huldigung geschah auf freiem Felde, fast eine Deutsche Meile vor der Stadt, wo dem Kaiser ein hoher Thron erbauet war. Vor demselben erschien die Geistlichkeit, der Adel und die Consuln von Mailand barfuß, ohne Oberkleider und mit Schwertern auf dem Nacken, die Gemeinen mit Ketten um den Hals. Auch Genua, das der Treulosigkeit überführt worden war, mußte tausend Mark Strafe zahlen und seine angefangenen Festungswerke wieder einreißen. Hierauf wurde ein großer Theil des Heeres nach Deutschland entlassen.

Um nun seine Herrschaft über die Lombardei sicherer zu begründen, ließ Friedrich zu dem diesmaligen Roncalischen Reichstage die vornehmsten Rechtsgelehrten aus Bologna kommen, und durch eine förmliche Urkunde, dem Römischen Rechte gemäß, auf das bestimmteste feststellen, welches denn eigentlich die Rechte des Kaisers in Italien oder die sogenannten Regalien seyen. Die Aussprüche der Rechtslehrer fielen höchst günstig für den Kaiser aus; denn bei dem damals neu erwachten Studium des Römischen Rechtes waren diese Männer ganz erfüllt von dem Bilde der unumschränkten Machtvollkommenheit des Kaisers, wie sie in dem alten Reiche seit Constantins des Großen Zeiten

gegolten hatte. Aber solche Grundsätze und ein solches Rechtssystem paßten in den so völlig veränderten Zeiten weder zu dem Lehnswesen, noch zu dem emporstrebenden Freiheitssinne der Städte, und Friedrich mußte bald die Widersetzlichkeit Mailands erfahren, als er es den Roncalischen Beschlüssen gemäß behandeln wollte. Stärker noch war der Unwille des Papstes über die Ausdehnung und Festigkeit, welche die kaiserliche Macht in Italien durch die neuen Einrichtungen, falls sie durchgesetzt wurden, erhalten mußte; besonders, da die kaiserlichen Beamten von mehreren Örtern, die allmählig zum Erbgut der Römischen Kirche gekommen waren, jetzt ebenfalls nach den Grundsätzen des Roncalischen Reichstages die Lehnsabgaben forderten. Auch einige Bestimmungen des Kaisers über das Mathildische Erbe und zwei vom Papste nicht bestätigte Erzbischofswahlen gaben Gelegenheit zum Zwist. Es entstand darüber ein lebhafter Schriftenwechsel, in welchem der Papst vom Kaiser die entschlossenste Sprache hören mußte. Friedrich ließ in seinen Briefen seinen eigenen Namen immer voran setzen, auch den Papst nicht anders als mit Du anreden. In einem dieser Briefe wünscht er ihm, dem Beispiele Jesu nachzuleben, der für sich und Petrus den Zins an den Kaiser bezahlen lassen; er sagt ihm, er habe die Krone von seinen Vorfahren, die Kirche aber Alles, was sie besitze, von der Freigebigkeit der Fürsten; eben darum setze er auch seinen Namen voraus, wie es die alten Kaiser gethan, jedoch verstatte er um der Gerechtigkeit willen dem Papste ein Gleiches. Den Cardinälen habe er die Kirchen und Städte verschlossen (worüber der Papst sich beklagt hatte), weil man sie nicht predigen, sondern plündern, nicht die Welt verbessern und Frieden stiften, sondern Geld zusammenscharren sehe. Würde man sie aber

so erblicken, wie die Schrift sie verlange, so werde man auch nicht säumen, sie auf jede Weise zu unterstützen. Der Papst selber habe gleichfalls der ihm zustehenden Demuth zuwider gehandelt, daher Er, der Kaiser, nicht umhin gekonnt, nachdrücklich zu antworten, nachdem er gesehen, daß der Hochmuth, dies verabscheuungswürdige Thier, bis zum Stuhle Petri hinangekrochen sey.

Ein Versuch zur Aussöhnung blieb wegen der übertriebenen Bedingungen, die der Papst stellte, erfolglos. Hadrian verband sich mit den Mailändern und dem Könige Wilhelm von Sicilien, und schrieb an die Deutschen Erzbischöfe in den härtesten Ausdrücken über den Kaiser, nannte ihn einen Fuchs, der den Weinberg des Herrn zu zerstören trachte, einen Rebellen gegen Gott und wahren Heiden. Friedrich rüstete indeß zu einem neuen Feldzuge, und berief für den nächsten Frühling Hülfe aus Deutschland. Über die Mailänder sprach er nach mehreren ihnen gesetzten Fristen und wiederholten Untersuchungen ihrer Sache im April 1159 zu Bologna die Acht aus. Diese fingen hierauf selbst die Feindseligkeiten an, und reizten auch andere Städte gegen die Deutschen auf. So hielt die Stadt Crema eine der hartnäckigsten und verzweifeltesten Belagerungen aus, deren die Geschichte gedenkt. Die gegenseitige Erbitterung ging in grausame Wildheit über. Die Belagerer spielten mit den abgehauenen Köpfen der Gefangenen wie mit Bällen, und die Cremenser rissen Kaiserliche auf der Mauer in Stücken. Friedrich ließ eine Anzahl ihrer Geiseln, darunter mehrere Kinder, an einen Belagerungsthurm binden, der den Mauern genähert ward, in der Hoffnung dadurch den Widerstand zu lähmen; aber die Bürger richteten dennoch ihre Wurfgeschosse dagegen, indem sie laut das Loos der Kinder priesen, denen ein

edler Tod für die Vaterstadt statt eines schimpflichen Lebens bestimmt sey. Was die Cremenser zu solcher Wuth entflammte, war besonders ihr Haß gegen ihre Todfeinde, die Cremoneser, welche den Kaiser unterstützten. Endlich nach siebenmonatlicher Belagerung mußten sie sich ergeben (Januar 1160). Friedrich gewährte den Einwohnern freien Abzug, aber die Stadt übergab er der Plünderung und Zerstörung, wobei sich denn auch die Einwohner von Cremona, so wie die von Lodi besonders thätig zeigten.

Während der Belagerung von Crema starb der Papst Hadrian IV. (1. Sept. 1159), und die obwaltende Spannung mit dem Kaiser bewirkte eine zwiespältige Papstwahl. Friedrichs Partei wählte Victor IV., die Mehrheit der Cardinäle aber den klugen und entschlossenen Alexander III, der bei der oben erwähnten Gesandtschaft in Besançon das Wort geführt hatte. Friedrich ließ darauf ein Concilium von Deutschen und Lombardischen Bischöfen nach Pavia zusammenberufen (Febr. 1160), auf welchem Victor IV. für den einzig rechtmäßigen Papst erklärt ward; Alexander hingegen erklärte, daß er als Papst keinem Concilium und noch weniger einem weltlichen Richter unterworfen sey, und that seinen Gegner und den Kaiser in den Bann. Offenbar war Alexander klüger, unterrichteter, beredter und tüchtiger als Victor. Ludwig VII. von Frankreich und Heinrich II. von England erkannten ihn an, und eine Kirchenversammlung zu Toulouse, der diese beiden Könige beiwohnten, erklärte ihn für den rechtmäßigen Papst. Doch war die Abneigung der Römer gegen ihn so groß, daß er es für gerathen hielt, sich zu entfernen, und sich nach Frankreich begab.

Der Krieg des Kaisers gegen die rebellischen Mailänder zog sich indeß in die Länge, weil Friedrich am Ende

jedes Sommers immer seine besten Truppen entlassen, und den Winter über entweder stillliegen, oder den Krieg mit den Kriegsvölkern der den Mailändern feindlichen Städte führen mußte. Mit größerer Erbitterung und Grausamkeit, als dieser Mailändische, sind wenig Kriege geführt worden. Die Grausamkeiten der Italiener zu rächen, wurde auch von den Deutschen der größte Theil der Gefangenen aufgehängt. Alle Diejenigen, welche den Mailändern Zufuhr bringen wollten, verloren die rechte Hand. Friedrich schwur, nicht eher die Krone wieder auf sein Haupt zu setzen, als bis die Stadt erobert sey. Doch erst am 1. März 1162 kamen die beiden Bürgermeister von Mailand nebst den vornehmsten Edlen der Stadt, insgesammt entblößte Schwerter auf dem Nacken tragend, in das kaiserliche Lager, bekannten sich des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig, und unterwarfen sich, wie der Kaiser verlangt hatte, auf Gnade und Ungnade. Einige Tage nachher kamen auch die übrigen Bürger, barfuß und mit Stricken um den Hals, überreichten ihre Schlüssel und Fahnen, und baten um Gnade. Friedrich versammelte darauf einen Reichstag zu Pavia, auf welchem die Strafe der Überwundenen besprochen werden sollte. In Erwägung ihrer wiederholten Treubrüchigkeit ward der Schluß gefaßt, daß ihnen zwar das Leben geschenkt, ihre Stadt aber von Grund aus zerstört werden sollte. In dies Geschäft theilten sich die Städte Lodi, Cremona, Pavia, Como und andere Feinde der Mailänder, mit Freuden. Doch traf die Zerstörung meist nur die Mauern, Gräben und Thürme; die Kirchen wurden gänzlich verschont, auch andere Gebäude und Kunstwerke aus älterer Zeit blieben in großer Zahl übrig *). Den

*) v. Raumer Geschichte der Hohenstaufen, Bd. II. S. 141.

Einwohnern ward erlaubt, sich in vier verschiedenen Gegenden ihres Gebiets wieder anzubauen. Sodann wandte sich der Kaiser gegen die übrigen Städte, die seinen Befehlen bis dahin noch widerstrebt hatten. Piacenza, Brescia, Bologna und mehrere andere unterwarfen sich, durch das Beispiel Mailands geschreckt, freiwillig. Alle mußten eine Summe Geldes entrichten, ihre Mauern und Festungswerke niederreißen, und, den Roncalischen Beschlüssen gemäß, Podesta*) oder andere Obrigkeiten vom Kaiser annehmen.

Friedrich ging hierauf nach Burgund, wo er den Papststreit durch eine Zusammenkunft mit dem Könige von Frankreich auszugleichen suchte, die aber nicht zu Stande kam, und von da nach Deutschland, wo während seiner langen Abwesenheit Unordnungen genug vorgefallen waren. Zuerst ward ein Reichstag zu Mainz gehalten (1163). Die Bürger dieser Stadt hatten ihren Erzbischof Arnold in dem Jakobskloster ermordet. Dafür wurden sie ihrer Vorrechte beraubt, die Mauern ihrer alten und großen Stadt abge-

*) Bis auf diese Zeit waren unter den Obrigkeiten der Lombardischen Städte die Consuln die vorzüglichsten, als Heerführer und Häupter der Verwaltung und Rechtspflege. Die Anzahl derselben war sehr verschieden. Als Friedrich I. nach Italien kam, fand er die Städte allgemein im Besitze der freien Wahl ihrer Obrigkeiten, aber die Roncalischen Schlüsse setzten fest, daß sie künftig vom Kaiser ernannt werden sollten, doch mit Zustimmung des Volkes. Jetzt, nach dem Falle von Mailand, wo der Kaiser die Lombardei als völlig bezwungen betrachtete, gab er den meisten Städten nach eigenem Gutdünken Statthalter unter dem Namen Podesta (potestas), meist Deutsche oder Bürger aus anderen Lombardischen Städten. Als die Städte das alte Herkommen wieder errungen hatten, blieben sie dennoch häufig bei dieser Form; zuweilen ließen sie auch abwechselnd dazwischen die alte Weise eintreten. Daß der Podesta nur Einer war und kein Einheimischer seyn durfte, unterschied diese Obrigkeit vorzüglich von den Consuln. v. Savigny Gesch. des Röm. Rechts im Mittelalter, Bd. III. S. 100. 117. v. Raumer a. a. O. Bd. V. S. 132 fg.

brochen, die Gräben zugeschüttet, und die Stadt zu einem offenen Orte gemacht, das Kloster aber mit Feuer vernichtet. Der Polenherzog Boleslav wurde jetzt bewogen, den drei Söhnen seines indeß gestorbenen Bruders Wladislav wenigstens einen Theil ihres Erbes herauszugeben. Dieser Theil bestand in dem heutigen Schlesien, welches, früherhin zwischen Böhmen und Polen streitig, durch Kaiser Heinrich III. zu dem letztern Lande gekommen war. Unter den Söhnen Wladislavs, die der Abstammung nach Piasten, aber durch Erziehung und Neigung als Deutsche zu betrachten waren, gewann Schlesien einen frühzeitigen Anfang Deutscher Bildung und Verfassung.

Schon im Herbste 1163 kehrte Friedrich mit seiner Gemahlin, doch ohne Heer, nach Italien zurück, hielt sich abwechselnd zu Lodi, Pavia und in den Städten der Mark Ancona auf, und suchte durch seine Gegenwart die überall aufglimmende Rachlust und Freiheitssucht zu unterdrücken. Allein das Ungeheuer, das er bekämpfen wollte, war zu vielköpfig, um einzelnen Schlägen zu erliegen. Wenn schon die fremde Herrschaft das angeborne Vaterlandsgefühl des lebhaften Italieners mit Recht beleidigte, so erbitterten die Härte der fremden Beamten, die Last der langen Einquartirung und die nothwendig erhöhten Steuern den edeln Freiheitssinn des Bürgers. Man darf wol glauben, daß Friedrich, der sich durch sein ganzes Leben als einen großmüthigen Mann gezeigt, von dem Drucke dieses Volkes nicht genug unterrichtet gewesen sey, und seinen despotischen oder habsüchtigen Beamten zu sehr vertrauet habe. Gewiß ist, daß mehr Nachgiebigkeit hier auch politisch vortheilhafter gewesen seyn würde. In dem Kampfe Friedrichs mit dem Papste hatte dieser den großen Vortheil, daß ihn die Stimmung des Jahrhunderts begünstigte. Be-

sonders fehlerhaft war es auch, daß, als Victor IV. im April 1164 zu Lucca starb, der Kaiser diese Gelegenheit vorübergehen ließ, sich mit Alexander III. auszusöhnen. Aber hier riß ihn die voreilige Hitze seines Kanzlers Reinald, Erzbischofs von Köln, mit hin, daß er die Wahl noch eines Gegenpapstes, Paschalis III., zugab, dessen Ansehen er nun, da er nicht gern etwas zurücknehmen mochte, durch neue Gewaltthätigkeiten behaupten mußte, die ihn den Italienern nothwendig immer verhaßter machten.

Noch in demselben Jahre errichteten Padua, Verona, Vicenza und Treviso einen Bund, und erhielten von Venedig dazu eine Unterstützung an Gelde. Friedrich kam bei Verona in die größte Gefahr; er mußte sich zum ersten Mal in seinem Leben zurückziehen, und neue Hülfe aus Deutschland holen. Ehe er dahin abging, krönte er auf Bitten der Genueser und gegen Erlegung einer Summe Geldes, den Richter von Arborea, Bariso, zum ersten König der Insel Sardinien *).

Im Frühling des folgenden Jahres (1165) hielt er einen Reichstag zu Würzburg, auf welchem auch Englische Gesandte zugegen waren. Hier ward von Geistlichen und Weltlichen beschworen, daß Alexander III. vom Reiche nie als Papst anerkannt werden sollte. Viele Bischöfe weigerten sich zwar, andere schwuren mit Thränen, allein des

*) Die Pisaner hatten diese Insel von den Arabern erobert und mehrere ihrer Edlen mit den dortigen Herrschaft belehnt. Um diese Zeit theilten sich vier Herren, unter dem Titel Richter, in Sardinien, von denen dieser Bariso einer war. Sie wollten die oberlehnsherrliche Gewalt Pisa's nicht mehr anerkennen, und fanden Unterstützung bei den Genuesern, den heftigsten Feinden der Pisaner, die aus Handelseifersucht und wegen des Besitzes dieser Insel schon längst mit ihnen in blutige Kriege verwickelt waren. Die Pisaner widersprachen auch dem Verfahren des Kaisers, und das neue Königthum hatte keinen Bestand.

Kaisers Ansehen drang doch durch. Er reisete hierauf, seiner Gewohnheit nach, durch das ganze Reich, war im Julius zu Passau, dann zu Wien, im October zu Köln, späterhin zu Utrecht. Im folgenden Jahre (1166) finden wir ihn auf Reichstagen zu Ulm und Laufen in Baiern, dann auf einem kurzen Zuge gegen die Ungern, die aber bald Gehorsam leisteten, und hierauf wieder am entgegengesetzten Ende von Deutschland, zu Speier, von wo er zu einem andern Reichstage nach Nürnberg ging. Allenthalben waren Fehden und Streitigkeiten zu schlichten. In der That, wenn man diese beständigen Reisen der alten Kaiser betrachtet, und wie sie überall selbst sehen, selbst sprechen, und nirgends eine bleibende Stätte haben, so muß man mit Achtung für ihren erhabenen Beruf erfüllt werden, und, wenn man ein Deutscher ist, sich freuen, daß das Vaterland eine solche Reihe diesem Beruf gewachsener Männer hervorgebracht hat. Zu Nürnberg ward ein neuer Zug nach Italien beschlossen. Indeß war es dem Papste Alexander gelungen, in Rom eine große Partei für sich zu gewinnen, welche es dahin brachte, daß er von der Stadt anerkannt und zur Rückkehr eingeladen ward. Schon im November 1165 war er gekommen und feierlichst empfangen worden.

Den Vortrab des neuen Italienischen Zuges machten die Truppen der beiden Erzbischöfe von Mainz und Köln, Christian und Reinald. Im November folgte der Kaiser selbst nach, hielt einen Reichstag zu Lodi, und feierte das Weihnachtsfest in Pavia. Indeß stieg die Unzufriedenheit der Lombarden zu einem solchen Grade, daß im April 1167 Cremona, Bergamo, Brescia und einige andere Städte heimlich einen Bund schlossen, sich bei fortgesetztem Unrecht von Seiten des Kaisers gegenseitig Beistand zu leisten. Zugleich arbeiteten die Mailänder rastlos an der Wieder-

herstellung ihrer Stadt. Der Kaiser aber wandte sich mit dem Heere zuerst nach Rom, eroberte die Stadt nach herzhafter Gegenwehr (Julius 1167), zwang Alexander III. zur Flucht, und führte Paschalis III. mit großem Gepränge in die Peterskirche ein.

Aber von jetzt an verließ ihn das Glück. Giftige Seuchen rafften die größten Häupter und einen ansehnlichen Theil seines Heeres hin. Der Eigennutz seiner Beamten, das trotzige Betragen der Deutschen Krieger, Alexanders ausgesprochener Bannfluch, und vor allem die Meinung, als ob das große Sterben im Deutschen Heere Gottes sichtbare Strafe sey, weil man bei der Eroberung Roms Feuer an die Peterskirche gelegt: dies Alles machte die Italiener einmüthiger als je, ihr Äußerstes an die Fortschaffung der verhaßten Fremden zu setzen. Friedrich zog sich nach der Lombardei zurück, wo er im September Pavia erreichte. Hier ächtete er alle Lombardischen Städte, nur Cremona und Lodi ausgenommen. Dagegen traten am 1. December Venedig, Verona, Vicenza, Padua, Treviso, Ferrara, Brescia, Bergamo, Cremona, Mailand, Piacenza, Parma, Modena und Bologna von neuem in einen Bund zusammen: sich wechselsweise Beistand und Entschädigung zu gewähren, dem Kaiser aber nicht mehr zu zahlen und zu leisten, als von den Zeiten Heinrichs IV. bis auf seine Thronbesteigung gezahlt und geleistet worden sey. Große Schaaren beherzter Lombarden besetzten alle Gebirgspässe nach Deutschland, um den von Truppen fast entblößten Kaiser völlig einzuschließen, und ihm die Rückkehr abzuschneiden. Die Gefahr war so dringend, und sein noch übriger Anhang so klein, daß er nur durch eine heimliche Flucht entrinnen konnte (1168). Er entwich in aller Stille mit etwa dreißig Begleitern nach Savoyen, und

ließ auf diesem Wege eine Anzahl der ihm überlieferten Lombardischen Geiseln an den Bäumen aufhängen. Dafür hätte er aber beinahe selbst sein Leben eingebüßt, denn die erbitterten Bürger von Susa, bei denen er auf seinem Durchzuge ein Nachtlager nahm, verschlossen ihre Thore, setzten die noch übrigen Lombardischen Geiseln in Freiheit, und wollten ihn am Morgen selbst im Schlaf überfallen. Zum Glück warnte ihn sein Wirth, und ließ ihn, nur mit zwei Begleitern, in Knechtskleidern entfliehen. Nach seinem Abzuge wurden alle Deutschen Beamten und Besatzungen aus den Italienischen Städten gejagt, fast ganz Italien in das große Bündniß aufgenommen, Paschalis in seinem Palast so gut als gefangen gehalten, und an der Grenze von Montferrat, dessen Markgraf dem Kaiser bis zuletzt anhing, eine ganz neue Stadt erbauet, und dem Kaiser zum Trotz nach dem Namen des von ihm bestrittenen Papstes Alessandria genannt. Unterdessen starb am 20. Sept. dieses Jahres auch Paschalis III., und nun hoffte man gewiß eine Ausgleichung der langen Kirchenspaltung, allein gerade jetzt war die kaiserliche Partei am wenigsten zum Nachgeben geneigt. Es wurde noch ein dritter Gegenpapst, Calixtus III., gewählt, den Friedrich bestätigte.

Die Deutschen waren sehr erfreut, ihren Kaiser aus dem ihnen so verhaßten Italien wieder bei sich zu sehen. Und wahrlich, seine Gegenwart that dem Reiche sehr noth, denn die inneren Kriege und Befehdungen hatten während seiner Abwesenheit wieder überhand genommen. Die größte aller dieser Fehden war gegen Heinrich den Löwen, Herzog von Baiern und Sachsen, ausgebrochen. Dieser tapfere Fürst, der größte seiner Zeit nächst dem Kaiser, war die letzteren Jahre hindurch nicht mit in Italien gewesen, sondern hatte zu Hause sein Land, durch glückliche Feld-

züge gegen die Wendischen Völker im heutigen Meklenburg und Vorpommern, beträchtlich erweitert. Dies erweckte so sehr den Neid der Nachbarn, daß sie während des Kaisers Abwesenheit von allen Seiten über ihn herfielen (1166). Seine Hauptfeinde waren die Erzbischöfe Wichmann von Magdeburg und Hartwig von Bremen, die Bischöfe Hermann von Hildesheim und Konrad von Lübeck, Markgraf Albrecht der Bär von Brandenburg *) und Landgraf Ludwig von Thüringen. Heinrich ließ sich durch die Anzahl nicht schrecken. Ein großer eherner Löwe, den er vor der Burg seiner Residenz Braunschweig aufstellen ließ, sollte gleichsam sein Sinnbild seyn. Den Bischof von Lübeck vertrieb er aus seinem Sitze, dem Erzbischof von Magdeburg verwüstete er sein ganzes Land, und schon wollte er sich auch gegen die Anderen wenden, als der zurückgekehrte Kaiser alle Streitenden auf einen Reichstag nach Bamberg beschied. Jeder mußte hier das Genommene wieder herausgeben und Frieden versprechen.

Noch verschiedene andere Reichstage hielt Friedrich I., auf denen ähnliche Streitigkeiten geschlichtet, Erbschaften übernommen, Lehen eingezogen und wieder vergeben, auch Strafgelder auferlegt wurden. Auf einem derselben, zu Bamberg (1169), ließ er seinen ältesten Sohn Heinrich zum Römischen König wählen, und zu Aachen vom Erz-

*) Dieser hatte, nach dem Vertrage König Konrads mit Heinrich dem Löwen (Th. IV. S. 429.), Brandenburg durch das Testament des letzten dortigen Slavischen Fürsten Pribislav erworben, und hieß seitdem nicht mehr Markgraf von Nordsachsen, sondern von **Brandenburg**. Die Wenden kamen zwar späterhin noch einmal in den Besitz der Stadt, aber Albrecht nahm sie ihnen 1157 wieder ab, und erweiterte seine Herrschaft am rechten Elbufer durch Eroberungen. Zahlreiche Colonisten aus den Niederlanden bevölkerten und cultivirten die Mark Brandenburg, die nunmehr ein völlig Deutsches und christliches Land wurde.

bischof von Köln krönen. In der Folge versorgte er auch seine übrigen vier Söhne mit Herrschaften. Friedrich erhielt das Herzogthum Schwaben, Konrad die Güter des jung verstorbenen Sohnes vom König Konrad III., Otto die Grafschaft Burgund, das Erbe seiner Mutter, und Philipp, der noch sehr jung war, einige geistliche Güter. Um diese Zeit unternahm Heinrich der Löwe einen Zug ins gelobte Land, ward in Constantinopel ehrenvoll aufgenommen, erreichte Jerusalem glücklich, und kehrte eben so wohlbehalten nach Deutschland wieder zurück. Im Morgenlande war aber damals Friedrichs Name und Ruhm so bekannt und gefeiert, daß Gesandte des Türkischen Sultans von Iconium vor ihm erschienen, und für ihren Herrn, der alsdann Christ zu werden versprach, eine Tochter des Kaisers zur Ehe begehrten. Friedrich behielt diese Türken ein halbes Jahr lang bei sich, bewirthete sie köstlich, und bewilligte zuletzt auch das Gesuch, welches jedoch durch den frühen Tod der Prinzessin unerfüllt bleiben mußte.

Endlich, im Anfang des September 1174, trat Friedrich mit einem glänzenden Heere seinen fünften, auf mehreren Reichstagen besprochenen Zug nach Italien an. Vorausgeschickt hatte er schon einige Jahre vorher den Erzbischof Christian von Mainz, einen kriegerischen Fürsten, dem ein gleichzeitiger Schriftsteller die einem geistlichen Herrn seltsam anstehenden Lobsprüche macht, daß er vor Bologna acht und dreißig Feinden mit seinem Morgenstern die Zähne eingeschlagen, und daß das Frauenzimmer und die Maulthiere ihm höher, als dem Kaiser sein ganzer Hofstaat, zu stehen gekommen. Er verbreitete bis nach Ancona hin Verwüstung um sich her, und machte dem Kaiser gute Bahn. Dieser brach über den Cenis in die Lombardei ein, ließ Susa zur Vergeltung der ihm zugefügten Schmach in

Brand stecken, und ging auf die neue Stadt Alessandria los. Asti öffnete ihm freiwillig die Thore. Aber vor Alessandria fand er, bei ungünstiger Witterung, lebhaften Widerstand. Er mußte, da ein Lombardisches Heer zum Entsatz nahte, im Frühling 1175 die Belagerung wieder aufheben. Es wurde nun zwar ein Waffenstillstand geschlossen, um während desselben Unterhandlungen zu pflegen, allein sie hatten keinen günstigen Erfolg. Noch standen die Parteien einander zu schroff gegenüber, noch wollte keine von ihren Forderungen nachlassen; auch hielten die Lombarden den Kaiser jetzt für ohnmächtig, weil er den größten Theil seines Heeres entlassen hatte.

Des Kaisers Vertrauen auf eine günstige Wendung der Angelegenheiten konnte daher nur auf neuer Hülfe aus Deutschland beruhen, zu deren schneller Herbeiführung er Schreiben in das Reich erließ. Aber wie erstaunte er über die Nachricht, der mächtigste Fürst, Heinrich der Löwe, sey ihm untreu und verweigere allen Beistand! Zur Entschuldigung gab Heinrich sein Alter an, da er doch erst sechs und vierzig Jahre zählte, und den Bann des Kaisers, da er doch sechzehn Jahre hindurch keine Rücksicht darauf genommen. Einige suchen die wahre Ursache dieses auffallenden Undanks gegen einen Kaiser, der seine Macht so sehr vermehrt und gehoben, in Heinrichs Verdruß über einen Vertrag Friedrichs mit Welf VI., wodurch jener die Mathildischen Güter gewann; aber mehr noch als dieses scheint in dem mächtigen Welfen die Vorstellung gewirkt zu haben, daß er des Kaisers Zwecke in Italien lange genug befördert habe, und daß es einem Fürsten wie ihm gezieme, seine Kräfte für die eigene Größe zu verwenden *).

*) v. Raumer a. a. O. Bd. II. S. 241.

Der Kaiser lud Heinrich zu einer Zusammenkunft in Chiavenna am Comer See ein, wo er alle Mittel der Überredung anwandte, ja sogar dem stolzen Herzoge flehend zu Füßen fiel. Auch dies beispiellose Verfahren eines Kaisers vermochte nicht, Heinrichs Sinn zu beugen, und Beide verließen Chiavenna unversöhnt. Die anderen Fürsten indeß, besonders der Erzbischof von Köln, führten dem Kaiser mit dem Anfang des Frühlings 1176 über Como neue Hülfshaufen herbei. Friedrich eilte von Pavia nach jener Stadt zu ihnen, stellte sich an ihre Spitze, und beschloß, gegen den Rath aller seiner Freunde, den langen Streit mit den Lombarden durch eine entscheidende Schlacht zu enden. Er griff die ungleich stärkere Macht der verbündeten Italiener am 29. Mai bei Legnano an, und stürzte sich selbst nach seiner Gewohnheit mit wüthender Tapferkeit in die feindlichen Haufen. Aber die Verzweiflung der Italiener war doch noch mächtiger. Friedrichs Panierträger wurde erschlagen, seine Fahne erobert, dem Kaiser selbst das Pferd unter dem Leibe erstochen, der größte Theil seiner Deutschen getödtet oder in den Tessino gedrängt, mit einem Wort, von den Italienern der vollständigste Sieg erfochten. Es ging auch ein Gerücht, der Kaiser selbst sey geblieben, so daß seine Gemahlin schon zu Como die Trauer anlegte, bis er endlich am vierten Tage nach der Schlacht zu Pavia wieder zum Vorschein kam.

Jetzt war Friedrich in Italien wieder so arm wie vor acht Jahren, als er bei Nacht in Knechtskleidern entflohen; und da er aus Deutschland wenig frische Hülfe mehr zu erwarten hatte, so blieb nichts übrig als gütliche Unterhandlungen zu versuchen. Doch wollte Friedrich diese nicht mit den aufrührerischen Lombarden, sondern zunächst mit dem Haupte der Christenheit anknüpfen. Daher schickte er

Gesandte an Alexander, der sich auch sofort bereitwillig finden ließ. Man wurde einig, daß die Friedensversammlung zu Venedig gehalten werden sollte. Dorthin begab sich Alexander, dort erschienen die kaiserlichen und Lombardischen Gesandten, der Kaiser selbst sollte ohne Wissen und Genehmigung des Papstes nicht nach Venedig kommen dürfen. Anfangs erhoben sich große Zweifel und Schwierigkeiten, und die Unterhandlungen rückten wegen der Entfernung Friedrichs so langsam vorwärts, daß der Papst endlich bewilligte, er möge mit wenigen Begleitern nach Chioggia kommen. Erst als der Kaiser die vorläufig entworfenen Friedensbedingungen durch Gesandte hatte beschwören lassen, lud ihn der Papst durch einige Cardinäle nach Venedig, und lösete ihn vom Banne. Am 24. Junius 1177 segelte der Kaiser mit allen Prälaten, Fürsten und Edlen auf reichgeschmückten Schiffen nach der berühmten Stadt. Vor der Thür der Marcuskirche erwartete ihn Alexander im päpstlichen Schmuck. Der Kaiser, von einem großen Gefolge begleitet, warf den Mantel von sich, fiel vor ihm nieder, und küßte ihm die Füße. Daß ihn der Papst bei dieser Gelegenheit auf den Nacken getreten, ist ein elendes Märchen. Er gab ihm vielmehr den Friedenskuß, führte ihn in die Kirche, die von den Jubeltönen des vollstimmigen Tedeums wiederhallte, und ertheilte ihm vor dem Altar seinen Segen *). Am 1. August geschah der förmliche Abschluß des Friedens zwischen dem Kaiser und dem Papst. Die feierliche Versammlung war in dem Palaste des Patriarchen von Venedig. Der Papst, auf

*) „Nie sind Lob- und Dankgesänge mit größerer Aufrichtigkeit und Theilnahme angestimmt worden, als in diesem Augenblicke, wo sich nach so langem, großartigem Kampfe die beiden ersten Männer ihrer Zeit versöhnten." v. Raumer, Bd. II. S. 252.

einem erhöhten Stuhle sitzend, zu seiner Rechten der Kaiser, zur Linken der Sicilianische Gesandte, Erzbischof von Salerno, hielt zuerst eine lange Rede, in der er des Kaisers Rückkehr vom Irrthum zur wahren Kirche unter dem Bilde des verirrten Schaafes und des verlornen Sohnes darstellte, und ihn und seine Familie liebreich in den Schooß der Kirche wieder aufnahm. Des Kaisers Antwort war Deutsch, der Kanzler Christian von Mainz mußte sie Italienisch dollmetschen. Darauf wurden die Friedensartikel von zwölf Deutschen Reichsfürsten, den Sicilianischen Gesandten und den Bürgermeistern der Städte Mailand, Piacenza, Brescia, Bergamo, Verona, Parma, Reggio, Bologna, Novara, Alessandria, Padua und Venedig, auf Reliquien und dem Evangelienbuche beschworen. Die vorzüglichsten dieser Artikel waren folgende: „Der Kaiser zieht seine Hand von dem Gegenpapste Calixtus III. ab, der mit einer Deutschen Abtei abgefunden werden könne, und überläßt die Vogtei über die Stadt Rom dem päpstlichen Stuhle, wogegen er die Nutznießung der Mathildischen Güter noch funfzehn Jahre behält. Mit dem Könige von Sicilien (Wilhelm II., der seinem Vater Wilhelm I. 1166 gefolgt war) soll ein funfzehnjähriger, und mit den Lombarden ein sechsjähriger Waffenstillstand gehalten, während desselben aber an einem dauerhaften Frieden ernstlich gearbeitet werden." Der Vortheil dieses Vertrages war mehr auf der Seite des Kaisers als des Papstes, zumal zwei Freunde des Erstern auf den erzbischöflichen Stühlen von Mainz und Köln bestätigt wurden, obschon sie dem Gegenpapste angehangen hatten.

Friedrich zog nun nach Deutschland zurück, um hier sein Ansehen, das durch Heinrichs des Löwen Ungehorsam tief gekränkt worden, wieder herzustellen. Bei Heinrichs

großer Macht schien ein verheerender innerer Krieg unvermeidlich, allein Friedrichs Entschlossenheit und Klugheit, die lange Eifersucht der Mitstände gegen Heinrich, und die religiöse Ehrfurcht der Deutschen Nation vor dem kaiserlichen Namen erleichterten das Geschäft. Der Herzog ward zuerst auf einem Reichstag nach Worms (1179) geladen, wagte aber nicht, sich seinen Feinden gleichsam selbst in die Hände zu liefern. Es ward ihm daher ein neuer Termin nach Magdeburg gesetzt, wo der Kaiser selbst ihn anklagte, und eine Menge auf ihn erbitterter Fürsten beistimmten. Der Markgraf Dietrich von Landsberg erbot sich sogar, durch einen Zweikampf zu beweisen, daß der Herzog von den Italienern mit Gelde bestochen worden sey, sich dem Kaiser zu entziehen. Da indessen derselbe auch hier nicht erschien, so hielt man mit der Verurtheilung noch inne, und setzte ihm eine neue Tagfahrt nach Goslar an. Ehe diese anfing, ersuchte er den Kaiser um eine besondere Unterredung. In dieser verlangte Friedrich von ihm eine Geldbuße von fünftausend Mark und völlige Unterwerfung unter seinen Richterspruch. Dies schien ihm aber doch bedenklich; er ging, und stellte sich auch auf dem Reichstage zu Goslar nicht. Da fiel denn endlich das Erkenntniß der Fürsten dahin aus, daß er als ein ungehorsamer Vasall in die Reichsacht zu erklären und aller seiner Lehen zu entsetzen sey. Dennoch wollte Friedrich nichts übereilen; er wünschte für den alten Freund und Kampfgenossen noch einen milden Ausweg offen zu behalten, und ließ ihm daher noch Zeit bis zu einem Reichstage in Würzburg 1180. Erst als er auch da nicht erschien, ward das obige Urtheil endlich bestätigt und zur Ausführung gebracht. Das Herzogthum Sachsen wurde ganz zersplittert. Den Namen eines Herzogs von Sachsen führte zwar Graf

Bernhard von Ascanien, Sohn Albrechts des Bären, fort; aber das Ansehen und die Macht desselben konnte er nicht geltend machen. Vieles gewannen die Bischöfe und andere Stände; in einem Theile von Westphalen bekam der Erzbischof von Köln das Herzogthum. Baiern erhielt Otto von Wittelsbach, der dem Kaiser viele Jahre sehr treu gedient hatte, als Herzogthum. Noch in unseren Tagen herrscht dort das von ihm abstammende Geschlecht. Eine Zerstückelung wie die Sachsens erfuhr Baiern nicht, doch behielt es auch nicht den ganzen frühern Umfang.

Heinrich leistete zwar eine Zeitlang tapfere Gegenwehr, fiel über die kaiserliche Reichsstadt Goslar her, besiegte auch das Heer des Erzbischofs von Köln, eroberte Halberstadt, steckte Kalbe, Mühlhausen und Nordhausen in Brand, bekam den Landgrafen von Thüringen und den Bischof von Halberstadt gefangen, und kehrte mit reicher Beute beladen nach Braunschweig zurück. Aber im folgenden Jahre 1181 rückte Friedrich selbst mit einem großen Heere in Sachsen ein, und eroberte viele feste Schlösser in wenigen Tagen. Den übrigen Sächsischen Vasallen Heinrichs setzte er eine Frist bis Martini, da sich denn die meisten freiwillig unterwarfen. Aber in den größeren Städten war der Widerstand heftiger. Darüber verging die Kriegszeit und Friedrich mußte das andere Jahr mit frischen Truppen wiederkommen. Braunschweig, Lübeck und andere Städte wurden belagert. Heinrich warf sich in das stark befestigte Stade, sah sich aber doch zuletzt so sehr von allem Beistand verlassen, daß er um Gnade bitten mußte. Es ward ein Reichstag auf den November 1182 nach Erfurt ausgeschrieben. Hier warf sich der gebändigte Löwe dem Sieger zu Füßen, der von einem solchen Schicksalswechsel auf das tiefste ergriffen, ihn gütig aufhob und

mit Thränen umarmte. Aber verziehen wurde dem Herzoge darum nicht; denn weder wollte der Kaiser, einer augenblicklichen Rührung wegen, die Ruhe des Reiches in Gefahr setzen; noch durfte er es um der übrigen Fürsten willen, deren Viele sich, bei ihrem gewaltigen Hasse gegen Heinrich, dann von ihm abgewandt haben würden. Heinrich blieb seiner Herzogthümer verlustig, und wurde sogar auf drei Jahre aus dem Reiche verwiesen; doch sollten die ihm eigenthümlich gehörenden Braunschweigischen und Lüneburgischen Lande ihm und seiner Familie verbleiben. Er ging mit seiner Gemahlin zu seinem Schwiegervater, dem König von England, Heinrich II. So schnell wurde einer der mächtigsten Fürsten seiner Zeit vernichtet. Doch hat der stehen gebliebene Stamm in der Folge noch schöne Sprößlinge getrieben. Das herzoglich Braunschweigische Haus und die jetzige Englische Königsfamilie stammen in gerader Linie von Heinrich dem Löwen ab.

Unterdessen war der sechsjährige Waffenstillstand in Italien verlaufen, und der Kaiser, der verderblichen Kriegszüge müde, suchte denselben in einen Frieden zu verwandeln. In der That kam auf einem großen Reichstage zu Konstanz der berühmte nach dieser Stadt genannte Friede (unterzeichnet am 24. Junius 1183) zu Stande, dessen Hauptpuncte folgende waren. Die Städte sollten ihre hergebrachten Regalien und Gerechtsame innerhalb ihrer Mauern behalten, der äußeren aber, als über Wiesen, Brücken, Mühlen 2c. sich nicht anders als nach kaiserlicher Belehnung anmaßen. Die zweifelhaften sollten untersucht, oder wenn man es darauf nicht ankommen lassen wolle, mit zweitausend Mark Silbers jährlich abbezahlt werden. Appellationen in Sachen über fünf und zwanzig Pfund Reichsmünze sollten an den Kaiser oder dessen Commissa-

rien gehen. Alle Bürgermeister und Obrigkeiten sollten in kaiserliche Pflicht genommen werden, desgleichen alle Bürger von sechzehn bis siebzig Jahren dem Kaiser Treue schwören, die Huldigungen aber alle zehn Jahre erneuert werden. Bei des Kaisers Eintritt in Italien sollten ihn die Städte prachtvoll einholen, und die Lebensmittel für ihn und sein Gefolge, oder das Fodrum (Futter), allenthalben bereithalten, doch solle der Kaiser keine Stadt mit seinem kostspieligen Aufenthalt allzu lange drücken. Mauern und Festungswerke endlich, ja alle Arten von Bündnissen unter einander sollten den Städten erlaubt seyn. — Bei diesem höchst billigen Vergleich hätten sich beide Theile lange Zeit wohl befinden können, wenn es möglich gewesen wäre, ihn immer aufrecht zu erhalten.

Der Friede, welcher jetzt nach langem Zwiste in Deutschland und Italien wie in der Kirche herrschte, bewog den Kaiser ein Reichsfest zu geben, wie es seit Menschengedenken nicht gesehen worden war. Die nächste Veranlassung dazu war die feierliche Ertheilung der Ritterwürde an seine Söhne. Zu Pfingsten 1184 versammelten sich seiner Aufforderung gemäß zu Mainz Prälaten und Fürsten, Äbte und Priester, Grafen und Edle. Der Zulauf der Fremden war so groß, daß die Stadt Mainz sie nicht fassen konnte, und deshalb eine große Ebene vor dem Thore zu Hülfe genommen werden mußte, auf der beinahe eine zweite Stadt von Zelten und Baraken errichtet ward. Der einzige Erzbischof von Köln hatte allein ein Gefolge von mehr als viertausend Menschen bei sich. Der Kaiser ließ die sämmtlichen Fürsten und Edlen, ja alles Volk, drei Tage lang herrlich bewirthen, wozu eine unglaubliche Menge Lebensmittel und Wein herbeigeschafft worden waren. Dieser Überfluß bei den Festmahlen, die schimmernde

Pracht der Kleider, Waffen und Pferde der unzähligen Ritter, der Glanz der schönen Frauen, die mannigfaltigen Spiele und Ergötzlichkeiten verbreiteten allgemeine Lust und hohe Freude. Und der Kaiser, in dem Hoheit und Milde sich wunderbar verbanden, thronte in der Mitte dieser Herrlichkeit, so daß alle Lust und aller Glanz des Lebens von ihm auszugehen und auszustrahlen schien.

Im August 1184 besuchte Friedrich zum sechsten Male sein nun beruhigtes Italien. In Verona hatte er eine Zusammenkunft mit dem neuen Papste Lucius III. (Alexander III. war 1181 gestorben), der mit den Römern so schlecht stand, daß er von ihnen aus der Stadt vertrieben worden war, wofür er sie wiederum in den Bann gethan hatte. Beide hohe Häupter saßen hier einer Reichs- und Kirchenversammlung vor, die vom August bis in den November währte. Hier aber entstand über die Anrechte der während der Kirchenspaltung von den Gegenpäpsten geweihten Geistlichen so viel neuer Streit zwischen dem Papste und dem Kaiser, daß der Letztere die Unterhandlungen abbrach, und dagegen beschloß, die alten Verbündeten des Römischen Stuhles, die Lombarden, für sich zu gewinnen. Er begab sich daher nach Mailand, wurde ehrenvoll aufgenommen, und schloß mit der Stadt ein neues Bündniß (1186). Im November desselben Jahres starb Lucius III. zu Verona, und sein Nachfolger Urban III. fürchtete gleichfalls der Römer Widerspenstigkeit so sehr, daß er, wie Jener, seinen Sitz zu Verona aufschlug. So wenig galten die Beherrscher der Welt in ihrer eigenen Stadt. Ja ein Zeitgenosse und Lebensbeschreiber Friedrichs I. sagt, die Italiener hätten erst von diesem Kaiser gelernt, wie man Geistliche ehren müsse.

Nach so vielen harten Kämpfen in Italien eröffnete

sich zuletzt noch eine Aussicht, ganz auf dem Wege der Güte in diesem Lande eine höchst wichtige Erwerbung zu machen. König Wilhelm II. von Sicilien war kinderlos; seine einzige Verwandte und Erbin war seine Vaterschwester Constantia. Um diese ließ Friedrich für seinen Sohn Heinrich anhalten, unter der Bedingung, daß sie ihm Apulien und die Herrschaft Capua gleich jetzt schon zubringen, aber für Sicilien sich von den dortigen Ständen vorläufig die Erbhuldigung leisten lassen sollte. Die Heirath kam wirklich zu Stande, und die Mailänder baten sich, zum Zeichen der völligen Versöhnung, die Ehre aus, daß die Vermählung in ihrer Stadt gefeiert würde, und so strömte dort eine Menge von Deutschen und Italienischen Fürsten zusammen, daß die Mauern sie kaum fassen konnten. Die Pracht und Mannigfaltigkeit der Lustbarkeiten, Schmausereien und Spiele wird als ganz außerordentlich beschrieben. Am 27. Januar 1186 geschah die Trauung des ein und zwanzigjährigen Heinrich und der ein und dreißigjährigen Constantia durch den Patriarchen von Aquileja.

Dieses Ereigniß, wodurch die Normannische, der Kirche bisher hülfreiche, den Kaisern feindselige Macht, von nun an mit der kaiserlichen vereinigt ward, erschreckte Urban sehr, und steigerte die Erbitterung zwischen ihm und dem Kaiser. Urban beschwerte sich, daß der Kaiser die Mathildischen Güter der Kirche vorenthalte, und bestritt ihm das Spolienrecht, vermöge dessen sich die Kaiser die bewegliche Hinterlassenschaft verstorbener Bischöfe zueigneten, so daß der Nachfolger ein wie von Feinden ausgeplündertes Haus fand. Als nun Urban auch den von Friedrich verworfenen Folmar zum Erzbischof von Trier weihte, kam es zum offnen Bruche. Der Papst suchte die Deutschen Bischöfe gegen Friedrich aufzuhetzen, und gewann in

der That den Erzbischof Philipp von Köln. Da überließ Friedrich seinem Sohne die Regierung Italiens, kehrte nach Deutschland zurück, besetzte alle Alpenpässe, und berief die Deutschen Prälaten und Fürsten zu einem Reichstage nach Gelnhausen. Hier stellte er ihnen die Unbilligkeit, nach so großen Aufopferungen — z. B. der Investitur — auch noch die letzten Rechte den Kaisern entreißen zu wollen, so eindringend vor, daß die Bischöfe selbst versprachen, an den Papst zu schreiben, und ihn zum Frieden und zu billigen Gesinnungen aufzufordern. Friedrich beharrte nun um so mehr bei seinem Widerstande, und vertrieb im folgenden Jahre (1187) den Erzbischof Folmar, so wie die ihm gleichfalls ungehorsamen Bischöfe von Metz und Verdun aus ihren Sitzen.

---

15. Der dritte Kreuzzug.

(1189 — 1190.)

Auf die Nachricht von diesen Vorgängen in Deutschland wollte Urban schon den Kaiser bannen, als ihn der Tod ereilte (October 1187), und zugleich die traurige Kunde aus dem Morgenlande erscholl, Jerusalem sey nach einem acht und achtzigjährigen Besitz durch Saladin den Christen wieder entrissen, und dort nichts mehr in ihren Händen, als Antiochien, Tripolis und Tyrus. Saladin war der Neffe des Kurdischen Emirs Schirkuh, welchen Nureddin 1163 nach Ägypten sandte, um einen verdrängten Vezir wieder einzusetzen. Schon damals war der hochstrebende Saladin die Seele der Unternehmung, als aber Schirkuh, der Vezir des Fatimidischen Chalifen geworden war, starb, und der Neffe ihm in dieser Würde folgte, entwickelten

sich seine ausgezeichneten Herrschertalente im vollen Maaße. Er war jetzt der That nach schon Herr von Ägypten, obschon er noch immer die Rolle eines bloßen Statthalters des Nureddin spielte. Der Fatimidische Chalif Abed starb 1171, ohne daß ein Anderer an seine Stelle trat, im Wesentlichen wurde dadurch nichts geändert, nur erkannte man nunmehr den Sunnitischen Chalifen zu Bagdad als geistliches Oberhaupt an. Indeß wäre über die weltliche Herrschaft Ägyptens zwischen Nureddin und Saladin Krieg ausgebrochen, wenn Jenen nicht 1173 der Tod hingerafft hätte. Nunmehr wurde Saladin von Keinem der Thron mehr streitig gemacht *). Über die vorzüglichen Eigenschaften dieses großen Fürsten sind auch die christlichen Schriftsteller einig. Er war tapfer, gerecht, wohlthätig, edelmüthig, ein Freund und Beförderer der Wissenschaften. Er benutzte die Zwistigkeiten, welche nach Nureddins Tode in dessen Hause ausbrachen, und brachte nach und nach alle Länder desselben an sich. Einen gefährlichern Feind hätten die Morgenländischen Christen nicht erhalten können, aber so wenig Macht sie auch hatten, ihm zu widerstehen, so sehr ließen sie es doch an einem klugen und aufrichtigen Benehmen fehlen. Im Reiche von Jerusalem herrschten innere Zwistigkeiten, die Pullanen (so nannte man die dortigen Christen) waren völlig erschlafft, Guido (Veit) von Lusignan, seit 1186 König, dem schwierigen Berufe nicht gewachsen. Guido war froh, von Saladin die Verlängerung eines früher mit ihm geschlossenen Waffenstillstandes zu erhalten, als die freche Gewaltthat eines Ritters, Rainalds von Chatillon, diese Aussicht auf einige Ruhe vereitelte und das Reich völlig ins Verderben stürzte.

*) Sein Geschlecht, die Eyubiden, herrschte über Ägypten bis 1250.

Er überfiel Saladins Mutter, welche dem Waffenstillstande vertrauend durch die Länder der Christen zog, raubte ihre Schätze und tödtete ihre Begleiter. Da Guido nun sogar Genugthuung weigerte, kam es zum Kampfe. In der Schlacht bei Hittin oder Tiberias (4. Jul. 1187) wurden die Christen völlig besiegt, König Guido, sein Bruder, der Großmeister der Tempelherren und viele andere Edle wurden gefangen. Sidon, Joppe, Berytus, Akkon und andere Städte fielen in Folge dieses Sieges in die Hände des Sultans, endlich auch Jerusalem (3. October), nach einem Vertrage, der die Lösung der Einwohner mit zehn Goldstücken für den Mann, fünf für das Weib und eins für das Kind festsetzte. Übrigens wurden sie von Saladin mit Milde behandelt

Die Nachricht von dem Verluste der heiligen Stadt erweckte in Europa, wo man seit dem unglücklichen Ausgange des zweiten Kreuzzuges für das Morgenland kühler geworden war, allgemeine Bestürzung, und regte zugleich in den Fürsten und Rittern alle die religiös-romantischen Gefühle wieder auf, die einst ihre Väter zur Eroberung des gelobten Landes begeistert hatten. Gregor VIII., Urbans Nachfolger, erließ Schreiben an alle Christen, aufzustehen und die heiligen Stätten von neuem zu befreien. Er starb schon im December 1187, und der nunmehrige Papst Clemens III. söhnte sich mit Friedrich I. aus; dieser begnadigte auf einem Reichstage zu Mainz, in den Fasten 1188, auch seinen letzten Widerstreber, den Erzbischof Philipp von Köln, und nun ward ein neuer Kreuzzug beschlossen, mit dem der alte Friedrich nach seinem frommen Sinne die lange Reihe seiner Thaten zur Ehre Gottes beschließen wollte.

Da er aber schon als Jüngling im Gefolge seines

Oheims Konrad III. die Schwierigkeiten eines solchen Zuges kennen gelernt hatte, so ging er auch hierbei als ein kluger Mann zu Werke. Er schickte Gesandte an den König von Ungern, an seinen Freund, den Sultan von Iconium, und an den Griechischen Kaiser Isaac Angelus voraus. Alle drei versprachen ihm Unterstützung. Vor allem lag ihm daran, daß in seiner Abwesenheit der Friede im Reiche nicht unterbrochen werde. Deshalb zerstörte er vor dem Aufbruche viele Raubschlösser, und schlichtete Streitigkeiten. Auch mußte Heinrich der Löwe, welcher 1185 nach Deutschland zurückgekehrt war, das Reich von neuem auf drei Jahre meiden. Um das Heer von unnützem und lästigem Gesindel frei zu erhalten, ging ein Gebot aus, daß Niemand zu dem Zuge angenommen werden solle, der nicht wenigstens drei Mark mit sich nehmen könne.

Am Gregoriustage*) (9. Mai) 1189 ging der Zug in bester Ordnung nach Regensburg, dem festgesetzten Sammelplatze, ab. Die Fürsten, welche den alten Kaiser begleiteten, waren sein zweiter Sohn, Herzog Friedrich von Schwaben, die Herzöge Berthold von Meran und Ottokar von Steiermark, Markgraf Hermann von Baden, Graf Adolf von Holstein, Graf Rupert von Nassau, die Bischöfe von Würzburg, Münster, Osnabrück, Meißen, Passau und andere. Am Pfingstfest war man in Presburg, wo ein Fürstentag gehalten ward. Vor Gran kam der Ungrische König dem Kaiser mit glänzendem Gefolge entgegen, und daselbst ward auch der kaiserliche Prinz Friedrich mit einer Ungrischen Prinzessin verlobt. Bei Belgrad hielt der Kaiser eine Musterung, und fand außer den funfzig-

*) Im Mittelalter wurden die Tage bei Zeitbestimmungen häufig nach den Heiligen, deren Fest dann einfiel, oder nach den vorausgegangenen Sonntagen angegeben.

tausend Mann, die in seinem Sold und Dienste standen, noch hunderttausend wohlbewaffneter freiwilliger Mannschaft. Bei Nissa kam ihm der Herzog von Servien entgegen, legte den Huldigungseid ab, und nahm sein Land vom Kaiser zu Lehen an.

An den Griechischen Kaiser Isaac Angelus wurden neue Gesandte vorausgeschickt; allein dieser Monarch, dem man in den Kopf gesetzt hatte, Friedrich wolle eigentlich das Griechische Reich erobern, zeigte sich unerwartet treulos. Er ließ die Gesandten in den Kerker werfen, und auf dem Weitermarsche durch die Bulgarei fand das Kreuzheer, statt der verheißenen Vorkehrungen, verlegte Pässe und Verhaue, und Haufen von Bulgaren, die durch Griechisches Gold gereizt, die Pilger mit vergifteten Pfeilen und Wurfgeschossen umschwärmten, oder die Verirrten und Zögernden umbrachten. Die große Stadt Philippopolis in Thracien war von der Besatzung und fast von allen Bewohnern verlassen, aber die in der Nähe aufgestellten Griechischen Schaaren übten Feindseligkeiten, so daß die Deutschen das Land nun ganz als ein feindliches behandelten, und unermeßliche Beute einbrachten. Die Deutschen Gesandten entließ Kaiser Isaac zwar jetzt, zeigte aber noch immer keine friedlicheren Gesinnungen. Vielmehr predigte der Patriarch von Constantinopel in Gegenwart vieler Lateiner in der Sophienkirche, wer hundert dieser Deutschen Kreuzfahrer tödte, könne dadurch für zwanzig andere Mordthaten Ablaß erhalten, und Isaac erließ ein drohendes mit lächerlichen Prahlereien erfülltes Schreiben an Friedrich. Dieser aber brach am 3. November von Philippopolis auf, vor ihm her zog fluchtartig das Griechische Heer. In Adrianopel, welches man von den meisten Einwohnern verlassen fand, beschloß er den Winter über zu

bleiben. Demotica aber und einige andere feste Plätze wurden von dem Herzoge von Schwaben mit stürmender Hand genommen, und die darin befindlichen Besatzungen niedergehauen. Darüber erschrak Isaac so, daß er einzulenken beschloß. Es kam im Februar 1190 ein neuer Vertrag zu Stande, in welchem der Griechische Kaiser versprach, den Durchzug ungestört zu gestatten und das Kreuzheer mit aller nöthigen Zufuhr zu versorgen. Friedrich dagegen gelobte, allenthalben gute Mannszucht zu halten, und Niemand zu beschädigen.

Sieben Tage dauerte die Überfahrt über den Hellespont, die auf Griechischen Schiffen geschah. In Asien waren die Schwierigkeiten nicht geringer, zumal da auch der Sultan von Iconium treulos erfunden ward. Der Zug über das Gebirge kostete unzähligen Menschen und Pferden das Leben. Die letzteren wurden großentheils von den hungrigen Pilgern verzehrt. Allenthalben brachen die leichten Türkischen Reiter aus den Bergschluchten hervor, und metzelten die kraftlosen Wanderer nieder. Dennoch kam das unverdrossene Deutsche Heer nach des Sultans Residenz, Iconium, und eroberte dieselbe am 17. Mai nach einem verzweiflungsvollen Kampfe. Der treulose Sultan selber mußte sich ergeben. Die Beute war so unermeßlich, daß nicht einmal alles fortgebracht werden konnte. Dies erfrischte den Muth der abgezehrten Pilger wieder, und so brachen sie schon den 23. Mai wieder auf, zogen durch Cilicien dem Taurus zu, und kamen zur Stadt Seleucia am Flusse Kalykadnus oder Saleph. Hier war dem wackern Friedrich seine Grenze bestimmt. Er wollte, da die Brücke über den Fluß nur schmal war und der Zug daher sehr langsam vorwärts ging, schwimmend übersetzen, und sprengte, der Warnungen der Seinen ungeachtet, furcht-

los in den Strom. Aber die Wellen ergriffen den allzu kühnen Greis, entseelt brachte man ihn an das Ufer (10. Jun. 1190). Über alle Beschreibung war die Bestürzung und Trauer seines Heeres, das seine Eingeweide und sein Gehirn feierlich zu Antiochien begrub, den übrigen Körper aber zu Tyrus beisetzte.

Viele aus dem Heere gingen hierauf schon jetzt zu Schiffe nach Europa zurück, der größere Theil setzte, unter Herzog Friedrichs Anführung, den Zug über Tarsus nach Antiochien fort, wo man wegen der Krankheiten, die Unzählige wegrafften, acht Wochen liegen bleiben mußte. Von da zogen sie über Tyrus nach Acre, das schon seit 1189 von dem aus der Haft wieder entlassenen Könige Guido und einem neuen zu Schiffe angekommenen Kreuzheer belagert ward. Hier starb auch Herzog Friedrich (20. Jan. 1191) an einem hitzigen Fieber; die Reste der Deutschen halfen den Belagerern.

So unglücklich endete Friedrichs I. letzte Unternehmung für seine braven Deutschen. Nicht für ihn, denn wie hätte er sein thatenreiches Leben rühmlicher als im Lager beschließen können? Er war etwa siebzig Jahre alt, als er starb. Seine herrlichen Leibes- und Gemüthsgaben werden von allen gleichzeitigen Schriftstellern gerühmt. Er war von gehöriger Größe, starkem Körperbau, und majestätischem, doch munterm und freundlichem Ansehen, sehr blond, mit starkem, krausem Haar und einem fast röthlichen Barte (woher ihm die Italiener den Beinamen Barbarossa gegeben). Bei aller persönlichen Tapferkeit liebte er doch den Krieg nicht, war auch langsam zum Zorn, und gegen Reuige sehr versöhnlich. Seine Andacht beim Gebet und Gottesdienst, seine Freigebigkeit gegen die Geistlichen, deren Herrschsucht er doch unaufhörlich bekämpfte, seine

Mildthätigkeit gegen die Armen und seine unbefleckte Keuschheit machten ihn zum Muster guter Ritterschaft. Gegen seine Umgebung war er gütig, in seinem Anzuge einfach und durchaus Deutsch; seine Wohlredenheit in der Muttersprache wird gerühmt, im Lateinischen fehlte die Übung. Er war ein Freund der Geschichte und Derer, welche sich damit beschäftigten, und ermunterte auch den Bischof Otto von Freisingen, seinen Vetter, oder, nach Anderen, seinen unächten Bruder, die Geschichte seiner Zeit aufzusetzen, obgleich, wie er bescheiden hinzufügte, seine Thaten kaum ein Schatten gegen die der Helden des Alterthums seyen.

Der Kreuzzug dieses Kaisers gab übrigens zu einer neuen Stiftung Veranlassung. Schon 1128 war der Grund zu einem Deutschen Gast- und Krankenhause in Jerusalem gelegt worden, und es hatte sich aus den Theilnehmern an dieser frommen Stiftung auch bereits eine Art von Ordensverbindung, unter dem Titel der Brüder des S. Marien-Hospitals zu Jerusalem gebildet. Indeß wurden die frommen Bemühungen dieses Vereins geraume Zeit nicht sehr beachtet oder den beiden bekannteren Ritterorden der Johanniter und Templer zugerechnet. Vor Acre, wo die Christen die größten Drangsale, Hungersnoth und Seuchen, erfuhren, war das Loos der Deutschen Pilger das schrecklichste, denn sie waren von den großen Mühseligkeiten schon entkräftet und erkrankt angekommen, und ihnen bot Keiner Hülfe und Erleichterung, wie die Templer für die Franzosen, die Johanniter für die Italiener sorgten. Da richteten aus Mitleid und christlichem Erbarmen einige Bürger aus Lübeck und Bremen Zelte, die sie aus ihren Schiffssegeln aufschlugen, zu einem nothdürftigen Deutschen Hospitale ein, und an diese schlossen sich die Mitglieder jenes ersten Vereins an. Dieser schöne Eifer

erregte die Aufmerksamkeit des Herzogs Friedrich, und da er erwog, wie die beiden schon bestehenden Orden mehr nur für Pilger aus Frankreich und Italien bestimmt waren, die Deutschen aber einer ähnlichen Stiftung bedurften, beschloß er jenem Werke der Liebe und des Mitleids eine sichrere Grundlage zu geben, und aus den Brüdern des Deutschen Hospitals einen neuen Ritterorden zu bilden (1190). Regeln und Gesetze wurden ihm nach dem Muster der beiden älteren Orden des heiligen Landes gegeben. Der Römische König Heinrich VI. und Papst Clemens III. gaben ihre Bestätigung (1191), deren Ankunft im Morgenlande indeß der Herzog nicht mehr erlebte. Vierzig Deutsche Edelleute legten zuerst in die Hände des Königs und des Patriarchen von Jerusalem ihre Gelübde ab und wurden fortan Deutsche Brüder der Kirche der heiligen Maria zu Jerusalem (Marianenritter) genannt. Heinrich Walpot von Bassenheim ward aus ihnen zum ersten Meister gewählt. Auch dieser Orden erhielt reiche Güter im Orient, in Italien, Deutschland, Ungern und Siebenbürgen, nebst vielen Privilegien. Im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts hob sich der Orden besonders unter dem Hochmeister Hermann von Salza, einem trefflichen Manne von großer Tapferkeit, Thätigkeit und hochstrebendem Geiste, der auch von Kaiser und Papst für sich und seine Nachkommen die reichsfürstliche Würde erhielt *). Zu welchem neuen und bedeutenden, für die Geschichte von ganz Europa erfolgreichen, Wirkungskreise der Orden im dreizehnten Jahrhundert berufen ward, wird in der Folge erzählt werden.

*) Voigt Geschichte Preußens, Bd. II. Cap. 1 und 2.

16. Der Kreuzzug der Könige Philipp August und Richard Löwenherz.

(1190 — 1192.)

Die Könige von Frankreich und England, Philipp August und Heinrich II., waren in einer Fehde begriffen, als die Nachricht von dem Verluste Jerusalems und des Papstes Geschrei um Hülfe für die Bedrängten im Morgenlande erscholl. Da beschlossen sie ihren Zwist ruhen zu lassen, und besprachen sich persönlich auf einer Zusammenkunft zwischen Gisors und Trie, die vom 13. bis zum 21. Januar 1188 währte. Der Bischof Wilhelm von Tyrus war selbst als Abgeordneter jener Christen zugegen, und hielt eine so rührende Rede, daß beide Monarchen, und mit ihnen eine Menge ihrer Vasallen und Ritter das Kreuz nahmen. Die Vornehmsten und Angesehensten waren: Walther, Erzbischof von Rouen; Balduin, Erzbischof von Canterbury; die Bischöfe von Beauvais und Chartres; Hugo III., Herzog von Burgund; Richard, Graf von Poitou; Philipp, Graf von Flandern; Theobald, Graf von Blois; Rotraud, Graf von Perche; Wilhelm, Graf von Rochefort; Heinrich, Graf von Champagne; Stephan, Graf von Sancerre; Robert, Graf von Dreux; die Grafen von Clermont, Beaumont, Soissons, Nevers, Vendome und Bar; Wilhelm und Drogo von Merlou; Aubri von Boulogne u. s. w. Zum Unterschied der Nationen nahmen die Franzosen ein rothes, die Engländer ein weißes, und die Flanderer ein grünes Kreuz. Der Ort dieser Zusammenkunft sollte von nun an das heilige Feld heißen, und durch ein hölzernes Kreuz und eine gemeinschaftlich erbaute Kirche verewigt werden. Allen Schuldnern sollten

die Zinsen auf zwei Jahre erlassen seyn, und wer nicht mitgehe, solle zum Besten des Zuges den zehnten Theil von allen seinen Gütern entrichten. Von diesem sogenannten Saladinszehnten wurden selbst die Geistlichen nicht ausgeschlossen.

Aber der Aufbruch ging noch nicht so bald von Statten. Die Nationaleifersucht fand noch tausend Ursachen zum Mißtrauen und zu gegenseitigen Reibungen, und es kam zu einem neuen Ausbruche der Feindseligkeiten, die jedoch bald wieder durch einen neuen Frieden beendet wurden. Unterdeß starb Heinrich II. am 6. Julius 1189, und sein kriegerischer Sohn, Richard I., dem seine Heldenkühnheit den Beinamen Löwenherz erworben hat, folgte ihm in der Regierung von England. Diesem nach Ritterehre durstenden Helden lag der Kreuzzug so sehr am Herzen, daß er alle anderen Geschäfte so schnell als möglich beseitigte, um nur recht bald nach Palästina zu kommen.

Am Johannistage 1190 empfing Philipp August in der Abtei zu St. Denis die Oriflamme *), den Pilgerstab, die Pilgertasche und den Segen von der dort verwahrten Dornenkrone des Heilands, und schiffte sich sodann zu Genua ein. Richard ging nach Marseille. Zur See nämlich wollte man diesmal die Wallfahrt unternehmen, wozu die Italienischen Seestädte Genua, Pisa und Venedig freudig die Hände boten, denn für sie fing durch die Kreuzzüge ein ganz neues Leben an. Durch die Überfahrten und Versorgungen der Heere wurden sie zu reichen und mächtigen

*) Die Reichsfahne der Franzosen, die wie ein Palladium verehrt ward; eigentlich zuerst die Kirchenfahne der Abtei des heil. Dionysius, des Schutzheiligen von Frankreich. Sie bestand bloß aus einem Stücke feuerrothen Taffets, unten in drei Spitzen ausgezackt, an denen grüne seidene Quasten hingen, und aus einer vergoldeten Stange.

Staaten; es entstand ein ausgebreiteter Seehandel, und Italien wurde wieder der Mittelpunct der Cultur und die Erweckerin der Künste. Leer rückkehrende Schiffe nahmen gewöhnlich Erde aus dem gelobten Lande mit, um ihre Begräbnißplätze damit zu füllen; man glaubte seliger in dem heiligen Sande zu schlummern. Wie viele rührende Gefühle sind doch mit dem kindlichen Glauben jener Zeit aus der Welt entschwunden!

In Messina vereinigten sich die beiden Könige wieder. Aber schon hier fingen die unseligen Reibungen an. Man mußte darum einen ganzen Winter in Sicilien liegen bleiben. Endlich (April und Junius 1191) ward bei der Festung Acre gelandet. Vor dieser Stadt, welche die Türken mit der größten Tapferkeit und Anstrengung vertheidigten, hatte Guido von Lusignan nun schon zwei Jahre gelegen. Jetzt, da er solche Verstärkung erhielt — schon früher waren, wie wir wissen, die Trümmer des Deutschen Heeres und andere Pilger zu ihm gestoßen — stiegen die Bedrängnisse der Belagerten immer höher. Es ward verabredet, daß die Franzosen und Engländer die Bestürmung von Acre immer abwechselnd einen Tag um den andern übernehmen wollten. So brachte es der Wetteifer in der Tapferkeit dahin, daß die Belagerten am 13. Julius 1191 die Stadt unter der Bedingung übergaben, daß man ihnen freien Abzug gestattete, doch ohne etwas mehr als ihre Kleider mitnehmen zu dürfen, und daß Saladin beiden Königen zweimal hunderttausend Goldstücke für die Lösung der Gefangenen zahlen sollte. Philipp August und Richard theilten die Stadt und die Güter, und als Herzog Leopold VI. von Österreich, welcher sich bei der Belagerung sehr thätig gezeigt hatte, seine Fahne auf einen Thurm pflanzte, ließ der stolze Richard sie herunterreißen

und in den Koth treten. Der Herzog, zu schwach um zu widerstehen, verschob die Rache auf eine gelegnere Zeit und verließ mit seinen Deutschen die Stadt. Auch Philipp August konnte Richards Stolz nicht länger ertragen, und schiffte sich bald wieder ein. Damit es aber nicht schiene, als wolle er die gemeine Sache verlassen, oder zu Hause vielleicht Richards Abwesenheit benutzen, so ließ er zehntausend Franzosen unter der Anführung Herzogs Odo von Burgund zurück, und schwur auf ein Evangelienbuch, Richards Besitzungen während dessen Abwesenheit nicht anzutasten.

Zwischen Richard und Saladin entstanden wegen des ausbedungenen Lösegeldes Mißhelligkeiten, und als Saladin es nicht sogleich herbeischaffen konnte, ließ Jener zweitausend fünfhundert der Gefangenen von Acre auf eine Wiese hinausführen, und sämmtlich niedermetzeln. Dies that ein König, der für den göttlichen Erlöser und dessen Lehre das Kreuz genommen hatte; dies that ein Ritter an heldenmüthigen Männern, von denen ein christlicher Augenzeuge der Belagerung von Acre sagt, Niemand auf Erden würde sie übertroffen haben, wenn nur ihr Glaube der rechte gewesen wäre. Dann rückte Richard weiter vor, erfocht manchen Sieg, und gab manchen Beweis einer löwenmüthigen Tapferkeit, aber Saladins Gegenanstalten, die ungünstige Jahreszeit, Mangel an Lebensmitteln, die sich immer mehr verringernde Zahl tüchtiger Krieger und die Zwistigkeiten mit den Franzosen bewirkten, daß der König, schon im Angesicht von Jerusalem, sich zum Rückzuge entschloß. Mit abgewendetem Gesicht rief er aus: „Wem es nicht vergönnt ist, des Heilands Grab zu befreien, der muß es auch nicht sehen!“ Er zog wieder nach Acre zurück, und schloß einen dreijährigen Waffenstillstand mit

Saladin, kraft dessen die Seestädte in den Händen der Christen bleiben, und alle Pilgrimme ungehindert durchgelassen werden sollten. Den Titularkönig von Jerusalem, Guido von Lusignan, beredete Richard, ihm Cypern, welches er erobert, als ein Königreich abzukaufen, und seine Ansprüche auf Jerusalem dem Grafen Heinrich von Champagne, Richards Neffen, abzutreten. Dadurch entstand ein neues Königreich Cypern, das sich doch fast dreihundert Jahre erhalten hat. Im September 1192 segelte Richard Löwenherz nach Europa zurück. Sechs Monate darauf starb der treffliche Saladin. Das war das Ende eines Zuges, der wiederum mehreren Hunderttausenden das Leben gekostet hatte.

---

17. Kaiser Heinrich VI.

(1190—1197.)

Wir kehren jetzt wieder nach Deutschland zurück, welches Kaiser Friedrich unter der Aufsicht seines Sohnes, des Königs Heinrich, zurückgelassen. Das Kreuzheer hatte seinen Zug noch nicht lange angetreten, als der alte Heinrich der Löwe aus England zurückkam, und seine Macht wiederherzustellen trachtete. Sogleich fiel ihm Erzbischof Hartwich von Bremen zu, und nächst diesem viele andere Sächsische Große; auch das Waffenglück begünstigte den Herzog anfangs. Bardewyk, welches sich weigerte, ihm die Thore zu öffnen, wurde erstürmt, zerstört, die Männer getödtet. Da er aber Siegberg nicht erobern konnte, die Holsteiner wieder von ihm abfielen, und König Heinrich mit einem Heere wider ihn im Felde erschien, so bequemte er sich zu einem Vergleiche, vermöge dessen er die

Mauern von Lauenburg und Braunschweig niederreißen, und Lübeck zur Hälfte behalten, zur Hälfte an den Grafen Adolf von Holstein abtreten sollte (1190).

Zur schnellen Beendigung dieser Angelegenheit war der König besonders auch durch die Nachricht getrieben worden, daß König Wilhelm II. von Sicilien am 1. November 1189 gestorben sey. Als er sich nun aufmachen wollte, seine neue Erbschaft anzutreten, kam die Nachricht vom Tode seines Vaters in Asien, und verursachte einigen Aufenthalt, während seine Gegner im Sicilischen Reiche die Zeit geschäftig nutzten. Die meisten Barone waren eben so wie das Volk den Deutschen höchlich abgeneigt, und konnten den Gedanken einer fremden Herrschaft nicht ertragen. Deswegen richteten sie ihre Augen auf Tancred, Grafen von Lecce, der ein natürlicher Sohn eines vor dem Vater gestorbenen Prinzen König Rogers war. Tancred wurde im Januar 1190 zu Palermo gekrönt, gewann auch das feste Land, und erhielt sogar von Clemens III. die päpstliche Belehnung. Als König Heinrich nach Italien kam, fand er die Städte der Lombardei wieder in heftigen Fehden gegen einander, und Cölestin III., den Nachfolger des eben (März 1191) gestorbenen Clemens, sehr abgeneigt, ihm die Kaiserkrone zu ertheilen. Um schneller fortzukommen, verstand er sich zu der unwürdigen Bedingung, den Römern das benachbarte Tusculum, welches sie auf das wüthendste anfeindeten, Preis zu geben, damit sie beim Papste die Kaiserkrönnug durchsetzten. Kaum war die Deutsche Besatzung herausgezogen, so fielen die Römer über die unglückliche Stadt her, zerstörten sie gänzlich, verstümmelten, blendeten, tödteten die Einwohner. An der Stelle des untergegangenen Tusculum steht das heutige Frascati, so genannt, weil die Wenigen, die

4*

sich retteten, anfangs in Hütten von Zweigen (frasche) wohnten.

Nachdem Heinrich am 14. April zu Rom die Kaiserkrone empfangen, zog er weiter in das Apulische Königreich. Bis nach Neapel hin huldigte ihm Alles, aber diese Stadt widerstand hartnäckig, und nachdem der Kaiser sie drei Monate vergeblich belagert, zwangen ihn Krankheiten und bedeutende Todesfälle, nach Deutschland zurückzukehren. Hier begann ein neuer Krieg gegen Heinrich den Löwen, der den eingegangenen Friedensbedingungen nicht nachgekommen war. Der alte Heinrich hatte aber kein Glück, er verlor Lübeck, und überzeugte sich, daß er einer gänzlichen Aussöhnung mit dem Kaiser bedürfe. Ein unerwarteter Zufall erleichterte diese. Pfalzgraf Konrad, ein Bruder Kaiser Friedrichs I., hatte eine Tochter Agnes, die schon in zarter Jugend einem Sohne Heinrichs des Löwen, der gleichfalls Heinrich hieß, zugedacht war. Der Bruch zwischen den beiden mächtigen Fürstenhäusern nach dem Abfalle des Herzogs von seinem Kaiser zerstörte das Vorhaben der Ältern, aber nicht die Liebe der Jungfrau zu ihrem Bräutigam. Sie gewann ihre Mutter, und wurde mit deren Einwilligung dem jungen Heinrich schnell und heimlich angetraut. Als Konrad, der am folgenden Tage nach dem Schlosse seiner Gemahlin kam, erfuhr, was geschehen sey, fürchtete er den Zorn seines Neffen, der in der That anfangs heftig aufloderte, aber bald beschwichtigt ward; da das Geschehene doch nicht zu ändern stand, zeigte sich der Kaiser nun geneigter, der langen Fehde ein Ende zu machen. Zu Dullethe bei Kifhausen hatte er mit dem alten nunmehr tiefgebeugten und dem Grabe nahen Welfen eine Zusammenkunft, in welcher diesem der Friede zugesichert ward, und für seinen Sohn die Belehnung mit

der wichtigen Pfalzgrafschaft am Rhein (1194). Im folgenden Jahre starb Heinrich der Löwe zu Braunschweig, sechs und sechzig Jahre alt, gewiß nicht ahnend, daß sein Geschlecht den kaum geendeten Kampf schon nach wenigen Jahren mit einem noch höhern Streben wieder aufnehmen würde.

Der Kaiser hatte den Frieden in Deutschland beschleunigt, weil König Tancred im Februar 1194 gestorben, und ihm nun eine bessere Aussicht eröffnet war, das Sicilische Reich zu gewinnen. Er eilte, nach Italien aufzubrechen, und gewann die Unterstützung der Seemächte Genua und Pisa durch große Versprechungen, die er hinterher nicht hielt, auch wol nie zu halten gedacht hatte. Mit leichter Mühe unterwarf er sich jetzt sowol das feste Land als die Insel Sicilien; diejenigen, die erst so eifrig waren, einen einheimischen König wider den Fremden zu erheben, thaten jetzt nichts für Tancreds Wittwe, die unglückliche Königin Sibylle und deren Sohn Wilhelm. Kaum war Heinrich zu Palermo gekrönt, als er die Entdeckung einer gegen ihn gerichteten Verschwörung verkündete, in welche nicht nur viele Bischöfe und vornehme Sicilier, sondern auch Tancreds Familie verwickelt seyn sollten. Wie es sich mit der Wahrheit dieses Vorgebens verhielt, ist zweifelhaft; gewiß aber, daß Heinrich mit einer Strenge und Grausamkeit verfuhr, die sein Andenken befleckt haben, und auch wenn die Schuld völlig erwiesen wäre, weder zu rechtfertigen noch als ein kluges und angemessenes Mittel zur Befestigung der Herrschaft zu betrachten seyn würden. Erzbischöfe, Bischöfe, Grafen und Edle wurden als Verräther mit schmählichen Todesstrafen belegt, aufgehenkt, gespießt, verbrannt, geblendet. Das letztere Schicksal hatte auch der junge Wilhelm, der sich als König Tancreds Sohn

schon als den Erben seiner Krone betrachtet hatte. Was konnte dies anders bewirken, als Verstärkung des Nationalhasses der Italiener und des bösen Rufes, in dem die Deutschen dort standen! Unbekümmert um den Bann des Papstes, nahm der Kaiser bei seiner Rückkehr nach Deutschland viele Geiseln mit, gab Spoleto, Ravenna und Ancona Deutschen, und seinem Bruder Philipp Tuscien und die Mathildischen Güter.

Als Heinrich nach Deutschland zurückgekehrt war, legte er den Fürsten einen Plan von der größten Wichtigkeit für das ganze Reich vor. Er verlangte: man solle die Kaiserwürde in seiner Familie erblich machen; dafür wolle er Apulien und Sicilien unabtrennlich mit dem Reiche vereinen, die Erblichkeit aller Lehen einführen und anerkennen, und allen bisherigen Anrechten auf den Nachlaß der Bischöfe entsagen. Schon hatten zwei und funfzig Fürsten ihre schriftliche Zustimmung gegeben, als der Widerspruch der übrigen den Entwurf rückgängig machte. Der Gedanke zeugt von Heinrichs tiefem und richtigem politischem Blicke; was er hier für die Größe seines Hauses beabsichtigte, wäre zugleich einer der bedeutendsten Schritte für Deutschlands Einheit gewesen. Wäre der Plan durchgegangen, er würde leicht der Geschichte unsers Vaterlandes ganz andere Bahnen vorgezeichnet haben. Der Mangel eines festen Nachfolgegesetzes, das Schwanken zwischen Erblichkeit und Wahlrecht der Großen, haben im Mittelalter in den allermeisten Europäischen Staaten große Verwirrungen erzeugt, aber nirgends so folgenreiche wie in Deutschland, wo die unseligen Zwistigkeiten um den Thron an der Auflösung des Ganzen den meisten Antheil gehabt haben.

Heinrich begab sich wieder in das Sicilische Reich. Während er dort aufs neue mit großer Strenge waltete,

und so die sicherste Stütze der Herrschaft, die Liebe des Volkes, immer mehr zerstörte, war er rastlos mit Plänen zur Erhöhung des Kaiserthrons beschäftigt. Er dachte auf nichts Geringeres, als auf die Eroberung des Byzantinischen Reiches, welches er mit Recht als eine nothwendige Grundlage betrachtete, die Asiatischen Küstenländer für das Christenthum und Europa dauernd zu gewinnen. Mitten unter so weitaussehenden Entwürfen raffte ihn der Tod hin. Er starb an der Folge eines kalten Trunks nach übermäßiger Erhitzung am 28. September 1197 zu Messina, im zwei und dreißigsten Jahre seines Alters, und hinterließ nur ein einziges Söhnlein, Friedrich, damals erst drei Jahre alt.

---

18. Papst Innocenz III.

(1198—1216.)

Dieser unerwartete Todesfall schien Alles auf einmal umzustoßen, was Friedrich I. mit so vieler Mühe und in so langer Zeit erbauet hatte. Und zum Unglück für die kaiserliche Macht erhielt Rom bald darauf, als Deutschland einen mächtigen und angesehenen Kaiser verloren, einen der größten Päpste, die es je gehabt hat. Denn wenige Monate nach Heinrich VI. starb Cölestin III., und nach kurzer Berathung vereinigten sich alle Stimmen für den Cardinal Lothar, einen gebornen Grafen von Signia, der als Papst Innocenz III. hieß. Er zählte — für einen Papst ein ungewöhnliches Alter — erst sieben und dreißig Jahre, hatte sich aber durch seine große Gelehrsamkeit schon die höchste Achtung seiner Zeitgenossen erworben. Noch größere Bewunderung erweckten bald seine Charakterstärke, Festigkeit, Besonnenheit, Einsicht, Gewandtheit und Geschick zur Füh-

rung der Geschäfte, und die Thätigkeit und Klugheit, mit welchen er alle diese außerordentlichen Gaben zur Lenkung der Kirche und zur Erhöhung des päpstlichen Einflusses auf die Regierung der Staaten anwandte. Von der Nothwendigkeit und den heilsamen Folgen eines solchen Einflusses war er nicht weniger durchdrungen als Gregor VII., und da er mit dieser Überzeugung auch den Willen und die Kraft verband, eben so zu handeln; da die Umstände seit jenem Gregor keinen Papst so begünstiget hatten wie ihn; da das Papstthum durch die seit einem Jahrhundert in Anspruch genommenen und durchgekämpften Vorrechte die Gewalt der Meinung und der Gewohnheit für sich gewonnen hatte: so war es ganz natürlich, daß Innocenz auf der Leiter der Papstmacht eine noch höhere Stufe beschritt. Diese große geistliche Gewalt bildete in jenen Jahrhunderten, wenn sie von weisen Männern geübt ward, ein oft sehr nützliches Gegengewicht gegen schonungslosen Despotismus der weltlichen; denkenden Menschen späterer Jahrhunderte hat aber dennoch, und mit Recht, die Gefahr der vollendeten Priesterherrschaft größer geschienen, weil sie zu ihrer Sicherheit einer Beschränkung, ja Fesselung der Geister bedarf, welche der Menschheit ihr theuerstes Gut verkümmert, oder gar völlig zu rauben droht.

Den Anfang machte Innocenz damit, sich eine bessere Grundlage unmittelbarer weltlicher Herrschaft zu erwerben. Gleich den Tag nach seiner Weihung zwang er den kaiserlichen Stadtpräfecten zu Rom, ihm den Lehnseid abzulegen. Hierauf forderte er die schon zur Empörung so geneigten Bewohner der Mark Ancona und des Herzogthums Spoleto auf, die Deutschen Fürsten sammt den Besatzungen hinauszujagen. Vergebens erboten sich die ersteren, von weltlichem Beistand verlassen, gleich jenem Prä-

fect die päpstliche Lehnshoheit anzuerkennen, und einen jährlichen Zins nach Rom zu entrichten. Innocenz bestand auf der gänzlichen Räumung des Landes. Auf diese Art erwarb sich endlich der Papst einen Bezirk von Städten und das Eigenthumsrecht von Rom, das ihm bis dahin nicht bloß vom Kaiser, sondern von den Römern selbst so lebhaft bestritten worden war, und legte dadurch den Grund zu dem nachmals sogenannten Kirchenstaate, den er noch weiter ausgedehnt haben würde, wenn nicht die Eifersucht des Erzbischofs von Ravenna ihm Grenzen gesetzt hätte.

Nicht weniger begünstigte die Lage des Sicilischen Reiches den Papst. Die Kaiserin Constanze befand sich in der Mitte zwischen den Parteien, welche der Tod ihres Gemahls hervorgerufen, in einer so übeln Lage, daß sie ohne den Schutz des Papstes die Krone ihrem unmündigen Sohne nicht erhalten zu können glaubte. Sie erkannte diesen daher als Oberlehnsherrn Siciliens an (vgl. Th. IV. S. 282.), bewilligte eine Erhöhung des jährlichen Zinses und die Zurücknahme der Vorrechte in Kirchensachen, welche den Normannischen Königen von früheren Päpsten eingeräumt worden waren. Dafür erklärte der Papst den Knaben Friedrich für den rechtmäßigen Herrn des Sicilischen Reiches. Ja als Constanze bald nachher starb (1198), setzte sie im Testamente den Papst zum Vormund ihres Sohnes ein. Dieses Reich blieb indeß fortwährend der Schauplatz blutiger Fehden, obschon Innocenz das Seinige that, um die Rechte seines Mündels aufrecht zu erhalten. Im Jahre 1209 vermittelte er die Heirath des noch sehr jungen Friedrich mit Constanze, der Schwester König Peters II. von Aragonien und Wittwe des Königs Emrich von Ungern.

Auch in dem übrigen Europa erscheint Innocenz als Schiedsrichter und Ordner der Staaten. König Philipp

August von Frankreich hatte seine Gemahlin Ingeburg, eine Dänische Prinzessin, verstoßen und die Tochter des Herzogs von Meran geheirathet. Wie einst Papst Nicolaus den König Lothar von Lothringen, zwang Innocenz Philippen, die unschuldige Ingeburg wieder anzunehmen. Den König Alfons II. von Leon nöthigte er, seine Ehe wegen eines nahen Verwandtschaftsgrades zu trennen. Peter II. von Aragonien und Kalojohannes von Bulgarien empfingen von ihm ihre Kronen; das letztere Land, bisher zur Griechischen Kirche gehörig, wurde zugleich unter die Römische gestellt. König Sancho I. von Portugal weigerte sich, einen von seinem Vater dem päpstlichen Stuhle versprochenen Zins zu zahlen, und mußte sich doch zuletzt dazu bequemen. In Ungern vermittelte er Streitigkeiten zwischen zwei königlichen Brüdern, und in Norwegen nahm man seine Entscheidung, wem von zwei Kronbewerbern der Vorrang gebühre, in Anspruch. Merkwürdiger indeß als Alles dieses ist das Eingreifen des Papstes in die Verhältnisse Deutschlands und Englands, von welchen in den folgenden Abschnitten die Rede seyn wird.

Mit gleichem Erfolg und Nachdruck regierte Innocenz die Kirche, entschied Streitigkeiten zwischen Bischöfen, Prälaten ꝛc. Den Bittenden gestattete er gern unmittelbaren Zutritt, und hielt dreimal in der Woche einen großen Kirchenrath. Hier untersuchte und prüfte er jede Eingabe mit solcher Genauigkeit und solchem Scharfsinn, und zeigte sich über jede niedere Rücksicht so erhaben, daß noch jetzt seine auf uns gekommenen Briefe dem Inhalte wie der Form nach, als Muster rechtlicher Entwickelungen und Entscheidungen gelten können *).

*) v. Raumer Geschichte der Hohenstaufen, Bd. III. S. 247.

19. Philipp von Schwaben und Otto IV.
(1198—1218.)

Die Nachricht vom Tode Kaiser Heinrichs VI. empfing sein Bruder Philipp, Herzog von Schwaben, zu Viterbo, da er gerade auf der Reise nach Apulien begriffen war, seinen Neffen Friedrich nach Deutschland abzuholen, um ihn noch beim Leben des Vaters zum König salben und krönen zu lassen. Sofort kehrte er nach Deutschland zurück, wo seine Gegenwart höchst nöthig war, wenn das Kaiserthum seinem Hause erhalten werden sollte. Weil der Erzbischof von Mainz eben damals im Morgenlande war, wollten die von Trier und Köln das Wahlgeschäft leiten, und setzten den Wahltag auf den 1. März 1198 an. Allein man wußte schon, daß sie alle beide den Hohenstaufen abgeneigt waren. Philipp gewann indeß viele Fürsten; die Anhänger der Hohenstaufen kamen für sich zu Mühlhausen zusammen, und wählten, weil sie keine vormundschaftliche Regierung wollten, nicht den dreijährigen Friedrich, sondern den Herzog Philipp. Die Gegner aber erklärten diese Wahl für ungesetzlich, und wollten Berthold von Zähringen die Krone geben. Als aber dieser seine Ansprüche für Geld an Philipp verkaufte, erhoben sie Otto, Heinrichs des Löwen zweiten Sohn, auf den Thron. So entzündete sich denn der kaum erloschene Kampf zwischen den beiden feindlichen Häusern mit erneuerter Heftigkeit; das Reich hatte zwei Häupter, und wurde in dem beginnenden Bürgerkriege wiederum von seinen eigenen Söhnen zerfleischt.

Beide Theile trachteten nach Kräften, Anhänger zu gewinnen, aber Niemand erschien ihnen so wichtig wie der mächtige Papst. Innocenz ermahnte die Fürsten und Prälaten, sie möchten den Zwist beseitigen, welcher Reich und

Kirche zerstöre, sonst werde er, vermöge der ihm als Stellvertreter Christi zustehenden Machtvollkommenheit, sich für den erklären, dessen Verdienste ihm am größten erschienen. Aber die Parteien standen zu heftig gegen einander, als daß an eine friedliche Aussöhnung zu denken gewesen wäre, und so erhielten des Papstes Ansprüche und seine lästige, die Ehre und Unabhängigkeit des Reiches beeinträchtigende und herabwürdigende Einmischung erst Gewicht durch der Könige Bemühung um seine Gunst, und durch der Fürsten verderbliche Zwietracht. Bald erklärte sich auch Innocenz wider Philipp, weil er seiner und seines ganzen Stammes Natur gemäß die Kirche verfolgen werde, und um so härter und gefährlicher, wenn er dazu größere Macht erhielte. Und nachdem er nochmals vergeblich auf eine gütliche Vereinigung gedrungen hatte, befahl er, daß alle Stände, bei Strafe des Bannes, Otto als König anerkennen sollten.

Indeß blieben die meisten weltlichen Großen auf Philipps Seite, während die geistlichen Stände und die Städte es mehr mit dem Welfen hielten. Philipp sparte indeß weder Güter noch Schätze, um die Zahl seiner Anhänger zu vermehren; dem Böhmenherzoge Primislaus Ottokar I. ertheilte er für seinen Beistand die Königskrone *). Ein zehnjähriger, oft mit Grausamkeit geführter, Bürgerkrieg zerriß Deutschland, und erschlaffte, wie zu den Zeiten Heinrichs IV., die Bande der bürgerlichen Ordnung. Raub, Brand und Mord wurden ungestraft begangen, und so ungescheut, daß Bischof Konrad von Würzburg, weil er den

*) Die früher schon von den Kaisern einigen Herzogen dieses Landes ertheilte königliche Würde (oben S. 10.) war bloß persönlich gewesen; von da an blieb sie allen folgenden Böhmischen Herrschern.

argen Freveln Einhalt thun wollte, von adeligen Reichsmannen auf dem Wege zur Kirche angefallen und umgebracht, der Leichnam grausam verstümmelt ward. Indeß erklärte sich das Glück mehr und mehr für Philipp, seine Übermacht trat bedeutender hervor, und schon neigte sich selbst Innocenz, dem er große Anerbietungen machte, auf seine Seite, schon war Philipp im Begriff, seinem Gegner den letzten entscheidenden Kampf anzubieten, als er am 21. Junius 1208 auf der Altenburg bei Bamberg vom Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach, dem Neffen des Wittelsbachers, welchem Kaiser Friedrich I. Baiern verliehen hatte, ermordet ward. Er hatte dem letztern nicht nur seine ihm ehemals versprochene Tochter versagt, sondern ihn auch noch dem Herzog von Schlesien statt der gehofften Empfehlung als einen hochfahrenden und heftigen Mann geschildert, mit dem man sich vorsehen müsse. Otto war ein jähzorniger, wilder Mensch, der einst einen Edeln heimtückisch erschlagen hatte, und den deswegen Philipp nicht zum Schwiegersohne mochte. Sein Verbrechen scheint durch die Zurücksetzung und den falschen Empfehlungsbrief um so weniger genügend erklärt, als er Genossen hatte, die von anderen Beweggründen geleitet worden seyn müssen. Die Geschichte vermag indeß dieses Dunkel nicht aufzuhellen *). Die Reichsacht und der Tod von der Hand eines ausgesandten Vollstreckers derselben waren die Strafen dieses Königsmords.

Nun stand Otto IV. ohne Nebenbuhler da. Er unternahm stolz seinen Römerzug, aber unter Bedingungen, die seine Ohnmacht hinlänglich zeigten, und das kaiserliche Ansehen tief herabwürdigten. Er verstand sich nämlich da-

*) v. Raumer a. a. O. Bd. III. S. 142.

zu, vor seiner Krönung einen schriftlichen Vertrag zu unterschreiben, in dem er die Mark Ancona, das Herzogthum Spoleto, die Mathildischen Güter, die Grafschaft Bertinoro, das Exarchat von Ravenna und die Pentapolis dem heiligen Stuhle, dem sie zuständen, in so fern er sie schon besäße, frei und ruhig zu lassen, und zur Erwerbung der übrigen behülflich zu seyn verhieß. Desgleichen mußte er versprechen, freie Wahlen und Berufungen nach Rom zu gestatten, den Erbschaften der Prälaten und der einstweiligen Besitznahme erledigter Pfründen zu entsagen. Auf dieses krönte ihn Innocenz zu Rom am 27. September 1209 in der Peterskirche.

Aber die Verhältnisse waren dahin gediehen, daß ein dauernder Friede zwischen Papst und Kaiser nur dann bestehen konnte, wenn einem von Beiden Kraft oder Willen gebrach, die Ansprüche ihrer tüchtigsten Vorgänger aufrecht zu erhalten und durchzukämpfen. Otto gehörte so wenig als Innocenz zu den unkräftigen Geistern. Wie Heinrich V. hatte er die Freundschaft des Papstes nur als die Leiter betrachtet, zur Kaiserwürde zu gelangen, deren Glanz und Hoheit er, sobald er sein Ziel erreicht hatte, der Priesterherrschaft nicht zum Opfer bringen wollte. Sofort ertheilte er in den von Innocenz eingezogenen Landschaften des Kirchenstaats Belehnungen aus kaiserlicher Machtvollkommenheit, gab die Mathildischen Güter nicht heraus, ja er machte Anstalten, den Aufforderungen einer unzufriedenen Partei im Apulischen Reiche nachzukommen, und den jungen König Friedrich mit Krieg zu überziehen. Auf die Vorwürfe des Papstes, daß er seinen Eid breche, erwiederte er: er habe nicht minder geschworen, die Würde des Reiches zu erhalten, und alle verlorenen Rechte desselben wiederzugewinnen. Da er also den einen Eid nicht er-

füllen könne, ohne den andern zu brechen, so wolle er wenigstens den ältern halten, nach welchem er den zweiten nie hätte schwören sollen. Zu gleicher Zeit rückte er in Unteritalien ein, und eroberte fast das ganze feste Land, während der Papst den Bann über ihn aussprach, und alle Unterthanen vom Eide der Treue lösete (1210). Die Wirkung, welche dieser Bann in Deutschland hervorbrachte, hemmte Otto's Siegeslauf und rief ihn zurück. Denn die längst schon unzufriedenen Deutschen Fürsten zerfielen nun wieder in Parteien; der Hohenstaufische Anhang rief 1211 den siebzehnjährigen Friedrich, Heinrichs VI. vielversprechenden Sohn, aus Italien herbei. Selbst Innocenz III., so wenig es ursprünglich sein Plan gewesen war, die Verbindung der Krone von Sicilien mit der Deutschen wieder zu befördern, erklärte sich jetzt für ihn, weil er bei seinem Mündel günstigere Gesinnungen für die Kirche voraussetzte, als bei dem stolzen Sachsen Otto. Nach sorgfältiger Abwägung aller Gründe für und wider ein so gewagtes Unternehmen entschloß sich Friedrich, die erste Krone des Abendlandes, die seine Väter getragen, nicht von sich zu weisen. Den Lombarden, die es meist mit Otto hielten, besonders den Mailändern, die Alles, was Hohenstaufe hieß, mit tödtlichem Hasse verfolgten und dem jungen Könige mit großer Wachsamkeit auflauerten, entging er mit genauer Noth. Es glich fast einem Wunder, daß er über Mantua, Verona und Chur glücklich nach Kostnitz kam (1212). Sein gefälliges, einnehmendes Wesen, seine große Freigebigkeit, gewannen ihm schnell die Herzen. Auch Philipp August förderte Friedrichs Unternehmen nach Kräften, weil Otto von seinem Feinde, dem Könige von England, unterstützt wurde. Deswegen glaubte Otto, Friedrich einen tödtlichen Streich zu versetzen, wenn

er gegen den König von Frankreich zog. Er ward aber bei Bouvines geschlagen (1214), und brachte dadurch sein Ansehen in Deutschland noch mehr in Verfall. Des jungen Friedrich Anhang wuchs dagegen immer mehr, Otto konnte sich nur noch im nördlichen Deutschland behaupten, und nicht verhindern, daß Friedrich 1215 zu Aachen mit allen üblichen Feierlichkeiten gekrönt ward. Von den meisten Ständen verlassen, starb Otto am 19. Mai 1218 auf der Harzburg.

---

20. Der Kreuzzug gegen Constantinopel.

(1204.)

Der Griechische Kaiser Alexius Comnenus, der durch Tapferkeit, List und gutes Glück die Würde des Reiches gegen Normannen, Kreuzfahrer und Seldschucken aufrecht erhalten, und die nördlichen Grenzen durch entscheidende Siege über Petschenegen und Komanen, zwei wilde Tatarische Nomadenvölker, gesichert hatte, starb 1118. Sein Sohn und Nachfolger Johannes oder Kalojohannes, den ein einsichtsvoller Geschichtsschreiber den Größten und Besten der Comnenen nennt, behauptete die Herrschaft nicht weniger glücklich. Ihm folgte sein Sohn Manuel, ein Krieger von riesenhafter Körperkraft, dessen sieben und dreißigjährige Regierung (1143—1180) mit Kriegen wider Türken und Christen vom Taurus bis nach Sicilien hin erfüllt ist. Mit seinem Tode gingen die besseren Zeiten, welche Byzanz diesem Herrscherstamme verdankte, zu Ende. Sein unmündiger Sohn Alexius II. ward durch einen Vetter Andronikus, dessen Leben von seltsamen, romanhaften Abenteuern erfüllt ist, entthront und ermordet (1183).

Andronikus glaubte den Thron, den er einem Verbrechen verdankte, nur durch fortwährende Frevel und Grausamkeiten behaupten zu können, und trieb es so arg, daß er zuletzt in einem Aufstande von dem erbitterten Pöbel unter fürchterlichen Martern hingerichtet ward (1185). Er war der letzte Comnene auf dem Throne von Constantinopel.

An seine Stelle erhob man Isaac II. Angelus zum Kaiser. Auch dieser ward zehn Jahre nachher, nach einigen Unglücksfällen gegen die Bulgaren und Wallachen und einer unverständigen Regierung (er vergeudete täglich viertausend Pfund Silbers, und hielt sich zwanzigtausend Verschnittene!), von seinem Bruder Alexius III. Angelus, des Throns und der Augen beraubt, und zu einem ewigen Gefängnisse bei Wasser und Brot verdammt (1195). Der grausame Alexius III. regierte darauf acht Jahre, erregte aber gleichfalls mit jedem Jahre größeres Mißvergnügen. Da machte sich der junge Alexius, Sohn des gefangenen blinden Isaac, auf, entwischte über das Adriatische Meer, und suchte Hülfe für seinen Vater in Italien, Deutschland und Frankreich.

Damals sammelte sich eben durch Innocenz III. häufige Ermahnungen und thätige Einwirkung ein neues Kreuzheer unter dem tapfern Markgrafen von Montferrat, dem Grafen Balduin von Flandern und mehreren Französischen Fürsten, welche sich mit der Republik Venedig verbündet hatten. Wie dieser Staat seinen ersten Ursprung den Flüchtlingen verdankt, die vor Attila's wilden Horden auf den Lagunen des Adriatischen Meeres Schutz suchten, ist schon in der Alten Geschichte (Th. III. S. 505.) erwähnt. Mit der Eroberung der Longobarden nahm die Zahl derselben zu. Anfangs hatte jede Insel ihre besondere Regierung; dann stand das Ganze unter allgemeinen Oberhäuptern.

Der erste im Jahre 697 dazu erwählte Herzog (Doge) hieß Anafesto. Im neunten Jahrhundert entstand die Stadt Venedig aus der Verbindung des Hauptortes Rialto mit vielen kleinen umliegenden Inseln. Venedig beugte sich nicht unter die Fränkische und Deutsche Oberhoheit, es schloß sich an das Griechische Reich an, und blieb desto unabhängiger. Durch Handel und Schifffahrt, in welchen die Venetianer es bald allen übrigen Italienischen Städten zuvorthaten, wurden sie reich und mächtig, schritten erobernd aus den Lagunen hervor, und unterwarfen Dalmatien. Zu Constantinopel erfreute sich ihr Handel großer Vortheile und Begünstigungen; die Kreuzzüge eröffneten ihnen ein weites Feld für unmittelbarere Verbindungen mit dem Orient, die anlockendsten für Kaufleute, so weit die Geschichte reicht. Daher der lebhafte Antheil, den Venedig an den heiligen Zügen nahm (vgl. oben S. 47.). Diesmal schlossen die Französischen Kreuzfahrer einen Vertrag mit dem seemächtigen Staate, vermöge dessen die Venetianer gegen Zahlung von fünf und achtzigtausend Mark Silber die Überfahrt eines Heeres von dreißig- bis vierzigtausend Mann übernahmen und für Lebensmittel sorgten. Der vier und neunzigjährige, erblindete und doch noch von jugendlicher Kühnheit beseelte Doge Heinrich Dandolo stellte sich selbst an die Spitze der theilnehmenden Venetianer. Man verließ Venedig 1202, und richtete die Waffen zuerst gegen Zara, welches eingenommen ward.

Hier erschien der hülfesuchende Prinz Alexius vor den Kreuzfahrern, und gewann sie durch die größten Versprechungen; er wollte zweimal hunderttausend Mark Silbers geben, die Griechische Kirche mit der Römischen vereinigen, und an dem Kreuzzuge gegen die Ungläubigen Theil nehmen. Dafür versprachen sie ihm, seinen Vater wieder

in die Regierung einzusetzen, und ihm seine Feinde überwinden zu helfen.

Auf der schönsten Venetianischen Flotte näherten sich die Ritter 1203 dem Hafen von Constantinopel, und warfen ihm gegenüber auf der Asiatischen Seite die Anker aus. Als eine vorläufige Unterhandlung mit dem Kaiser Alexius III. fruchtlos ablief, rückten sie keck mit ihren Schiffen über den Bosporus, drückten den Kaiser mit seinen siebzigtausend Mann in die Stadt zurück, verbrannten oder eroberten die Griechische Flotte, sprengten die Kette, und nahmen den Hafen in Besitz. Da entfloh der Kaiser, die furchtsamen Einwohner holten den augenlosen Isaac wieder aus dem Gefängnisse hervor, und setzten ihn nebst seinem Sohn Alexius auf den Thron.

Des treuen Sohnes Zweck war nun erreicht, allein nun sollte er auch den Kreuzfahrern die eingegangenen Bedingungen erfüllen. Aber woher so viel Geld nehmen? und wie das Volk zur Unterwürfigkeit gegen den Römischen Papst bewegen? Er durfte diese Saite kaum berühren, als schon Alles Empörung schnaubte. Als er aber gar, um die versprochene Summe zusammenzubringen, neue Auflagen machte und selbst das Kirchensilber angriff; als ferner die durch ihn ins Land gezogenen Gäste sich ungebührend betrugen, und einzelne Wallbrüder unter andern aus Glaubenseifer eine Moschee anzündeten, welche der vorige Kaiser den Türken in seiner Residenz zu bauen erlaubt hatte, und die nun durch das um sich greifende Feuer ein ganzes Quartier der Stadt in ihren Untergang mit verschlang — da brach der Aufruhr unaufhaltsam aus, und das Volk verlangte schlechterdings einen andern Kaiser. Von den Besseren im Senate wagte unter so bedenklichen Umständen Niemand diese schwere Rolle zu übernehmen;

ein Sprößling aus dem ehemaligen Kaiserhause der Dukas, Alexius, der von seinen starken Augenbraunen den Beinamen Murzuphlus führte, ließ sich endlich willig finden. Der junge Alexius, Isaacs Sohn, ward erdrosselt, der Vater starb vor Gram und Schrecken.

Nach einer solchen Gewaltthätigkeit glaubten sich die Kreuzfahrer (oder Lateiner, wie sie hier genannt wurden) nunmehr gegen dieses mörderische und treulose Volk, das sie ohnehin als halbe Ketzer betrachteten, zu Allem berechtigt. Sie beschlossen, die Stadt mit Gewalt zu erstürmen, nachdem sie vorher eine Übereinkunft wegen der Theilung der Beute und der künftigen Einrichtung getroffen hatten. Der erste Sturm ward abgeschlagen, aber drei Tage nachher sprengten sie (12. April 1204) die Thore, und so groß war der Schrecken der Einwohner, daß, selbst nach Griechischen Berichten, ein einzelner Ritter Tausende vor sich her trieb. In der Nacht entstand abermals eine große Feuersbrunst, die dritte, seitdem die Kreuzfahrer vor Constantinopel erschienen waren. Murzuphlus floh *) und während die Großen noch stritten, ob Theodor Dukas oder Theodor Laskaris ein Kaiserthum erhalten solle, das nicht mehr vorhanden war, verbreiteten sich die Sieger in der unglücklichen Stadt, drangen gierigen Raubthieren gleich in Paläste und Häuser ein, plünderten und raubten, und verübten mit zügelloser Wuth Frevel und Gräuel. Zu der rohen Habsucht kam frecher Übermuth, der selbst der heiligen Örter nicht schonte. Die Kirchen wurden durch Saufgelage entweiht, zu Pferdeställen gemacht, auf das ekelhafteste verunreinigt, eine liederliche Dirne setzte sich singend und tanzend auf den Patriarchenstuhl. Kunstwerke

*) Er ward nachher von den Lateinern gefangen und von der Säule des Theodosius herabgestürzt.

wurden mit Gewalt verstümmelt und zerhauen, selbst an den metallenen Bildsäulen übte der eigensinnigste Zerstörungskitzel seine Beharrlichkeit. Ein einziges berühmtes Kunstwerk aus dem Alterthum, vier vielbewunderte Pferde von Bronze, retteten die Venetianer zur Zierde ihrer Stadt. Endlich verordneten die Häupter, daß alle gemachte Beute in drei bestimmte Kirchen niedergelegt, und dem früher geschlossenen Vertrage gemäß, zwischen Franzosen und Venetianer gleich getheilt werde. Hier kam, trotz dem daß Vieles untergeschlagen wurde, eine so ungeheure Menge von reichen Zeugen, Kostbarkeiten und Geld zusammen, daß ein Augenzeuge schrieb, im ganzen übrigen Europa seyen nicht so viele Reichthümer vorhanden, ein Anderer, seit Erschaffung der Welt wäre so viel nicht erbeutet worden. Und allerdings war Constantinopel eine der größten, schönsten und reichsten Städte in der Welt. Als es nun zur Theilung kam, behielten die Franzosen, nur an Gelde, viermal hunderttausend Mark Silber.

Nachdem dieses Geschäft vollendet war, schritt man zur Theilung des Reichs. Man zerfällte es vorläufig in vier Stücke, deren eines der haben sollte, welchen die Stimmenmehrheit zum Kaiser wählen würde; in die anderen drei sollten sich die übrigen Anführer und die Republik Venedig theilen, doch so, daß sie Alle des Kaisers Lehnsträger wären. Die Klugheit des Dogen Dandolo leitete Alles vortrefflich. Zum Kaiser ward einstimmig der tapfere Balduin, Graf von Flandern und Hennegau, ernannt. Venedig nahm für sich den Theil, der ihm am gelegensten war, nämlich den ganzen Küstenstrich am Adriatischen und Ägäischen Meere, ein Stück vom Peloponnes und viele Inseln. Der Markgraf Bonifaz von Montferrat sollte die Asiatischen Provinzen erhalten, aber da er sah, daß sie

nicht zu behaupten seyn würden, vertauschte er sie gegen Macedonien und das übrige Griechenland, und nahm den Titel eines Königs von Thessalonich an; Kreta, welches ihm gleichfalls zugesprochen war, verkaufte er an die Venetianer. Außerdem gab es noch eine Anzahl kleinerer Herrschaften; es entstand ein Fränkischer Herzog von Athen, ein Fürst von Achaja u. s. w. Wie wenig sich aus so bunter Zusammensetzung eine sichere Herrschaft erbauen ließ, geht schon aus der Natur der Verhältnisse hervor, und wir werden in der Folge hören, welche kurze Dauer sie hatte. Auch war von den Lateinern keineswegs das ganze, den Byzantinischen Kaisern bisher unterworfene Reich bezwungen. Der von den Griechen zum Kaiser erhobene Theodor Laskaris gründete in Asien aus den Provinzen Bithynien, Phrygien, Mysien, Jonien und Lydien mit vielem Glück ein Reich, welches von dem Herrschersitze das Kaiserthum Nicäa hieß. Eben so stiftete ein Nachkomme der Comnenen im Pontus und Paphlagonien ein anderes Reich, das nachmalige Trapezuntische Kaiserthum, gleichfalls von der Hauptstadt also genannt, welches sich so lange als das Byzantinische erhalten hat, bis es zuletzt wie dieses in die Hände der Türkischen Eroberer fiel; und ein unehelicher Abkömmling des Hauses Angelus behauptete in Epirus und Ätolien eine unabhängige Herrschaft.

Das ursprüngliche Ziel der Unternehmung, Palästina, war nunmehr natürlich ganz vergessen; doch versäumte Innocenz III. seinerseits nichts, was den Zweck, das heilige Land wiederzuerobern, befördern konnte. Schon früher hatte er ein Zehntel aller seiner und der Cardinäle Einnahme dazu bestimmt, die übrigen Prälaten und Geistlichen mit einem Vierzigstel der ihrigen besteuert. Aber der Erfolg entsprach seinen Bemühungen nicht; die Spal-

tung in Deutschland, fortdauernde Händel zwischen Frankreich und England, die Albigenserkriege waren einer großen Unternehmung nach dem Morgenlande nichts weniger als günstig. Nur in einer fast unglaublichen Erscheinung zeigte sich der noch nicht erloschene, aber nun völlig regellose und unverständige Eifer der Zeit für die Kreuzfahrten. Im Jahre 1212 nahmen in Deutschland und Frankreich große Schaaren von Kindern das Kreuz, und dachten alles Ernstes Jerusalem zu erobern. Einige dieser Haufen kamen über die Alpen nach Italien, und fanden dort vor Hunger und Mattigkeit meistens ihr Grab; an dreißigtausend zogen nach Marseille und fielen dort Sklavenhändlern in die Hände, welche sie, unter dem Vorwande unentgeltlicher Überfahrt nach Palästina, auf ihre Schiffe lockten, dann aber an die Saracenen nach Africa verkauften. Erst nach Innocenzens Tode unternahm König Andreas II. von Ungern wieder einen ordentlichen Kreuzzug (1217). Aber er war noch nicht lange in Syrien angekommen, als ihn Krankheit und üble Nachrichten aus der Heimath zum Umkehren bewogen, ohne daß er von der ganzen Unternehmung einen andern Gewinn gehabt hätte, als einige zusammengekaufte Reliquien, unter denen sich ein Stück von der Ruthe Aarons und einer von den Krügen der Hochzeit zu Kana befinden sollten.

---

21. Ketzerverfolgungen; Albigenserkrieg.

Von den ersten Jahrhunderten des Christenthums war in der Kirche das Bestreben herrschend, die Einheit des Glaubens und der Verfassung zu erhalten, ohne daß es ihr jemals gelang oder gelingen konnte, dieses Ziel zu erreichen

(Th. III. S. 448.). Dieses Bestreben für die Behauptung einer allgemeinen (katholischen) Kirche ging von der Besorgniß aus, daß durch fortwährende immer mehr trennende und vereinzelnde Spaltungen das Band, welches die Christenheit zusammenhalten soll, erschlaffen werde, und sich endlich ganz auflösen könne; aber ihm stand die gerechte Furcht vor der noch größern Gefahr entgegen, durch äußerlich erzwungene Einheit den Geist in Knechtschaft und unter die Herrschaft des Buchstabens gerathen zu sehen. Während es daher die katholische Kirche für nothwendig und folgerecht hielt, Alle, die nicht genau so dachten und glaubten wie sie, von ihrer Gemeinschaft auszuschließen, und als Häretiker zu verdammen, verabscheuten diese wiederum die sich allein rechtgläubig nennende Kirche, indem sie ihr bald diesen bald jenen nach ihrer Ansicht gefährlichen Irrthum vorrückten, oder ihre Einrichtungen als schädlich und unchristlich verwarfen. Je höhere Stufen der Macht die Hierarchie erstieg, je mehr sie sich, theils durch die gänzlich veränderten Verhältnisse dahin geleitet, theils aus Herrschsucht dazu bewogen, von den ursprünglichen Einrichtungen der christlichen Kirche trennte, je mehr sie die Glaubenslehren nach Willkühr bestimmte und vermehrte, die gottesdienstlichen Handlungen mit Gebräuchen überlud, und abergläubische Meinungen beförderte: je größer und häufiger ward auch die Veranlassung zur Entstehung ketzerischer Meinungen und Secten, welche bald, wie es Arnold von Brescia that, den angemaßten Einfluß auf weltliche Dinge schalten, bald in einzelnen Puncten des Glaubens anders lehrten, bald beide Arten von Abweichungen verbanden. Der Ursprung dieser Secten ist im Morgenlande zu suchen, wo sie theils aus einem tiefgefühlten religiösen Bedürfniß entstanden, welches durch die trocknen

Zänkereien über spitzfindige dogmatische Sätze unbefriedigt blieb, theils sich an die Reste der Manichäischen und gnostischen Parteien anschlossen, von denen sie manche schwärmerische Vorstellung, manchen Irrthum mit herübernahmen. Sie erschienen im Byzantinischen Reiche im siebenten Jahrhundert unter dem Namen der Paulicianer, wurden heftig verfolgt, und verbreiteten sich späterhin unter den Nationen des Abendlandes, besonders auch von der Bulgarei her. Im elften Jahrhundert traten sie in Deutschland, Italien und Frankreich auf, und gewannen vielen Anhang. Sie wurden hier Katharer genannt (wovon Einige das Deutsche Wort Ketzer ableiten). Sie strebten dahin, die Kirche zur apostolischen Einfalt zurückzuführen, sprachen gegen alle später hinzugekommenen Lehrsätze, als gegen Fegefeuer und Anrufung der Heiligen, gegen die Werthschätzung äußerer Religionshandlungen, eben so gegen die ganze hierarchische Einrichtung. Doch war ihre Lehre so wenig als ihr Wandel von Übertreibung, Schwärmerei und Irrthum frei, obschon einige jedem sittlichen Gefühle Hohn sprechende Grundsätze, welche ihnen zugeschrieben werden, höchst wahrscheinlich Verläumdungen ihrer Gegner sind. Die Kirche, welche sich von der zunehmenden Ausbreitung dieser Secten gefährlich bedroht glaubte, nahm, nach dem schlimmen Vorgange des Morgenlandes, zu Verfolgungen und Hinrichtungen ihre Zuflucht, und wich dadurch eben so sehr von den Geboten der christlichen Liebe als der Klugheit ab, da Gewaltmittel die religiösen Überzeugungen, gegen die sie angewandt werden, immer mehr befördern als hemmen.

Rein von jenen den Lebenswandel betreffenden Anschuldigungen ist die Secte der Waldenser geblieben. Peter von Vaux oder Valdus, nach welchem diese den Namen führen, ein reicher Kaufmann zu Lyon, der in der

zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts lebte, wurde plötzlich von einer tiefen, innern Bewegung ergriffen, der Welt abzusagen, und sein ganzes Vermögen unter die Armen zu vertheilen. Zugleich trat er auf, seine Überzeugung auszubreiten, predigte Besserung von dem ruchlosen Leben, sprach gegen die Mängel der Kirchenzucht und den lasterhaften Wandel vieler Geistlichen, und theilte Übersetzungen der Bibel unter das Volk aus. Er fand zahlreiche Anhänger, und die über sie ergehenden Verfolgungen hinderten nicht, daß sie immer zahlreicher wurden.

Außer den Waldensern gab es um dieselbe Zeit im südlichen Frankreich noch mehrere andere in ihren Grundsätzen ähnliche Secten, die theils zusammenschmolzen, theils von der katholischen Partei nicht gehörig unterschieden wurden. Unter dem Namen der Albigenser, einer Partei, die vom Ländchen Albigeois so genannt wurde, findet man sie im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts Alle begriffen. Das Geschrei über sie ward so groß, daß Innocenz **III.**, obschon er anfangs zu milderen Maaßregeln geneigt schien, sogar das Kreuz wider sie predigen ließ (1208). Es sey, äußerte er, nicht minder verdienstlich, gegen Ketzer und Abtrünnige zu fechten, als gegen Ungläubige. Späterhin war seine Mühe, dem auf sein Geheiß ausgebrochenen Kriege Einhalt zu thun, vergeblich. Die Wuth, die er einmal losgelassen, rasete auch wider seinen Willen fort. Graf Raimund **VI.** von Toulouse, Abkömmling des uns wohlbekannten Kreuzfahrers dieses Namens, der seine Unterthanen der Wuth der Verfolger nicht Preis geben wollte, ward auch für einen Ketzer erklärt. Die Päpstlichen führten den Krieg mit furchtbarem Blutdurst. Als sie die Stadt Beziers erstürmten, wurden siebentausend Menschen in der Magdalenenkirche verbrannt, und an zwanzigtausend ohne

Unterschied des Alters und Geschlechts erschlagen. Bei dieser Gelegenheit soll der Cistercienserabt Arnold auf die Frage, woran man denn die vielen Rechtgläubigen, die dort wohnten, unterscheiden solle, geantwortet haben: „Schlagt nur todt, der Herr kennt die Seinen." Der habsüchtige Graf Simon von Montfort nahm an dem Kriege Theil, um die Besitzungen des Grafen von Toulouse für sich zu gewinnen. Daher wollte er den Frieden, zu dem sich dieser bereit zeigte, nur unter Bedingungen gewähren, welche den armen Bedrängten keine andere Wahl ließen, als sich bis aufs äußerste zu vertheidigen. Der Krieg wüthete fort, und mit so abscheulicher Grausamkeit, daß man die Albigenser sogar dann verbrannte, wenn sie bereit waren, ihre Irrthümer abzuschwören. Die gereizten Albigenser ließen es dann auch ihrerseits an vergeltenden Grausamkeiten nicht fehlen. Der König Peter von Aragonien, der seinem Schwager, dem Grafen von Toulouse, zu Hülfe zog, ward in einer Schlacht überwunden und getödtet (1213). Eine zwei Jahre darauf zu Rom gehaltene Kirchenversammlung sprach hierauf die Besitzungen des Grafen von Toulouse dem Grafen von Montfort zu. Nur Raimunds Güter in der Provence sollten seinem Sohne verbleiben. Als aber Simon die Bewohner von Toulouse durch unwürdige Behandlung aufbrachte, griffen sie zu den Waffen, und bei der Belagerung ward er durch einen aus der Stadt geschleuderten Stein erschlagen (1217). Sein Sohn Amalrich erbte die Fortsetzung des Krieges, aber nicht den Muth seines Vaters, und hatte an Raimund VII., dem Sohne des 1222 gestorbenen Raimunds VI., einen tüchtigen Gegner. Wie der fortdauernde Kampf zum Vortheil der Krone Frankreich ausschlug, werden wir in der Folge hören.

---

22. Die Bettelorden.

Als ein treffliches Mittel gegen die Ausbreitung der Ketzereien und zur Befestigung der hierarchischen Macht boten sich den Päpsten, in derselben an den mannichfaltigsten Erscheinungen überaus reichen Zeit, zwei neue Mönchsgesellschaften dar, obschon sie ursprünglich von einer ihren Gegnern verwandten Richtung des Gemüthes ausgingen, von dem Bestreben nämlich, dem weltlichen Glanze und dem Überfluß der Geistlichen ein einfaches, der Entsagung geweihtes Leben gegenüberzustellen. Nur suchten sie dieses Ziel nicht wie die ketzerisch genannten Secten in Opposition mit der Kirche, sondern innerhalb derselben und unter ihrem Schutze zu erreichen. Es waren dies die berühmten Orden der Bettelmönche.

Franziscus, nachher der Heilige genannt (geb. 1172, gest. 1226), Sohn eines reichen Kaufmanns zu Assisi in Umbrien, wurde, als er einmal das Evangelium von Verwerfung aller Güter lesen hörte, davon so gewaltig ergriffen, daß er beschloß, sein ferneres Leben der geistlichen Beschauung und unaufhörlichen Bußübungen zu widmen. Er gab dem Vater seine guten Kleider zurück, legte dafür einen zerrissenen Bettlerskittel an, und ging aus, das Wort Gottes zu verkündigen. Bald vereinigten sich Mehrere mit ihm, die sein Beispiel hinriß. Mit einem Strick um die Lenden, und ohne Geld, welchem sie gänzlich entsagten, zogen sie von Ort zu Ort, fasteten, beteten, zerrissen sich mit Geißeln den Rücken, und vernachlässigten alle Pflege des Körpers. Ein Schriftsteller des Mittelalters erzählt, der Papst Innocenz III. habe dem heiligen Franz, als ihn derselbe um die Erlaubniß gebeten, eine neue Brüderschaft

stiften zu dürfen, geantwortet: „Mein lieber Bruder, ich möchte dir lieber rathen, dich mit den Schweinen im Kothe zu wälzen, denn dieser Brüderschaft scheinst du ähnlicher als einer geistlichen." Der heilige Mann habe diesen Rath ernstlich genommen, ihn wörtlich befolgt, und sich darauf dem Papste abermals vorgestellt, auf den ein solcher Grad des Gehorsams endlich doch Eindruck gemacht habe. Dem sey wie ihm wolle, genug, Innocenz gab schon 1210 die gesuchte Erlaubniß mündlich, worauf Franz die Strenge seiner Lebensweise noch vermehrte, und durch ganz Europa reisete, seine Lehren weiter auszubreiten. Seine Anhänger haben sein Leben mit den abenteuerlichsten Wundergeschichten aufgestutzt, ja ihre Absicht geht deutlich dahin, durch Franzens Wunder die Wunder Christi zu überbieten. So erzählten sie unter andern, Christus habe mehrere Male mit ihm gesprochen, und ihm die Nägelmahle an Händen und Füßen selbst eingedrückt. Im Jahre 1223 bestätigte Honorius III. den neuen Orden der Franziscaner, der sich wie alle Mönchsgesellschaften zu den drei Gelübden der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams verpflichtete; zu ersterer aber in einer solchen, zeither ungewöhnlichen Ausdehnung, daß der Neuaufzunehmende allem gegenwärtigen und künftigen Besitze schlechthin entsagen mußte. Niemand, so lautete die Regel, darf Geld haben oder annehmen, selbst unentbehrliche Dinge, Kleidung u. s. w. sind nicht ein Eigenthum des Einzelnen, sondern des Ordens. Aber auch dem Orden ist der Besitz alles dessen untersagt, was nicht zur strengsten Nothdurft gehört; er darf daher keine Güter geschenkt nehmen. Diejenigen, welche ein Geschäft gelernt haben, sollen arbeiten, aber auch des Bettelns soll sich keiner schämen. Diese heldenmüthige, allgemein bewunderte Entsagung erweckte so viel Nachahmer,

daß in kurzem alle Länder von Franziscanern wimmelten. Die Stiftung ihrer Klöster ging um so leichter von Statten, da sie nichts als Dach und Fach brauchten, und es ausdrücklich geboten war, daß die Kirchen nur klein und ungeschmückt seyn sollten. Ihre Kleidung, der ihres Meisters nachgeahmt, war eine graue Kutte, wie ein Sack, mit einer Kappe (Kapuze) am Kragen, die man über den Kopf schlagen konnte. Sie nannten sich aus Bescheidenheit die geringeren Brüder (fratres minores, daher Minoriten). Es gab auch Laien, die sich an die Franziscaner schlossen und eine eigene Regel hatten, ohne doch zu der ganzen Strenge der Klosterzucht und der Gelübde verpflichtet zu seyn. Sie hießen Tertiarier oder Bußbrüder, und wurden dem Orden dadurch höchst wichtig, daß sie einen Übergang zu dem Volke bildeten, und trefflich dienten, großen Einfluß auf dasselbe zu gewinnen. Bald theilten sich die Franziscaner in mehrere Zweige. Spiritualen, Barfüßer, Conventualen, Capuziner rc. sind alles Glieder jener großen Gesellschaft.

Fast zu gleicher Zeit mit den Franziscanern entstanden die Dominicaner oder Predigermönche. Ein Spanier, Dominicus (geb. 1170), aus dem edeln Geschlecht der Guzmanen, hatte auf einer Reise durch die Wohnungen der Albigenser in Languedoc mit innigem Mitleid die Verirrungen dieser unglücklichen Ketzer kennen gelernt. Es that ihm weh, daß so viele verirrte Schafe seiner Meinung nach ihrem Verderben entgegengingen und ewig verloren seyn sollten, und sein heiliger Eifer entbrannte, für diesen bejammernswürdigen Theil der Menschheit etwas zu thun. Er stiftete zu dem Ende zu Toulouse eine Gesellschaft von reisenden Predigern, die das Gelübde der gänzlichen Armuth ablegten, und in Rücksicht des strengen Lebens die

Lehrer der Waldenser noch übertreffen wollten. Der Papst bestätigte 1216 auch diesen Orden der Predigerbrüder, der sich nun so schnell ausbreitete, daß er nach dem Tode des Stifters (1221) schon in acht „Provinzen" vertheilt war. Die Verfassung desselben stimmt in vielen Puncten mit der der Franziscaner überein.

Sowol die Dominicaner als die Franziscaner erhielten von den Päpsten außerordentliche Vorrechte und Freiheiten, und wurden ihnen dafür wieder außerordentlich nützlich. Sie hatten das Recht, überall Beichte zu hören, Absolution zu ertheilen und zu predigen, wo sie wollten, und kein Priester durfte ihnen seine Kanzel verschließen, wenn sie darauf predigen wollten. Dadurch geschah den Weltgeistlichen offenbar ein großer Abbruch, und diese beschwerten sich unaufhörlich über die Bettelmönche, aber vergebens. Das Volk nahm sich in der Regel der Letzteren an, und beschenkte sie so reichlich, daß sie ihre ersten Gelübde bald vergaßen, und ungeheure Schätze sammelten, von denen ein guter Theil, wie gewöhnlich, nach Rom floß.

---

23. England bis auf den Kreuzzug Richards I.

(1087—1190.)

Dem Wunsche seines sterbenden Vaters, Wilhelms des Eroberers, gemäß, wurde Wilhelm II., der Rothe, in England zum Könige erhoben, während sein älterer Bruder Robert sich mit der Normandie begnügen mußte. Zwar hatte Robert in England angesehene Freunde, die sein Recht auf den Thron für näher und begründeter hielten, und sich gegen Wilhelm empörten, aber er ließ sie aus Sorglosigkeit und Trägheit ohne Unterstützung, so daß

Wilhelm nicht nur den Aufstand bald dämpfte, sondern auch in die Normandie einfiel. Ein Friede, der zwischen beiden Brüdern zu Stande kam, ward von Wilhelm nicht gehalten, und der Krieg brach nach einer Unterbrechung von wenigen Jahren wieder aus, bis Robert dem zum ersten Kreuzzuge durch alle Lande ergehenden Rufe zu folgen beschloß, und, da ihm die Mittel zur Ausrüstung fehlten, seinem Bruder für zehntausend Mark die Regierung seiner Länder auf fünf Jahre abtrat. Diese Summe erhob der König von den Englischen Baronen, die sie wieder von ihren Lehnsleuten erpreßten, denn Wilhelms zügelloser Hang zu Ausschweifungen, seine ungemessene Verschwendung, hatten den reichen Schatz seines Vaters schon erschöpft. Um Geld zu erhalten, nahm er zu den ungerechtesten Hülfsmitteln seine Zuflucht. Erledigte Bisthümer und Abteien ließ er Jahre lang unbesetzt, um in der Zwischenzeit die Einkünfte für seinen Schatz zu beziehen.

Nach dieses Königs plötzlichem Tode (1100) riß der dritte Sohn Wilhelms des Eroberers, Heinrich I., ohne sich an Roberts nunmehr ganz unbestreitbare Rechte zu kehren, die Regierung an sich. Um die Nation zu gewinnen, stellte er einen Freiheitsbrief aus, worin er versprach, von seinen Lehnsrechten keinen eigenmächtigen Gebrauch zu machen. Er wollte fortan erledigte Pfründen weder verkaufen, noch zum Vortheil der Schatzkammer benutzen; über minderjährige Besitzer der Kronlehen die Vormundschaft nicht führen, noch die Erbinnen derselben nach Gutdünken verheirathen; auch keine Steuern erheben, die in der Sächsischen Zeit nicht bezahlt worden waren. Auch den allgemein verehrten Erzbischof Anselm von Canterbury, der wegen seines Eifers für die Kirchenfreiheit sich mit dem vorigen König entzweit und das Land verlassen hatte,

rief er zurück. Er gewann ihn durch erneuerte Versprechungen zu Gunsten der Englischen Kirche so sehr, daß, als nun der kürzlich aus dem gelobten Lande zurückgekehrte Robert mit seinen Normannischen Vasallen in England landete, um sein Recht mit den Waffen geltend zu machen, Anselm für Heinrich alle seine Beredsamkeit bei den Baronen anwandte, ja sogar das ganze Heer durchritt, und überall den Gehorsam gegen Heinrich als das einzig Rechte und Gott Wohlgefällige predigte, auch, ehe man noch zum Schlagen kam, beide Parteien zu einem friedlichen Vergleiche bewog. Robert sollte sich mit der Normandie begnügen, und von seinem Bruder jährlich dreitausend Mark erhalten (1101). Aber kaum war die Gefahr vorüber, so lachte Heinrich des Vertrages, verbannte oder tödtete, unter mancherlei Vorwänden, alle Vasallen in seinem Reiche, die es mit seinem Bruder gehalten hatten, zog endlich hinüber in die Normandie, eroberte dies Land (1106), und bekam außer vielen der vornehmsten Barone den Herzog Robert, seinen Bruder, selbst gefangen, den er auch bis an sein Ende — noch acht und zwanzig Jahre lang — in dem Schlosse Cardiff eingesperrt hielt.

Eben so wenig von Dauer war das gute Vernehmen mit Anselm. Der König wollte, trotz seines gethanen Versprechens, sein Investiturrecht nicht aufgeben, und gerieth darüber mit Anselm und den Päpsten in Streit, welche die Besetzung der geistlichen Stellen durch die weltliche Macht in England eben so wenig gestatten wollten, als in Deutschland und Frankreich. Als der Streit immer heftiger wurde, bannte Paschalis II. die Räthe des Königs, und drohte, in Kurzem gegen ihn selbst eben so zu verfahren. Endlich kam man (1105), wie späterhin in Deutschland, auf einen mittlern Ausweg. Der König gab die

Belehnung mit Ring und Stab auf, aber die Bischöfe und Äbte mußten ihm den Huldigungseid schwören, ehe sie die Güter ihrer Kirche erhielten. Doch erlaubte sich auch Heinrich in der Folge noch, wider sein gegebenes Versprechen, bischöfliche Stellen willkührlich zu vergeben und Einkünfte erledigter Pfründen seinem Schatze zuzueignen.

Heinrich war ein Fürst von ausgezeichneten Eigenschaften. Er war tapfer, einsichtsvoll und beredt, und wußte in seinem Benehmen Leutseligkeit und Würde zu vereinen. Verbrechen ahndete er mit großer Strenge, und machte dadurch seine Regierung sehr wohlthätig für das Land. Dagegen waren aber auch Habgier, Mißtrauen, Rachsucht und Hinterlist, wo es seinen Vortheil galt, hervorstechende Züge seines Charakters. Seine Gunst und sein Vertrauen wandte er nur Ausländern zu, und wählte aus ihnen allein die höheren Beamten, während er die Engländer mit ausgezeichneter Verachtung behandelte, und sie von jedem einflußreichen oder einträglichen Amte in der Kirche wie im Staate ausschloß.

Er starb 1135 und hinterließ keine rechtmäßigen Söhne. Seine Tochter Mathilde war Wittwe von Kaiser Heinrich V. und zum zweiten Mal vermählt mit Gottfried Grafen von Anjou. Sie hatte der Vater zur Erbin aller seiner Länder ernannt, allein Graf Stephan von Boulogne, Schwestersohn des Verstorbenen, kam ihr zuvor, und bemächtigte sich mit Hülfe einer ihm ergebenen Partei der Krone. Durch Herablassung, Milde und geschickten Gebrauch der vorgefundenen Schätze wußte er in Kurzem alle Vasallen zur Huldigung zu bewegen; da aber seine Stellung doch die Unsicherheit einer Usurpation hatte, mußte er den Baronen Vieles nachsehen. So sah man jetzt eine Menge Burgen in England entstehen, von welchen aus im Nothfalle dem

Könige getrotzt werden konnte. Fehden dieser kleinen Häuptlinge unter einander nahmen überhand, und machten England zum Schauplatz fortwährender Gewaltthätigkeiten und Verwüstungen, die bald einen noch höhern Gipfel erreichten, als Mathilde, die bis jetzt in Frankreich gewesen war, nach einigen Jahren an der Küste von Sussex landete, um ihr Recht geltend zu machen, und sich nun ein förmlicher Bürgerkrieg entzündete. Robert, Graf von Glocester, Mathildens natürlicher Bruder, schlug Stephan bei Lincoln (1141) und nahm ihn gefangen, worauf sogar der Bischof Heinrich von Winchester, Stephans Bruder und das vorzüglichste Werkzeug seiner Thronbesteigung, auf Mathildens Seite trat. Doch jetzt, wo sie nahe daran war, vollständig obzusiegen, wandte sie durch Übermuth und Stolz ihre Freunde von sich ab, behandelte das mächtige London mit Geringschätzung, und legte dieser Stadt sehr unklug eine schwere Steuer auf. Da kehrte ihr auch das Glück den Rücken zu. Bischof Heinrich verließ ihre Partei, ihr Bruder Robert wurde gefangen, und sie mußte sich entschließen, ihn gegen Stephan auszuwechseln. Nach einiger Zeit verlor sie ihn durch den Tod, und verließ nun, ihrer größten Stütze beraubt, England (1147), ohne daß jedoch Stephan sein früheres Ansehen wieder gewinnen konnte. Indeß hatte Heinrich, Mathildens Sohn, von seinem Vater die eroberte Normandie, und nach dessen Tode Anjou erhalten, dann Guyenne und Poitou erheirathet (Th. IV. S. 446.). Als ein so mächtiger Fürst kam Heinrich nach England hinüber, und Stephan sah sich genöthigt, einen Vergleich zu schließen, in welchem er ihn zu seinem Nachfolger ernannte. Bald darauf starb Stephan (1154) nach einer neunzehnjährigen Regierung voll Unruhen und Jammer.

Mit Heinrich II. kam das Haus Anjou oder Plan-

tagenet auf den Englischen Thron, und blieb in männlicher Nachkommenschaft über drei Jahrhunderte im Besitze desselben. Heinrich, seinem Großvater Heinrich I. an Gaben gleich, oder ihn noch übertreffend, führte eine kluge und kräftige Regierung. Er stellte die Ruhe im Reiche wieder her, ließ eine Menge Raubschlösser niederreißen, verbesserte die Münzen, und übte strenge Gerechtigkeit. Mit der Kirche aber gerieth er in einen bedenklichen Kampf, dessen Ausgang ihn nöthigte, sich vor demselben Papste zu demüthigen, der den mächtigen Kaiser Friedrich I. zu seinen Füßen sah. Der Mann, welcher dem Könige diesen Kampf bereitete, war Thomas Becket, erst sein Kanzler und vertrautester Freund, dann Erzbischof von Canterbury. Wie Becket sich in seinen früheren Verhältnissen durch ungemessene Pracht ausgezeichnet hatte, so that er es nun durch einen übermäßig strengen Lebenswandel. War er schon als Kanzler mitten unter der Üppigkeit seiner Umgebungen mäßig und nüchtern geblieben, so stieg die Entäußerung der Bedürfnisse jetzt bis zu ekelhafter Unsauberkeit. Mit dem gröbsten Haartuche voll Schmuz war sein Körper dicht an der Haut bekleidet, er geißelte sich häufig, und wusch auf seinen Knieen täglich dreizehn Bettlern die Füße. Daß Becket bei diesem Wandel zugleich die Stellung und den Ruf beabsichtigte, die ihm nöthig schienen, um als Haupt der Englischen Kirche dem Könige mit großem Nachdrucke entgegentreten zu können, blieb nicht lange verborgen. Er forderte die Ländereien zurück, die während der vorigen Regierungen dem erzbischöflichen Stuhle von Canterbury entzogen worden waren, und zeigte schon hierdurch, wie wenig er der weltlichen Macht zu schonen gedenke. Dagegen klagte Heinrich über die großen Mißbräuche bei den geistlichen Gerichten, indem während der

seit seiner Thronbesteigung verflossenen zehn Jahre von Geistlichen über hundert Mordthaten begangen und ohne genügende Bestrafung geblieben waren. Er verlangte daher, daß alle Priester, die sich eines bedeutenden Verbrechens schuldig gemacht hätten, nach ihrer Degradation den weltlichen Gerichten zur weitern Bestrafung ausgeliefert werden sollten, und daß die Geistlichen sich in allen Dingen nach dem Herkommen richten sollten, wie es besonders seit seinem Großvater Heinrich I. eingeführt sey. Um dieses durch förmliche Gesetze festzustellen, berief er im Jahre 1164 eine allgemeine Versammlung der geistlichen und weltlichen Stände nach Clarendon, und legte ihnen dort sechzehn auf jene alten Gewohnheiten gegründete Artikel vor. Jeder wegen eines Verbrechens angeklagte Geistliche solle verbunden seyn, sich vor den weltlichen Gerichtshof zu stellen; die letzte Instanz aller geistlichen Sachen solle der König seyn; die Erzbischöfe und Bischöfe sollten ihre gesammten Besitzungen nur als ein vom Könige empfangenes Lehen betrachten u. s. w. Durch die Gewalt, mit welcher die Barone im Weigerungsfalle drohten, geschreckt, unterschrieben die Bischöfe, auch Becket wich den Umständen. Aber kaum hatte Alexander III., wie der Erzbischof wol voraussehen konnte, den meisten dieser Artikel die päpstliche Bestätigung verweigert, als Becket erklärte, er habe durch den ihm abgedrungenen Schritt eine große Schuld auf sich geladen, und sehe sich als unfähig zu allen priesterlichen Verrichtungen an, bis ihn der Papst losgesprochen haben würde. Er flüchtete nach Frankreich, wo Ludwig VII., der nur auf eine Gelegenheit wartete, Heinrich angreifen zu können, ihn willig in Schutz nahm. Der Papst ließ ihn natürlich auch nicht fallen, da er aber, damals von Kaiser Friedrich I. hart bedrängt, fürchten

mußte, der König von England würde, wenn er ihn allzusehr reize, leicht zur Partei des Gegenpapstes hinübergezogen werden, so suchte er eine Versöhnung zwischen dem Könige und dem Erzbischofe zu bewirken. Dies gelang zwar, und Becket kehrte nach England zurück, benahm sich aber hier gleich wieder so störrig und widerspenstig, daß dem Könige eines Tages die Worte entfuhren: „habe ich denn nur feige Diener um mich her, daß keiner mich von einem aufrührerischen Priester befreit?" Vier Ritter, die dies vernommen, eilten sofort nach Canterbury, und ermordeten den Erzbischof, der es verschmähte, sich durch die Flucht zu retten, an den Stufen des Altars (1170). Den König ergriffen bei dieser Nachricht Trauer und tiefer Schmerz, da er die verderblichen Folgen des Frevels klar vorhersah. Er eilte daher, sich beim Papste zu rechtfertigen, und dieser sandte zwei Legaten nach der Normandie, mit welchen ein Vertrag zu Stande kam, durch den sich der König verpflichten mußte, den Appellationen nach Rom in geistlichen Angelegenheiten kein Hinderniß in den Weg zu legen. Die Legaten führten ihn darauf vor die Thüre der Kirche, wo er die Knie beugte und von aller Schuld freigesprochen ward. Der Papst sprach den Ermordeten als einen Märtyrer zwei Jahre nach seinem Tode heilig, und wie viel Heinrich bei längerm Widerstreben von dem Geiste des Volks zu fürchten gehabt hätte, kann man daraus sehen, daß die Einwohner aus allen Theilen des Königsreichs Wallfahrten zu dem Grabe des neuen Heiligen anstellten, und daß man in einem Jahre über hunderttausend in Canterbury angekommene Pilgrime zählte. Heinrich selbst unternahm nach einigen Jahren eine solche Wallfahrt, sey es daß ihn Gewissenszweifel trieben, oder daß er nöthig fand dem Volke diesen Beweis seiner reuigen

Aussöhnung mit der Kirche zu geben. Er ging nach Canterbury, näherte sich barfuß dem Grabe des Heiligen, bewachte vier und zwanzig Stunden unter Fasten und Gebet die Reliquien desselben, und ließ sich zuletzt von einem Chor von Mönchen den entblößten Rücken geißeln.

Irland, diese damals noch halbwilde, unter fünf kleine Könige, die einander die Oberherrschaft streitig machten, vertheilte Insel, reizte Heinrichs Eroberungssucht. Er ließ sich das Land schon 1154 von Papst Hadrian IV. förmlich schenken, fand aber lange Zeit keine Muße zur Ausführung seines Vorhabens, bis er, vierzehn Jahre später, einigen seiner Vasallen erlaubte, einem vertriebenen Irländischen Fürsten Beistand zu leisten. So gering die Macht auch war, welche die Engländer hinüberführten, so besiegten sie doch die ihnen entgegentretenden Schaaren der Eingeborenen, und setzten sich auf der Insel fest. Nach einigen Jahren erschien Heinrich selbst (1171), und die Irländischen Häuptlinge eilten von allen Seiten herbei, sich ihm zu unterwerfen. Doch suchten sie noch unter seiner Regierung das Joch wieder abzuschütteln, und dieser Hang, ihre Unabhängigkeit wieder zu erlangen, blieb in allen folgenden Zeiten gleich mächtig bei ihnen, so daß zwei Drittel der Insel bis auf den Anfang des siebzehnten Jahrhunderts noch oft gegen die Engländer in den Waffen waren. Die Nationalirländer behielten ihre ursprüngliche Verfassung und Gesetze; und eben so die Engländer, welche sich von jener Zeit an dort ansiedelten, die ihrigen. Diese letzteren vermehrten sich in einem Drittel der Insel, in dem sie sich völlig festsetzten, in einigen Jahrhunderten dergestalt, daß sie als eine für sich bestehende, nicht unbedeutende Nation betrachtet werden konnten. So gab es denn in Irland zwei ganz verschiedene Völker, auf der östlichen

Seite Engländer, mit ihrer Verfassung, Sprache und Sitten; im Norden, Westen und Süden die noch rohen Eingebornen unter verschiedenen Oberhäuptern, die immer aufgefordert wurden, den König von England für ihren Oberherrn anzuerkennen und ihm Tribut zu zahlen; die sich dazu verstanden, wenn sie sich fürchteten, und sich weigerten, wenn sie sich stark genug zum Widerstande glaubten; alle voll Haß gegen die gewaltthätig eingedrungenen Engländer, aber auch alle unter sich selbst uneinig *).

Kurz nach der Unterwerfung Irlands und der Aussöhnung mit dem Papste mußte Heinrich den tiefen Schmerz empfinden, seine eigenen Söhne gegen sich aufstehen zu sehen. Den ältesten derselben, Heinrich, hatte er zu seinem Nachfolger in England krönen lassen, dem zweiten, Richard, Guyenne, dem dritten, Gottfried, die Bretagne gegeben. Ihre Mutter Eleonore war es, welche sie zu der Empörung reizte, weil des Gemahls Untreue sie mit Eifersucht und Rachgier erfüllte, und an den Königen von Frankreich und Schottland fanden sie bereitwillige Bundesgenossen. Heinrich hatte nun zugleich einen Kampf in der Normandie zu bestehen, und in England einen Aufruhr zu dämpfen, während König Wilhelm von Schottland mit Heeresmacht in das Reich einfiel. Doch der tapfere Heinrich blieb überall Sieger; Wilhelm von Schottland wurde geschlagen und gefangen (1174), und mußte Englands Lehnshoheit anerkennen. Der zu gleicher Zeit mit den Söhnen geschlossene Friede dauerte indeß nur bis 1183, wo sich Heinrich und Gottfried wieder gegen den Vater erhoben, aber beide starben während der Unruhen. Wie König Heinrich seine Fehden mit Philipp August von

---

*) Hegewisch übersicht der Irländischen Geschichte, S. 37 fg.

Frankreich durch einen Vertrag endete, um nach dem heiligen Lande ziehen zu können, wie aber neue Verwickelungen dazwischen traten, und Heinrich darüber vom Tode überrascht wurde, ist schon oben (S. 46.) erzählt. Richard nämlich wurde auf das Gerücht, daß seinem jüngern Bruder Johann die Krone von England bestimmt sey, so von Ehrgeiz und Neid aufgeregt, daß er sich von neuem wider den Vater empörte, und dabei nicht nur an Philipp August, der die große Macht Englands bei dieser Gelegenheit theilen wollte, sondern auch an den meisten Baronen der Englischen Besitzungen in Frankreich Verbündete fand. Vor so vielen Feinden mußte Heinrich weichen, ohne noch zu wissen, daß selbst sein Sohn Johann zu ihnen gehörte. Als er auch dieses erfuhr, brach ihm das Herz, und er starb unter lauten Verwünschungen seiner undankbaren Söhne (1189).

Zur Verbesserung der Gerechtigkeitspflege hatte Heinrich II. England in sechs Bezirke getheilt, und reisende Friedensrichter, die er aus Prälaten und Baronen nahm, ernannt, welche allenthalben Klagen anhören und Recht sprechen mußten. Zweikampf, Feuer- und Wasserproben rc. waren noch immer im Gebrauch, und die Strafen barbarisch. Räuberei, Mord, Brandstiftung, Falschmünzen, wurden mit dem Verlust der rechten Hand und des rechten Fußes bestraft. Zu dem nothwendigsten aller Gesetze, zu dem, welches die Thronfolge sicher und fest bestimmt hätte, war man damals noch nicht gelangt; daher die ewigen Empörungen der Prinzen des königlichen Hauses und die höchst unregelmäßigen Thronfolgen. Das Unzureichende der Lehnsaufgebote zu den Kriegen fing in dieser Zeit an, den Fürsten einzuleuchten, daher findet man bei Heinrich II., wie bei seinen Zeitgenossen, dem Kaiser Friedrich I. und

Philipp August, den Gebrauch der Soldtruppen allgemeiner als früher, wo sie nur selten erschienen. In England ward dafür eine Abgabe, Scutagium genannt, eingeführt.

Richard I. Löwenherz, der seinem Vater Heinrich folgte, ist vornehmlich durch seinen Kreuzzug und durch seine große Tapferkeit berühmt; sonst aber läßt sich wenig Löbliches von ihm berichten. Er war rachsüchtig und hochmüthig, im Ungestüm seiner Leidenschaften ungerecht und grausam, und setzte seinem Ritterruhme alle anderen Rücksichten nach. Um die Kosten des Kreuzzuges aufzubringen, verkaufte er dem Könige von Schottland die Lehnsherrlichkeit, seines Vaters Erwerbung, wieder, für zehntausend Mark, und bot Krongüter, Ehrenstellen und Ämter öffentlich feil.

Bei seiner Rückkehr vom Kreuzzuge hatte er großes, unerwartetes Drangsal zu bestehen. Lange warfen ihn Stürme auf dem Meere umher, endlich litt er zwischen Venedig und Aquileja Schiffbruch, rettete kaum sein Leben, und mußte die weitere Reise zu Lande unter großen Gefahren fortsetzen, denn die Deutschen, die er in Acre mit so empörendem Übermuthe behandelt, hatten Kunde von dem Wege, den er eingeschlagen, und stellten ihm mit großer Aufmerksamkeit nach. Er suchte verkleidet zu entschlüpfen, da aber sein Diener zu Wien sich durch fremdartige Aussprache und anmaßendes Benehmen, und Richard sich selbst durch einen kostbaren Ring verrieth, ward er entdeckt und gefangen, und zwar von dem Fürsten, den er so schwer beleidigt hatte, dem Herzoge Leopold von Österreich (1192). Dieser mußte ihn jedoch bald dem Kaiser Heinrich VI. ausliefern, der ihn, als Bundesgenossen seines Feindes Tancred in Sicilien und um ein schweres Lösegeld von ihm zu erpressen, in Trifels gefangen hielt, und streng bewachen ließ.

24. Philipp August, Richard Löwenherz und Johann ohne Land.

Die Verhältnisse Frankreichs und Englands sind unter diesen Königen so eng mit einander verbunden, daß sich auch die Darstellung derselben nicht trennen läßt. Der uns schon als der Gefährte Richards auf dem Kreuzzuge bekannte König von Frankreich Philipp II. August (welchen Beinamen er von dem Glanze seiner Regierung erhalten hat), war einer der thätigsten Könige dieses Landes. Er war schon als ein Knabe bei seines Vaters Ludwigs VII. Lebzeiten gekrönt worden, und folgte ihm bei dessen Tode (18. Sept. 1180), funfzehn Jahre alt, in der Regierung. Es gelang ihm durch siegreiche Kriege seine Macht ungemein zu vermehren, aber seine Kämpfe erscheinen nicht so edel, als die der Deutschen Kaiser, denn er siegte nicht immer durch Tapferkeit und Recht, sondern eben so oft auch durch Hinterlist und falsche Schwüre, dergleichen in der Deutschen Geschichte nicht vorkommt. Der Befestigung des königlichen Ansehens war indessen seine drei und vierzigjährige Regierung sehr förderlich. Er vereinigte die Provinzen Normandie, Maine, Anjou, Touraine, Poitou, Auvergne, Artois, Picardie, und noch andere Herrschaften mit der Krone, und lehrte die Vasallen seine Macht fürchten. Eine seiner ersten Handlungen war die Befreiung der ihm zugehörigen Provinzen von der Tyrannei der Juden. Dies Volk, durch Wuchergeist und Religion wunderbar geeinigt, hatte damals ein Drittel der Einkünfte des Königreichs an sich gerissen, und ward durch den Schutz, den man ihnen als guten Zahlern bewilligte, so verwegen gemacht, daß es geringere Schuldner, wenn

sie nicht bezahlen konnten, zur Sklaverei zwang. Philipp August ließ im April 1182 den Befehl ergehen, daß alle Juden in seinem Reiche innerhalb dreier Monate ihre beweglichen Güter verkaufen und das Land räumen sollten. Ihre unbeweglichen Güter wurden eingezogen, und den Christen alle Judenschulden erlassen. Vergebens suchten sie durch große Summen die Zurücknahme des Befehls zu erkaufen; der König blieb standhaft, und so wanderten sie im Julius desselben Jahres wirklich aus, zur herzlichen Freude aller Franzosen.

Die Stadt Paris hat diesem König besonders viel zu danken. Er erweiterte ihre Ringmauern, befestigte und verschönerte sie, und ließ zuerst die Straßen pflastern (1184). Zu den Kosten dieser Arbeit trug ein reicher und großmüthiger Mann, Gerhard von Poissy, elftausend Mark Silbers bei. Auch die Sicherheit der Straßen ward jetzt hergestellt. Damals zogen große Schwärme von Räubern im Lande umher, und verübten schändliche Frevel. Es waren die im vorigen Abschnitte erwähnten Soldtruppen, welche, in Friedenszeiten entlassen und aufgelös't, kein anderes Gewerbe, um sich zu ernähren, kannten *). Sie wurden Brabanssons genannt, weil sie besonders aus den Niederlanden kamen. Philipp August sandte Truppen gegen sie, die auf einem Zuge mehr als siebentausend tödteten.

Daß der mit Richard von England gemeinschaftlich unternommene Kreuzzug die zwischen beiden Königen herrschende Spannung nicht beilegte, sondern vermehrte, ist schon erzählt. Bei der Nachricht von Richards Gefangennehmung empfand daher Niemand mehr Freude als Philipp August. Er bot dem Kaiser viel, wenn er denselben

*) Hallam Zustand von Europa im Mittelalter, Deutsche übers., Bd. I. S. 260.

ihm ausliefern, oder auch in ewiger Gefangenschaft behalten wollte, und als ihm dies billig abgeschlagen ward, trat er mit Richards Bruder, Johann ohne Land (so genannt, weil er beim Tode seines Vaters noch minderjährig war und kein Lehen besitzen konnte), in Unterhandlungen. Der Schwur auf das Evangelium ward vergessen, Johann und Philipp machten einen Entwurf, Richards Französische Provinzen unter sich zu theilen, und einander gegenseitig im Besitz des Geraubten zu schützen. Dem zu Folge brach Philipp August verheerend in die Normandie ein, und belagerte die Hauptstadt Rouen, ward aber von Richards treuen Hauptleuten tapfer zurückgeschlagen. Endlich (Februar 1194) ward König Richard gegen ein Lösegeld von hunderttausend Mark wieder freigegeben. Philipp August meldete diese unangenehme Nachricht seinem Bundesgenossen Johann mit den Worten: „Nehmt euch in Acht, der Teufel ist wieder los.“ Und allerdings hätte man jetzt die nachdrücklichsten Kriege erwarten sollen; allein theils durch das Lösegeld, welches aufzubringen unglaubliche Mühe gekostet hatte, theils durch die Lässigkeit der Englischen Großen, die eben so schwer nach Frankreich, als die Deutschen nach Italien zu bringen waren, war Richards Kraft gehemmt. Es wurden einige Einfälle in das Französische Gebiet gethan, Felder verwüstet und Schlösser zerstört; dann war man erschöpft, machte einen kurzen Frieden, fing wieder an, und machte wieder Frieden. Die Erbitterung aber war so groß, daß den Gefangenen gewöhnlich die Augen ausgestochen wurden. Um Geld zum Kriege zu erhalten, nahm Philipp August gegen schwere Bezahlung die Juden wieder ins Land, die er beim Antritt seiner Regierung daraus vertrieben hatte.

Im Jahre 1199 ward Richard Löwenherz, als er

einen widerspenstigen Vasallen, den Vicegrafen Vidomar von Limoges, bekriegte, vor dessen Schlosse Chalus von einem Pfeilschusse getroffen. Sofort gab er Befehl zu stürmen, und als das Schloß erobert war, ließ er die ganze Besatzung aufhängen, mit Ausnahme des Bogenschützen Bertrand de Gourdon, der ihn verwundet hatte. Die Wunde war an sich nicht tödtlich, wurde es aber durch die ungeschickte Behandlung des Wundarztes. Als der König sein Ende herannahen fühlte, ließ er Gourdon vor sein Lager kommen, und fragte ihn, was er ihm je gethan, daß er so feindselig nach ihm gezielt habe. „Du tödtetest mit eigener Hand meinen Vater und meine zwei Brüder, versetzte Jener, und mich wolltest du hängen lassen; jetzt bin ich in deiner Gewalt, und du kannst dich nach Gefallen an mir rächen, aber ich werde alle Martern mit Freuden erdulden, da ich den Trost habe, die Welt von einem so schädlichen Menschen befreit zu haben." Der König befahl hierauf ihn ziehen zu lassen, aber Marcadee, das Haupt der Brabanssons in Richards Solde, ließ ihn lebendig schinden und dann aufhängen.

Nach Richards Tode hätte die Krone von England dem Erbrechte nach dem Sohne seines Bruders Gottfried, dem zwölfjährigen Arthur, Herzog von Brètagne gebührt, aber die Ansprüche desselben wurden nicht geachtet, und Johann ohne Land, von Richard zum Thronfolger ernannt, wurde in England als König angenommen. Johann gehört zu den schlechtesten Regenten des ganzen Mittelalters. Treulosigkeit, Verrath, Grausamkeit und eine niedrige Gesinnung, die im Glück stolz und hochfahrend, im Unglück feige, verzagt und gleichgültig gegen den Schimpf erschien, bilden die Hauptzüge seines Charakters. Bei seiner Thronbesteigung überzog ihn Philipp August sogleich mit Krieg,

indem er sich das Ansehen gab, die Rechte Arthurs, als einer gekränkten Waise, zu vertheidigen. Doch wurde bald Friede geschlossen (1200). Für einige Grafschaften, welche Johann seiner Nichte Blanca von Castilien, die mit Philipps Sohne Ludwig vermählt ward, abtrat, opferte Philipp Arthurs Ansprüche auf, und nöthigte den jungen Fürsten, seinem Oheim wegen des Herzogthums Bretagne zu huldigen. Aber die Eintracht dauerte nicht lange. Johann heirathete Isabelle von Angouleme, die schon an den Grafen Hugo de la Marche verlobt war. Dieser ergriff die Waffen wider Johann, und klagte bei dem Könige von Frankreich, als ihrem gemeinsamen Lehnsherrn. Willkommene Gelegenheit für Philipp, zu Johann im Tone des Richters zu reden! Sogleich brach der Krieg wieder aus, in dessen Laufe der junge Arthur das Unglück hatte, seinem blutdürstigen Oheim in die Hände zu fallen. Er wurde in einen Thurm des Schlosses von Rouen gesperrt, und war nach einigen Wochen verschwunden. Ein allgemeines Gerücht schrieb seine Ermordung Johanns eigner Hand zu. Die Stände von Bretagne, voll Trauer und Wuth über den Tod ihres jungen Herzogs, wandten sich an den König von Frankreich, und dieser berief Johann als seinen Vasallen nach Paris vor das Gericht der Pairs *), und da derselbe, wie man denken kann, nicht erschien, so erklärte ihn das Gericht des Hochverraths schuldig und seine sämmtlichen Französischen Lehen für heimgefallen. Natürlich konnte ein solcher Ausspruch erst durch eine bewaffnete Vollziehung Gewicht erhalten, und daran ließ es

*) Diese Benennung findet man, wahrscheinlich von den Zeiten Philipp Augusts an, auf sechs der vornehmsten weltlichen Vasallen und eben so viele geistliche beschränkt, welche eine besondere Körperschaft bildeten.

Philipp August nicht fehlen. Zwar bat Johann den Papst Innocenz III. um Hülfe, und dieser gebot Frieden; allein Philipp kehrte sich nicht daran, sondern eroberte mit reißender Schnelligkeit die Obernormandie, und zwang den König Johann nach England hinüber zu fliehen. Im Frühling 1204 waren nur noch die drei Städte Rouen, Arques und Verneuil in den Händen der Engländer. Sie vertheidigten sich tapfer, und waren von solchem Hasse gegen die Franzosen entbrannt, daß sie alle in ihren Mauern befindlichen Glieder dieser Nation ermordeten, allein da ihr König Johann sie gänzlich ohne Hülfe ließ, so mußten sie sich doch endlich ergeben (1. Junius). Philipp August ehrte ihre Tapferkeit, und ließ ihnen klüglich alle ihre Rechte und Freiheiten. Auf diese Art wurde die ganze Normandie wieder mit der Krone Frankreichs vereinigt, etwa drei Jahrhunderte nachdem sie an die Normannen abgetreten worden war. Seit Rollo's des Normannen Tode, hatte sie funfzehn Herzoge gehabt, von denen die sechs letzten die Englische Krone getragen hatten. Damit noch nicht begnügt, eroberte Philipp auch Anjou, Maine, Touraine und den größten Theil von Poitou. Dann (1206) willigte er auf dringendes Begehren eines päpstlichen Legaten in einen zweijährigen Waffenstillstand.

Bald darauf gerieth Johann in einen Streit mit dem Papste, der nicht weniger schimpflich und nachtheilig für ihn endete. Im Jahre 1205 war der erzbischöfliche Stuhl von Canterbury erledigt, und die Stiftsherren wählten den Subprior Reginald auf ganz unerlaubte Weise, unter der Bedingung, daß die Ernennung geheim bleiben solle, bis die Bestätigung aus Rom komme. Reginald aber brach das ihm aufgelegte Stillschweigen, und die Stiftsherren stellten eine zweite Wahl an. Dieser widersprachen die

Sprengelbischöfe, weil sie nicht zugezogen seyen, und die Streitsache kam vor den Papst. Innocenz verwarf nicht nur beide Wahlen, sondern ließ auch die in Rom befindlichen funfzehn Abgeordneten des Capitels sofort zu einer neuen Wahl schreiten, welche der päpstlichen Weisung zufolge auf den Cardinal Stephan Langton, einen gebornen Engländer, fiel.

Die Nachricht von diesem Vorgange setzte Johann in Wuth. Er weigerte sich nicht nur den päpstlichen Erzbischof aufzunehmen, sondern schickte auch zwei der grausamsten Ritter nach Canterbury, ließ das ganze Capitel auseinanderjagen und seine Güter einziehen. Innocenz warnte. „Verwickle dich, schrieb er dem Könige, nicht in Händel, aus denen du dich schwerlich gut herausziehen möchtest." Bald darauf schickte er den Bischöfen von London, Ely und Worcester den Befehl, den König noch einmal zur Nachgiebigkeit zu ermahnen, und ihm den Bann anzukündigen, wenn er in seinem Ungehorsam beharre. Johann brach in heftige Schmähungen aus, schwur, allen Römern, die man in England fände, die Nasen abschneiden und die Augen ausstechen zu lassen, und bedrohte die Bischöfe mit körperlichen Mißhandlungen. Hierauf belegten diese im Namen des Papstes das ganze Königreich mit dem Interdict, einer erst neueingeführten furchtbaren Art des Bannes, welche nicht Einzelne, sondern ganze Länder oder Bezirke traf. Aller Gottesdienst im Königreiche mußte eingestellt, die Altäre ihres Schmucks entkleidet, die Kreuze, die Bilder der Heiligen, die Glocken heruntergenommen und bedeckt auf den Boden gelegt werden; alle Leichen wurden still und nicht in geweihtem Boden begraben, die Heirathen wurden auf den Kirchhöfen vollzogen; alle Vergnügungen, Gastmähler, selbst das Fleischessen war verboten; Niemand

durfte den Andern grüßen, Niemand sich den Bart scheeren; das ganze Land schien wegen der Sünde des Einen in Trauer und in banger Furcht vor dem göttlichen Zorne zu stehen.

Dennoch widerstand Johann noch eine Weile, und ließ seine Rache an den Geistlichen aus. Er ließ sie von ihren Sitzen verjagen und ihre Güter einziehen. Sogar um die Liebe seiner Unterthanen bewarb sich der trotzig gemachte König jetzt nicht eifriger als sonst. Er fuhr fort, alle Stände zu beleidigen. Er entehrte vornehme Familien durch die Ungezähmtheit seiner Begierden, verbot den Edelleuten, fliegendes Wild zu jagen, verordnete neue Abgaben, ließ die Gehege von seinen Forsten niederreißen, damit seine Hirsche die benachbarten Felder der Unterthanen abweiden könnten, und nahm den Großen, denen er nicht traute, ihre Kinder als Geiseln weg.

Der Papst schärfte nun seine Strafen immer stufenweise. Im Jahre 1209 sprach er den Bann über den König aus, und nun verließen die vornehmsten Geistlichen, welche nicht schon früher die Flucht genommen hatten, das Reich. Zuletzt (1212) sprach er alle Vasallen Johanns von ihrem Eide der Treue los, ermahnte alle christlichen Fürsten und Barone, sich gegen einen gottlosen König zu vereinigen, und forderte namentlich den König von Frankreich auf, das Urtheil zu vollstrecken und England zu erobern. Und obschon in der Annahme dieses Auftrags das offenbare Eingeständniß lag, daß der Römische Hof Könige absetzen und Länder verschenken könne, so überwog doch die Eroberungssucht in Philipp August diese wichtige Rücksicht. Er gab Befehle zur Versammlung eines zahlreichen Heeres am Ausflusse der Seine. Bei Johann aber gesellte sich zu der Furcht vor der feindlichen Landung die

nicht mindere vor der bedenklichen Stimmung in seinem Heere; Feigheit, Unentschlossenheit und Gewissensbisse vermochten ihn zur Demüthigung unter des Papstes gewaltige Hand. Den Gedanken, dem Letztern sein Reich abzutreten, hatte ihm der päpstliche Legat Pandolfo selbst eingegeben. In der öffentlichen Urkunde, die er über diese entehrende Handlung ausstellte, sagte er, es geschehe aus freiem Willen und zur Vergebung seiner Sünden, und er verpflichtete sich, England für siebenhundert, und Irland für dreihundert Mark jährlichen Tributs, vom Papste als Lehen zu tragen. Bei der Huldigung, die er darüber leistete (15. Mai 1213), saß der Legat auf einem Thron, und der König kniete waffenlos zu seinen Füßen.

Pandolfo ging hierauf nach Frankreich hinüber, und nahm die gegebene Erlaubniß, Johann zu bekriegen, zurück, weil dieser nun zur rechten Erkenntniß seiner Sünden gekommen und zum Gehorsam gegen den apostolischen Stuhl zurückgekehrt sey. Philipp gab eine zornige Antwort, stellte seinen Vasallen vor, daß das an die Flotte und das Heer gewendete Geld unmöglich vergebens verschleudert seyn dürfe, und wollte das Unternehmen nicht aufgeben. Aber Graf Ferdinand von Flandern, ein heimlicher Bundesgenosse Johanns, weigerte sich zu gehorchen, und als Philipp nun gegen diesen seine Waffen wandte, verbanden sich mit ihm, außer einigen anderen Französischen Vasallen, der Herzog Heinrich I. von Brabant und der Römische Kaiser Otto IV., der ein Deutsches Heer persönlich nach Flandern führte (oben S. 64.). Um die Französische Macht zu theilen, landete Johann ohne Land zu gleicher Zeit in Guyenne, und rückte bis nach Anjou vor. Aber Philipp sandte gegen ihn seinen Sohn Ludwig, der ihn hinausschlug; er selber ging den Verbündeten in Flandern ent-

gegen. Bei Bouvines kam es zur Schlacht (27. Jul. 1214). Philipp, der Verräther in seinem Heere fürchtete, ließ vorher alle seine Vasallen zusammenkommen, redete sie herzhaft an, warf dann eine Handvoll zerbrochenen Brots in einen großen mit Wein gefüllten Becher, und sagte, indem er ein Stück davon herausnahm und aß: „Gefährten, wer mit mir leben und sterben will, der thue so wie ich." Diese Entschlossenheit reizte das Ehrgefühl der Barone dergestalt, daß in einem Augenblicke der Becher ausgeleert war, und alle von Muth und Streitlust entbrannten. Der Bischof von Senlis, Guerin, ein Hospitaliter und tüchtiger Kriegsmann, stellte das Französische Heer in Schlachtordnung, und gegen Mittag begann das Treffen; von beiden Seiten ward mit bewundernswerther Tapferkeit gefochten, und die Franzosen wurden mehrmals zurückgedrängt. Schon hatte ein Deutscher Fußknecht den König Philipp mit einem eisernen Widerhaken vom Pferde gerissen und war im Begriff, ihn zu ermorden, als die Franzosen, welche die Lebensgefahr ihres Herrn sahen, mit so unwiderstehlicher Gewalt vordrangen, daß die Deutschen ihrerseits weichen mußten. Der Sieg entschied sich nun völlig für das Französische Heer. Auch der Graf von Flandern wurde gefangen. Siegprangend zog Philipp in Paris ein, und Johann mußte froh seyn, einen fünfjährigen Waffenstillstand zu erhalten.

Indeß waren die von Johann früher Geächteten nach England zurückgekehrt, und Langton hatte den erzbischöflichen Stuhl von Canterbury eingenommen. Er wollte die Erniedrigung des elenden Königs benutzen, die Vorrechte der höheren Geistlichen und Barone, welche ihnen durch den Freiheitsbrief König Heinrichs I. (oben S. 80.) eingeräumt, aber wieder in Vergessenheit gerathen, und von

Johann vielfältig verletzt waren, aufs Neue bestätigen und fester bestimmen zu lassen. Die Barone, welche den König seit seiner Erniedrigung vor dem Papste noch mehr verachteten und haßten, führten das Vorhaben des Erzbischofs mit Freuden aus, und als Johann sich weigerte, ihrem Begehren zu willfahren, entstand ein großes Bündniß, welches den überraschten König mit Waffengewalt umringte, und ihm eine Urkunde abzwang, die unter dem Namen des großen Freiheitsbriefes (Magna charta libertatum) hochberühmt ist. Diese wichtige Urkunde ward unterzeichnet am 19. Junius 1215 auf einem freien Platze (Runnemede oder Runneymead genannt) zwischen Windsor und Staines. Der Klerus gewann durch die Bestimmungen des großen Freiheitsbriefes am meisten, nächst ihm die Barone, aber alle Vorrechte, die der König den Letzteren bewilligte, sollten von ihnen auch den Untervasallen zugestanden werden. Die Kaufleute sollen keinen willkührlichen Zöllen und Abgaben unterworfen seyn; London und alle Städte und Flecken ihre alten Freiheiten behalten, Beisteuern von ihnen nicht gefordert werden ohne Einwilligung des großen Raths. Des Königs Gerichte sollen Jedermann offen stehen, die Gerechtigkeit nicht länger verkauft, verweigert oder verzögert werden. Kein freier Mann solle gefangen gesetzt, seiner Güter beraubt, oder sonst geschädigt werden, wenn nicht vermittelst Urtheils von Richtern seines Gleichen und nach den Landesgesetzen. Für die Bauern, die am wenigsten bedacht waren, wurde doch durch das Gesetz gesorgt, daß Keinem sein Ackergeräth abgepfändet werden dürfe.

Johann hatte die Urkunde nur ausgestellt, weil er mußte, er sandte aber sogleich nach Rom, und beklagte sich beim Papste über seine rebellischen Vasallen. Innocenz

sah ihr Verfahren als einen Eingriff in seine nunmehrigen Rechte an, und erklärte den Freiheitsbrief für ungültig, aber selbst der Erzbischof Langton war nun wider den Papst, der jetzt zum zweiten Mal erfuhr, was er schon in seinem Verhältnisse zu Otto IV. erlebt hatte. Der Kaiser und der Erzbischof mußten aufhören des Papstes Freunde zu seyn, als ihre Stellung sie zu nothwendigen Gegnern desselben machte. Johann erneuerte indeß mit Hülfe fremder Söldner den Krieg, und ängstete die Barone so, daß sie ihre Zuflucht zu Philipp August nahmen, und dessen Sohne Ludwig die Krone anboten. Dieser erschien in England an der Spitze einer bewaffneten Macht; ehe es aber noch zu einer entscheidenden Schlacht kam, starb Johann am 17. October 1216.

In den Archiven der Schatzkammer zu London befinden sich noch viele Urkunden aus jenen Zeiten, aus denen man sehen kann, wie damals bald Gerechtigkeit, bald Ungerechtigkeit dem Könige abgekauft wurde. Kein Mensch durfte sich ohne Geschenke dem Throne nahen. So bezahlte die Grafschaft Norfolk eine Summe, damit redlich mit ihr umgegangen würde, und der Flecken Yarmouth ein andere, damit sein Freiheitsbrief, den er vom Könige hatte, nicht übertreten würde. Ein gewisser Serlo erkaufte die Erlaubniß, sich zu vertheidigen, im Fall er wegen eines gewissen Todschlags angeklagt würde. Nikolas Morel versprach, sechzig Pfund zu bezahlen, wenn der Graf von Flandern gezwungen würde, ihm die dreihundert und drei und vierzig Pfund zu erstatten, die er von ihm geborgt hätte. Hugo Disel bezahlte vierhundert Mark für die Freiheit in England zu handeln. Gottfried Fitz-Pierre gab zwei Norwegische Falken, damit Walter le Madine die Freiheit haben möchte, hundert Pfund Käse aus den Gebieten

des Königs hinaus zu bringen. Die Gemahlin des Hugo von Neville gab dem Könige zweihundert Hühner für die Erlaubniß, ihren gefangenen Gatten besuchen zu dürfen. Richard von Neville gab zwanzig Reitpferde, um von dem Könige ein Empfehlungsschreiben an die Isolda Biset zu erhalten, daß sie ihn zum Manne nehmen möchte, und Robert de Vaux fünf, damit der König in einer gewissen Sache schwiege. Johann ohne Land ließ einmal alle Juden ins Gefängniß werfen, und gab ihnen für sechs und sechzigtausend Mark die Freiheit wieder. Zu einer andern Zeit bezahlte der Jude Isaak allein fünftausend einhundert Mark, Brun dreitausend Mark, andere weniger.

Die Großen zeigten ihren Reichthum durch prächtige Kleidungen, Rüstungen und Pferde, und durch ein zahlreiches Gefolge. Von Thomas Becket, da er noch Kanzler war, wird erzählt, er habe sein Zimmer im Winter täglich mit frischem Stroh oder Heu, im Sommer mit grünem Schilf bestreuen lassen, damit die Herren, welche ihm ihre Aufwartung gemacht, und ihrer großen Menge wegen nicht alle an der Tafel sitzen konnten, nicht hätten auf dem Boden sitzen und ihre schönen Kleider beschmuzen dürfen.

Mit der vollen Einführung der in der Magna Charta enthaltenen Bestimmungen beginnt eine neue Epoche in der Geschichte von England. So unvollkommen sie auch in vieler Hinsicht noch war, so stiegen doch durch sie Ordnung und Gerechtigkeit in der Verwaltung zusehends. Die Völker des Mittelalters waren glücklicherweise noch von dem Wahne entfernt, daß die Hemmung des Despotismus und der Willkühr durch Zerstörung alles Bestehenden und durch Einführung einer gänzlich neuen Ordnung der Dinge, die auf der Grundlage leerer Allgemeinbegriffe ruht, zu bewerkstelligen sey. Das Gute und Tüchtige reift langsam;

aus dem unscheinbaren Keime der Magna Charta sproßte der starke und stolze Stamm der Englischen Freiheit hervor.

---

25. Kaiser Friedrichs II. frühere Regierung.

(1215—1227.)

Friedrich II., Barbarossa's Enkel, den wir nach Otto's IV. Besiegung als Oberhaupt des Reichs verlassen haben (oben S. 46.), gehört zu den klarsten und thätigsten Köpfen des Mittelalters. Allein er hatte einen schwerern Stand, als je ein Kaiser vor ihm, und mußte sein ganzes Leben und seine schönsten Kräfte in einem hartnäckigen Kampfe verzehren, den die Hierarchie wider ihn führte.

Nach seiner Krönung zu Aachen (1215) blieb Friedrich noch fünf Jahre in Deutschland, hielt Reichstage und stellte Unordnungen ab. Schon im Jahre 1210 hatte ihm seine Gemahlin einen Sohn, Heinrich, geboren. Der Papst Honorius III., Innocenzens Nachfolger, hatte keinen dringendern Wunsch als den, einen neuen Kreuzzug zu Stande zu bringen und Friedrich an dessen Spitze zu sehen. Dieser hatte auch schon 1215 das Gelübde abgelegt, aber die dringenden Geschäfte in Europa hielten ihn fortwährend ab, an die Ausführung zu denken. Honorius hatte ferner, der ganzen Richtung der päpstlichen Politik zufolge, darüber zu wachen, daß Friedrich das schon gegen Innocenz gethane und ihm erneuerte Versprechen, die Sicilische Krone seinem Sohne abzutreten, erfülle; Friedrich dagegen dachte darauf, dem Knaben Heinrich durch Bewilligung der Fürsten die Nachfolge im Deutschen Reiche zu sichern. Dem Papste schrieb er, es sey dabei keinesweges seine Absicht, beide Reiche zu vereinigen, sondern für bessere Regierung

während seiner Abwesenheit zu sorgen. Wegen des Kreuzzuges klagte er die Saumseligkeit der Fürsten an, und forderte den Papst selbst auf, mit größerm Nachdruck gegen sie zu verfahren. Er gab dabei fortwährend die stärksten Versicherungen seiner Ergebenheit gegen die Kirche, an deren Brüsten, wie er sich ausdrückte, er gesogen, mit deren Milch er genährt worden sey *). Wirklich gab der milde Honorius wegen des Kreuzzuges eine Frist nach der andern, und ließ es sich sogar gefallen, daß der junge Heinrich zum Römischen Könige gewählt wurde (1220), eine Erhebung, welche Friedrich indeß nur durch die Bewilligung großer Vorrechte an die Prälaten, unter andern durch Entsagung des Spolienrechts, durchsetzte. Im Herbste desselben Jahres trat er mit seiner Gemahlin und einer ansehnlichen Begleitung Deutscher Edlen seinen Römerzug an. Die Mailänder zeigten ihm so viele Abneigung, daß er die Stadt vermied und die Krönung mit der Lombardischen Krone jetzt gar nicht verlangte. Ehe er nach Rom kam, verpflichtete er sich gegen den Papst in einem neuen Vertrage, die von ihm früher gegen die Kirche eingegangenen Verpflichtungen treulich zu erfüllen, und so geschah denn die Krönung in der Peterskirche im November 1220 ohne alle Schwierigkeiten. Der Papst nannte Friedrich jetzt Kaiser und König von Sicilien, und schien also auf der Trennung beider Reiche, wenigstens für jetzt, nicht mehr zu bestehen. Zum Überflusse nahm Friedrich nochmals das Kreuz, erbat sich aber einen neuen Aufschub, um seine Erbländer erst beruhigen zu können.

Diese sah er jetzt nach achtjähriger Entfernung als Mann und Kaiser wieder. Die Verwirrung hatte darin

*) v. Raumer Gesch. der Hohenstaufen, Bd. III. S. 322 fg., aus den handschriftlichen Urkunden im päpstlichen Archive.

den höchsten Gipfel erreicht. Er durchreisete die einzelnen Provinzen, hielt allenthalben Landtage, berathschlagte sich mit den einsichtsvollsten Räthen, und traf eine Menge heilsamer Einrichtungen. Auch mehrere unruhige Geistliche wurden gestraft, und ihre Stellen ohne Umstände Anderen gegeben, worüber es wieder mit dem Papste zu einigen Händeln kam. In Deutschland erhielten die von ihm eingesetzten Räthe seines Sohnes Heinrich gute Ordnung, und 1222 ward dieser auch zu Aachen zum Könige gekrönt.

Der Papst hörte indessen nicht auf, mit großem Eifer die Ausführung des Kreuzzuges zu betreiben, und da Friedrich von seiner Seite immer noch anstand, höchstens, um einiges zu thun, von Zeit zu Zeit kleine Flotten und ansehnliche Geldsummen den Christen in Palästina zur Unterstützung sandte, so machte Honorius einen Plan, der den Kaiser durch den eigenen Vortheil zur Ausführung reizen sollte. Friedrichs Gemahlin Constantia war 1222 gestorben. Derjenige, welcher damals den leeren Titel eines Königs von Jerusalem führte, ein Französischer Graf, Johann von Brienne, hielt sich in Italien auf, um im Abendlande Hülfssendungen zu betreiben. Der Papst stiftete nun eine Vermählung Friedrichs mit der einzigen Tochter dieses Titularkönigs, Jolantha, durch die er zugleich alle Ansprüche auf das Königreich Jerusalem erhielt. Die Heirath ward wirklich 1225 vollzogen, und Friedrich nahm sogleich den Titel eines Königs von Jerusalem an.

Honorius war beruhigt, und bewilligte jetzt selbst noch einen Aufschub auf zwei Jahre. Friedrich widmete diese Frist seinen geliebten Erblanden, an deren Beruhigung und Wohlstand er mit größtem Eifer arbeitete. Eine Anzahl noch in Sicilien hausender Saracenen besiegte er, und versetzte sechzigtausend von ihnen nach Italien herüber in die

Stadt Nocera. An einem neuen Gesetzbuche ward gearbeitet. Im Jahre 1224 stiftete er zu Neapel eine Universität. Die Streitigkeiten mit dem Papste brachen aber immer wieder dazwischen aus, denn dieser hörte nicht auf, Neapolitanische Pfründen nach seiner Willkühr zu besetzen, welches der Kaiser durchaus nicht litt. Auch der Kreuzzug ward immer wieder angeregt. Friedrich hatte wirklich schon Anstalten dazu getroffen, allein die Widerspenstigkeit der Lombarden, welche dem Kaiser selbst diejenigen Rechte verweigerten, die ihm dem Kostnitzer Frieden zufolge gebührten, nahm seine Aufmerksamkeit jetzt vor allem in Anspruch, und es ist begreiflich, daß ihm die Herstellung des kaiserlichen Ansehens in Italien viel näher am Herzen lag, als die Eroberung des heiligen Grabes.

Indessen sollte ihm diese jene mit erringen helfen. Er schrieb einen allgemeinen Reichstag nach Cremona aus (1226), zu dem er auch seinen Sohn Heinrich mit den Deutschen Fürsten berief, angeblich um wegen des Kreuzzugs die nöthigen Maaßregeln zu verabreden, der alsdann 1227 ganz gewiß angetreten werden sollte. Allein der Streit erhob sich schon, ehe er nach Cremona kam. Die Geistlichkeit, von der er Darlehen nahm, um den Ausdruck Steuern nicht brauchen zu dürfen, murrte. Er gab eine Verordnung, daß seine Geistlichen wegen Mordthaten und anderer groben Verbrechen vor das Landesgericht gezogen werden sollten. Darüber entstand noch größerer Widerspruch. In Cremona gab er liebreiche Erklärungen, um die Mailänder durch Güte zu gewinnen; allein diese erneuerten ihren Bund mit beinahe zwanzig Städten und verschiedenen Grafen und Herren, und weigerten sich durchaus, ihn aufzunehmen. Auch seinem Sohne, der sechs Wochen zu Trident wartete, versperrten sie mit einer starken

Macht den Übergang über die Alpen. Friedrich mußte den Reichstag mit den wenigen treuen Städten, die mit Mailand in Feindschaft lebten, halten. Er that den Städtebund in die Reichsacht, und drang in den Papst, die Sache zu entscheiden. Honorius entschied, der Kaiser solle Alles verzeihen, und die Mailänder sollten vierhundert Reiter zum Kreuzzuge schicken. Dieser Ausspruch, der, statt die streitigen Verhältnisse zwischen Kaiser und Städten festzusetzen, diesen nur eine vorübergehende Last auflegte, konnte Friedrich unmöglich gefallen. Doch schwieg er für jetzt und gab seine Einwilligung.

---

26. Friedrichs II. Kreuzzug.

(1228. 1229.)

Im März des folgenden Jahres (1227) starb Honorius III. Ihm folgte Gregor IX., schon ein hochbejahrter Greis, aber ein kühner und thatkräftiger, ganz dazu gemacht, dem Kaiser mit Nachdruck entgegen zu treten, und den Ansprüchen des päpstlichen Stuhles, die der milde Honorius nicht mit der Stärke strengerer Vorgänger durchgefochten hatte, neues Leben zu geben. Sein erstes Wort war wieder der Kreuzzug. Und in der That hatte das ewige Geschrei von dem Kreuzzuge die ganze Welt so aufgeregt und mit Erwartungen erfüllt, daß Friedrich kaum noch länger zögern durfte, wenn er nicht die allgemeine Unzufriedenheit der Völker gegen sich erregen wollte. Er war in einer höchst verdrießlichen Lage, doch setzte er den Aufbruch wirklich auf Mariä Himmelfahrt 1227 an, und befahl auch seinem Sohne Heinrich, die Deutschen Ritter dazu zu bescheiden. Kaum war dies Wort gegeben, so

strömten große Schaaren von Kreuzfahrern nach Apulien, wo bald unter dem zusammengedrängten, der Hitze eines süditalischen Sommers ungewohnten Haufen von Nordländern böse Seuchen ausbrachen. Indeß wurden Viele eingeschifft, und am 8. September folgte Friedrich mit seinem Freunde, dem Landgrafen Ludwig von Thüringen, selbst nach. Aber auf der Flotte wurden Beide von der ansteckenden Krankheit ergriffen, und ließen sich schon am dritten Tage zu Otranto wieder ans Land setzen. Der Landgraf starb, die schon vorausgeeilten Pilger, da sie hörten, daß der Kaiser nicht nachkomme, kehrten verdrossen wieder um, und zerstreuten sich einzeln in ihre Heimath. Der ganze Zug, auf den Europa und Asien das Auge gerichtet hatten, war zu nichts geworden.

Jetzt ließ Gregor IX. seinen ganzen Zorn aus, und begann den offnen Krieg mit dem Kaiser. Er nannte seine Krankheit Verstellung, ließ seine Gesandten gar nicht vor sich, schrieb ihm, ein „unmäßiger Schmerz, unermeßliches Erstaunen und grenzenloses Schrecken habe ihm Leib und Seele von allen Seiten umgeben," bestieg am Michaelistage die Kanzel, hielt eine donnernde Predigt über die Worte: „es muß ja Ärgerniß kommen," nannte den Kaiser einen Drachen, verfluchte ihn in den untersten Abgrund der Hölle, und schleuderte zuletzt den Bannstrahl gegen ihn. Auf diesen folgte das Interdict, und von beiden über diesen „Feind der Kirche" verhängten Strafen ward sogleich allen Völkern und Fürsten Europa's durch eine Anzahl ausgesandter Legaten Nachricht gegeben. Friedrich entschuldigte sich in Gegenschriften, versicherte, er werde sein Gelübde nach wieder erlangter Gesundheit ganz gewiß erfüllen, und stellte die Herrschsucht des Papstes als die einzige Ursache seines Bannes vor. Auch bei Johann ohne

Land und dem Grafen von Toulouse habe der Römische Stuhl den Bann bloß dazu gebraucht, sich die Länder dieser Fürsten zu unterwerfen. Er wolle daher alle Mächte aufmerksam machen, und an den Horazischen Vers erinnern: tua res agitur, paries cum proximus ardet. In Rom selbst mußte sein Gesandter vor den versammelten Römern im Capitol etwas ähnliches verlesen. In seinen Staaten aber erließ er strenge Befehle an die Obrigkeiten, daß sie die Geistlichen trotz dem Interdict zur Haltung des Gottesdienstes zwängen, und keinen aus dem Lande ließen.

Um sich jedoch in der Achtung der Welt wieder herzustellen, und um zu zeigen, daß seine Krankheit kein bloßer Vorwand gewesen, unternahm er nun das Jahr darauf (1228) den Kreuzzug. Er zog dazu eine besondere Steuer von seinen Baronen und Geistlichen ein, bestellte sichere Reichsverweser, und traf die zweckmäßigsten Vorkehrungen. Seine Anhänger in Rom erregten einen Tumult gegen den Papst, und jagten ihn zur Stadt hinaus, aber selbst fliehend wiederholte er seinen Bannfluch gegen den Kaiser, und seine Legaten wiederholten ihn an allen Enden Europa's.

Vorher war die Unterlassung des Kreuzzuges eine Sünde gewesen, jetzt war es die Vollführung. Päpstliche Briefe mußten die geistlichen Ritterorden in Palästina warnen, mit einem Gebannten in Gemeinschaft zu treten. Die Deutschen, welche sich an den Zug mit anschließen wollten, wurden auf päpstliches Geheiß von den Mailändern zurückgejagt und ausgeplündert. Endlich, um seinem Bann einen rechten Nachdruck zu geben, ließ Gregor von den unermeßlichen Geldsummen, die er aus allen Ländern zusammengetrieben, drei Heere ausrüsten, welche in Neapel einfallen und das ganze Königreich erobern sollten. Den Vorwand dazu gab Friedrichs Statthalter, der, um einige

Empörer zu züchtigen, das päpstliche Gebiet berührt hatte. Um die Unterthanen treulos zu machen, wurden überall Nachrichten von des Kaisers Tode ausgesprengt.

Friedrich II. war indessen im September 1228 zu Acre glücklich ans Land gestiegen. Die Johanniter, Tempelherren und Deutschen Ritter waren ihm freudig entgegengekommen, und Alles schien nach Wunsch zu gehen. Da erschienen zwei Franziscaner mit päpstlichen Bullen, und sogleich war alle Einheit zerstört. Die Ritter zogen sich zurück, und machten auch einen Theil des Heeres vom Kaiser abwendig. Friedrich, in einer Art von Verzweiflung, brach mit dem Rest seiner Getreuen und mit den Deutschen Rittern von Acre auf, um entweder den Tod oder desto größern Ruhm in Palästina zu finden.

Hermann von Salza, der wackere Großmeister des Deutschen Ordens, blieb zurück, um seine Beredsamkeit noch einmal an den Johannitern und Tempelherren zu versuchen. Er erweckte ihr Ehrgefühl, und sie beschlossen, ihm nachzuziehen. Bei Cäsarea holten sie ihn ein. Aber die Eifersucht erhob bald wieder ihr Haupt. Der unermüdete Hermann fand endlich die Auskunft, die Befehle und das Feldgeschrei sollten nicht im Namen des Kaisers, sondern im Namen Gottes und der gesammten christlichen Republik gegeben werden.

So kam man in der Mitte des November in Joppe an. Bei Gaza stand der Sultan von Ägypten, dermaliger Besitzer von Jerusalem, bei Sichem sein Feind, der Sultan von Damaskus, und Jeder wünschte den Kaiser auf seine Seite zu ziehen. Friedrich zog die Freundschaft des Erstern vor, und durch geschickte Unterhandlungen gewann er ohne Schwertstreich, was die mächtigsten Fürsten vor ihm durch so viel Blut und Gefahren nicht hatten erlangen

können. Der Sultan von Ägypten trat, um sich nur sein Hauptland zu sichern, in einem zehnjährigen Waffenstillstande (18. Febr. 1229) das Reich Jerusalem mit der Hauptstadt und fast allen anderen Orten, die vor der Saracenischen Eroberung zu demselben gehört hatten, an den Kaiser ab, versprach auch, keine neue Festung gegen Palästina anzulegen, und verlangte bloß Schutz und Sicherheit für die an den abgetretenen Orten wohnenden Moslemen, und Zutritt für sie zu dem Tempel Salomo's, den sie eben so sehr verehrten, als die Christen. Friedrich zog nun fröhlich in Jerusalem ein, gab den Geistlichen ihre Kirchen und Klöster wieder, und ließ alle zerstörten Festungswerke und Schlösser wiederherstellen.

So viel hatten die Johanniter und Tempelherren in langen Jahren nicht erreichen können. Darum stieg jetzt ihr Neid aufs höchste. Selbst der Patriarch von Jerusalem, Gerold, ein treuer Diener des Papstes, weigerte sich in Gegenwart des Gebannten einen Gottesdienst zu halten, ja als dieser darauf bestand, daß er gekrönt seyn wolle, belegte er die ganze Stadt mit dem Interdict. Friedrich ließ sich dadurch nicht stören. Er ging am 18. März (1229) mit seinen Hauptleuten und den Deutschen Rittern in die Kirche, und da kein Priester Messe lesen wollte, setzte er sich selbst am Altar die Krone auf. Hermann von Salza hielt eine Rede an das Volk.

Der Haß der Tempelherren ging so weit, daß sie sogar dem Sultan von Ägypten heimlich den Tag verriethen, an welchem der Kaiser in schwacher Begleitung eine Wallfahrt an den Jordan zum Taufplatz Jesu thun würde. Aber der Sultan schickte den boshaften Brief dem Kaiser selber zu, der, nach einer Menge anderer Ränke, die seine Klugheit und Standhaftigkeit noch zu überwinden hatten,

sich endlich wieder einschiffte, und schon zu Ende des Mai 1229 trotz der Wachsamkeit seiner Feinde bei Brundusium ans Land stieg.

---

27. Italien und Deutschland nach Friedrichs Rückkehr.

(1229 — 1237.)

Noch ehe der Kaiser angekommen war, hatte der Papst schon den geschlossenen Frieden im Orient als das größte Verbrechen dargestellt. Er nannte Friedrich II. einen heimlichen Mohammedaner, der mit den Saracenen Freundschaft gemacht, und ihnen die heiligen Örter gelassen habe; er warf ihm vor, daß er den Patriarchen von Jerusalem gewaltthätig behandelt und sich selbst die Krone aufgesetzt habe, und wies auch alle gütlichen Anträge, die ihm Friedrich gleich nach seiner Ankunft thun ließ, ab. Dieser brauchte nun Gewalt, um sich Ruhe zu verschaffen. Er suchte zuvörderst seine Erbstaaten wieder zu erobern, welches sehr leicht war, da die päpstlichen oder sogenannten Schlüsselsoldaten keinen Widerstand wagten. Die fremden Mächte und die Lombardischen Städte, die Gregor zur Hülfe aufrief, übereilten sich auch nicht, ihm beizustehen, denn die Habgier und Härte, mit welcher seine Legaten allenthalben die Kriegssteuern eingetrieben, hatte alle Welt empört. Viele Priester hatten ihr Kirchensilber deshalb verkaufen müssen. Dies und Friedrichs rasche Wiedereroberung seiner Staaten machten den Papst endlich nachgiebig, um so mehr, da viele Deutsche Prälaten und Fürsten nach Rom kamen und ernstliche Vorstellungen thaten. Es wurden Friedensbedingungen aufgesetzt, und im August

1230 kam endlich die Versöhnung zu Stande. Der Kaiser ward zu Ceperano durch den Cardinal von Capua feierlich seines Bannes entledigt, und versprach dafür, Alles zu vergessen und von den Geistlichen keine neuen Steuern zu fordern. Am 2. September 1230 hatte er sogar mit dem Papst zu Anagni eine dem Scheine nach sehr freundschaftliche Zusammenkunft.

Die kurze Muße, die ihm dieser Friede gewährte, verwendete er auf die völlige Beruhigung seiner geliebten Erbstaaten. Er hielt einen Landtag zu Melfi, wo er sein neues Gesetzbuch bekannt machte. Es umfaßte alle Zweige der bürgerlichen Verwaltung, schränkte die Willkühr der Richter ein, und sicherte die Rechte der Unterthanen. Den Verwaltungsbehörden war ihr Wirkungskreis sehr genau und bestimmt vorgezeichnet, die ständische Verfassung erhielt eine vorzügliche Ausbildung. Schon von den Normannischen Königen waren Parlamente gehalten worden, welche aus den Prälaten und Baronen bestanden; Friedrich zog zuerst auch Abgeordnete der Städte dazu, so daß hier, vielleicht zum ersten Mal in der Weltgeschichte, der große und folgenreiche Gedanke hervortrat, eine Masse, deren Gesammtheit unmöglich zu den Reichsversammlungen gezogen werden konnte, durch Stellvertreter daran Theil nehmen zu lassen. Die Gerichtsbarkeit der Geistlichen und des Adels ward sehr beschränkt. Jedem Untervasallen stand Berufung an die Reichsgerichte frei, jede Selbsthülfe war aufs strengste untersagt. Entschädigt wurde der Adel für diese Verluste durch eine große Ausdehnung des Lehnserbrechts. Für Handel, Medicinalwesen u. s. w. ergingen die heilsamsten Vorschriften *). Es ist ganz unstreitig, daß

*) v. Raumer a. a. O. Bd. VII. Hptst. 6.

Neapel und Sicilien nie so glücklich regiert worden sind, als zur Zeit Friedrichs II. Viele Städte wurden auch durch prächtige Gebäude und nützliche Stiftungen verschönert, andere befestigt, und zum zweiten Mal ward eine Saracenische Colonie aus Sicilien nach Apulien herüber versetzt.

In der Lombardei herrschten indeß unaufhörliche Unruhen und Fehden. Die Städte bekriegten einander aus Eifersucht und leidenschaftlichem Hasse, und innerhalb ihrer Mauern herrschten nicht weniger verderbliche Parteikämpfe. Der Kaiser sah diese Übel mit großem Leidwesen, und schrieb 1231 einen allgemeinen Reichstag nach Ravenna aus, auf dem wiederum sein Sohn Heinrich nebst den Deutschen Fürsten erscheinen sollte. Aber die Lombarden zeigten sich nicht weniger widerspenstig, als bei dem früher zu Cremona anberaumten Reichstage; sie erneuerten ihren Städtebund, und besetzten alle Alpenpässe, so daß Friedrich, um seinen Sohn zu sprechen, zu Schiffe nach Aquileja reisen mußte.

Noch war er nicht in der Verfassung, diese Kühnheit bestrafen zu können, zumal da ein Aufstand ihn nach Sicilien zurückrief. Um dieselbe Zeit empörten sich die Römer gegen den Papst, und jagten ihn abermals zur Stadt hinaus. Friedrich besuchte ihn 1234 zu Rieti, und freute sich der Gelegenheit, sich diesen, wie er wohl erfahren, auf jeden Fall furchtbaren Feind durch eine Wohlthat verbinden zu können. Er unterstützte ihn mit seinen Deutschen Truppen nachdrücklich, und unterwarf ihm die abgefallenen Vasallen wieder. Zugleich drang er in den Papst, die Lombardischen Angelegenheiten, deren Entscheidung er ihm schon früher übertragen hatte, zu vermitteln, und versprach nochmals, sich seinem schiedsrichterlichen Urtheile zu unterwerfen. Wirklich ermahnte Gregor die Lombarden ernstlich, nicht länger zu zögern. Endlich ging eine Erklärung der Städte

ein, daß sie die Vermittelung des Papstes auf die verlangte Weise annähmen. Indeß pflogen die Treulosen schon geheime Unterhandlungen mit dem Römischen Könige Heinrich, der im Begriff war, wider seinen Vater aufzustehen, und schlossen, zwei Monate nachdem sie jenes Schreiben an den Papst erlassen, einen Vertrag mit ihm, in welchem sie sich anheischig machten, ihn anzuerkennen *). Der junge König, der in seines Vaters Abwesenheit Deutschland verwaltete, hatte sich einer ausschweifenden Lebensweise und schlechten Rathgebern hingegeben. Die väterlichen Ermahnungen und Zurechtweisungen, die er sich dadurch zuzog, nahm er mit Unwillen auf, und öffnete sein Ohr Schmeichlern, welche ihm vorstellten: „Deutschland leide durch die Abwesenheit seines Herrschers, und der Kaiser solle ja nach den Aussprüchen des Papstes nicht zugleich in Deutschland und in Sicilien herrschen. Heinrich sorge daher nur für das Beste des Staats und der Kirche, wenn er sich unabhängig mache.“ Der von Stolz und Ehrgeiz bethörte Jüngling folgte der lockenden Verführung und erhob offene Empörung. Auf einem Reichstage zu Boppart 1234 erforschte er zuerst die Gemüther. Viele kleinere Vasallen, die bei der Umwälzung zu gewinnen hofften, ließen sich hinreißen, die größeren aber und die meisten Städte verharrten in ihrer Pflicht. Im Frühlinge 1235 kam der Kaiser, seinem Rechte und der Deutschen Treue vertrauend, ohne Heer nach Deutschland. In Regensburg erkannten siebzig Prälaten und Fürsten einstimmig Heinrich für schuldig, und führten dem Kaiser Mannschaft zu. Der treulose Sohn kam aus einem seiner Schlösser, gegen das der Vater

---

*) Die gegen Gregor IX. von Einigen vorgebrachte Beschuldigung, auch er habe Heinrichs Empörung befördert, ist ungegründet. S. v. Raumer a. a. O. Bd. III. S. 692.

anrückte, ins Lager, und bat fußfällig um Gnade. In Worms auf einem Reichstage wurden ihm die Fesseln abgenommen und Verzeihung angekündigt. Allein Scham und Verzweiflung trieben ihn zu einem zweiten Versuch; man sagte, er habe den Vater vergiften wollen. Hierauf ward er abermals gefangen genommen, und nebst seiner Gemahlin und seinen zwei Söhnen in das Schloß St. Felice in Apulien geschickt, wo er sieben Jahre hernach starb *).

Auf dies traurige Geschäft ließ Friedrich ein fröhlicheres folgen. Schon längst wieder Wittwer, hielt er durch Deutsche Gesandten im Februar 1235 um eine dritte Gemahlin, die Prinzessin Isabelle, Schwester des Englischen Königs Heinrichs III., an. Nach Ostern kamen der Erzbischof von Köln und der Graf von Löwen, um sie nach Deutschland abzuholen. Ihr Zug durch die reichen Niederländischen Städte war ein unendliches Fest. Allenthalben kamen ihr die Bürger und die Geistlichen mit Musik entgegen. In Köln holten sie zehntausend Bürger auf schönen Pferden und in prächtiger Kleidung ein. Andere kamen auf Wagen, die wie Schiffe aussahen, und von denen man die Pferde nicht sehen konnte. Alle Straßen in Köln waren prächtig aufgeputzt. Da man der Prinzessin sagte, daß die Frauen sie gern sehen möchten, nahm sie ihren Hut mit dem Schleier ab, welches ihr alle Herzen gewann. Auch die Vermählung, die zu Worms vom 20. Julius an vier Tage lang durch Schmausereien und Lustbarkeiten aller Art gefeiert ward, gab einen Beweis von der Prachtliebe,

*) Bei Heinrichs Tode erließ der Kaiser ein Rundschreiben, in welchem er sagte: „Ich gestehe es, daß mich der Stolz des lebenden Königs nicht beugen konnte, der Tod des Sohnes aber tief bewegte, und ich bin weder der Erste noch der Letzte Derjenigen, welche von ungehorsamen Söhnen Schaden erduldeten und doch an ihrem Grabe weinten."

dem Wohlstand und dem Kunstfleiß jener Zeiten und Gegenden. Der Kaiser selber, ein Freund des äußern Glanzes, erwarb sich durch seine Freigebigkeit die Zuneigung der Deutschen, die stolz darauf waren, einen so reichen und mächtigen Kaiser zu haben.

Von Worms ging er nach Mainz zu einem der größten und feierlichsten Reichstage. Siebzig bis achtzig Fürsten und Prälaten und gegen zwölftausend Ritter waren zugegen. Der Römische König Heinrich wurde förmlich seiner Würde entkleidet; Otto, der Enkel Heinrichs des Löwen von dessen Sohne Wilhelm, übergab die Braunschweigschen und Lüneburgschen Lande, sein Erbeigenthum, dem Kaiser, und empfing sie als ein Herzogthum und ein für Söhne und Töchter erbliches Reichslehn zurück. Besonders merkwürdig ist dieser Reichstag noch durch feierliche Bestätigung und Erweiterung älterer Gesetze zu Gunsten der geistlichen und weltlichen Fürsten, deren Streben nach Unabhängigkeit jetzt immer kühner hervortritt. Durch andere Gesetze suchte Friedrich die Freiheiten der Städte in bestimmte Schranken zurückzuweisen, damit sie nicht, wie in der Lombardei, die anderen Stände verschlängen. Auch wurde ein Landfriede in Deutscher Sprache abgefaßt.

Nach diesem glücklich vollendeten Geschäft kehrte Friedrich 1236 nach Italien zurück, um auch dort seine Herrscherrechte geltend zu machen. Gregor IX. wandte Alles an, ihn wegzuschaffen; er wollte ihn sogar zum zweiten Mal nach Palästina schicken, allein Friedrich antwortete ihm, die Ketzer in der Lombardei erforderten seine Gegenwart viel dringender. Auf die Frage, was er denn eigentlich von den Lombarden verlange, antwortete er: sie sollten ihn und das Reich als ihr Oberhaupt erkennen, ihm Treue schwören, ihre Klagen von seinen Behörden ent-

scheiden lassen, ihm alle Regalien zurückgeben, und für die letzten Beleidigungen eine selbstbeliebige, doch anständige, Entschädigung geben. Sie schlugen Alles ab, und wollten bloß den Kostnitzer Frieden bestätigt haben. Da sie es aber waren, welche diesen Frieden zuerst gebrochen, so wollte sich nun auch der Kaiser nicht mehr damit begnügen, sondern verlangte eine sichrere Grundlage. Er betrachtete jenen fast nie gehaltenen Frieden als die Quelle aller Willkühr der Städte, welche wiederum in den Forderungen des Kaisers tyrannische Anmaßung sahen. Friedrich suchte sie durch Trennung zu besiegen. Cremona und Pavia, als alte Nebenbuhler von Mailand, fielen ihm gleich bei; Parma konnte gegen Piacenza gebraucht werden, Modena gegen Bologna. Der Podesta von Verona, Ezzelin de Romano, der mit kaiserlicher Hülfe gern seine Feinde in der Trevisanischen Mark bezwingen wollte, leistete aus Eigennutz gute Dienste.

Friedrich hatte kaum einige Vortheile über die Lombarden gewonnen, als neue Unruhen ihn mitten im Winter 1236 wieder nach Deutschland zurückriefen. Friedrich der Streitbare, Herzog von Österreich, Schwager des abgesetzten Heinrich und der Empörung verdächtig, war vom Kaiser nach Augsburg auf einen Hoftag geladen, und da er nicht erschienen, in die Reichsacht erklärt worden, deren Vollziehung seinen Nachbarn, dem Könige Wenceslaus von Böhmen und dem Herzoge Otto von Baiern, anheim gefallen war. Allein Beide hatten seiner überlegenen Kraft weichen müssen, und wurden in ihren eigenen Ländern von ihm gemißhandelt. Kaum hörte dies der Kaiser, als er schnell über die Alpen nach Deutschland zurückkehrte, sich mit den Böhmen und Baiern vereinigte, auch noch den Herzog Burkard von Kärnthen, den Landgrafen Heinrich

von Thüringen und verschiedene geistliche Reichsstände mit ihren Truppen zu sich berief, und so mit einer furchtbaren Heeresmacht in Österreich eindrang. Der Herzog mußte eine Stadt nach der andern verlassen, und Wien selbst, mit seiner Härte unzufrieden, öffnete die Thore. Dafür ward es zu einer freien Reichsstadt erklärt, und das übrige Land durch einen kaiserlichen Statthalter verwaltet, bis es 1240 dem Herzog Friedrich dadurch, daß er den Kaiser in Italien thätig unterstützte, gelang, des Letztern Gnade und durch dieselbe alle seine Besitzungen wieder zu erhalten.

Dies rasche Strafgericht erhöhte Friedrichs II. Ansehen in Deutschland ungemein. Er berief die Fürsten nach Speier (1237), wo die schon zu Wien verabredete Wahl seines zweiten Sohnes Konrad feierlich vollzogen werden sollte. Hier zum ersten Male findet sich ein schriftlich abgefaßtes Wahldecret, doch ist von bestimmten Kurfürsten darin noch nicht die Rede, vielmehr heißt es zu Anfang: „Da wir Sigfried der Mainzer, Dietrich der Trierer, und Gerhard der Kölner Erzbischof, Gerbert der Bamberger, Sigfried der Regensburger, kaiserlicher Hofkanzler, desgleichen der Freisinger und Passauer Bischof, Otto, Pfalzgraf vom Rhein, Herzog von Baiern, Wenceslaus, König von Böhmen, Heinrich, Landgraf von Thüringen, und Burkard, Herzog von Kärnthen, die wir in dieser Sache die Stelle des Römischen Senats eingenommen haben, und die Väter und Lichter des Reichs vorstellen — den gegenwärtigen Kaiser in seiner Nachkommenschaft zu ehren beschlossen haben u. s. w." — Die Krönung geschah noch in demselben Jahre. Im September war Friedrich schon wieder in Italien.

---

28. Fortgesetzter Kampf in Italien.

(1237—1241.)

In Italien hatte indessen Ezzelin für des Kaisers und seine eigene Sache gearbeitet. Padua und Treviso hatten sich ihm ergeben *). Jetzt unterwarf sich auch Mantua. Seit dem Stoße, welchen die königliche Macht in Deutschland durch den Bürgerkrieg Philipps und Otto's erlitten hatte, kümmerten sich die Fürsten meistens um die Kriege des Kaisers nicht mehr, und Friedrich konnte nur eine geringe Anzahl Deutscher Ritter über die Alpen führen. Indeß suchte er sich durch Söldner zu verstärken, und da er vermöge seiner reichen Hülfsquellen fast immer einen guten Sold zahlen lassen konnte, fehlte es ihm nicht leicht an hinreichender Mannschaft. Seine Apulischen und Deutschen Ritter zeichneten sich durch Pracht der Rüstungen aus. Sein Hauptpanier wurde von einem Elephanten getragen, den eine ausgesuchte Schaar von Christen und Saracenen umgab. Die Feldzeichen der Städte waren dagegen auf einem Wagen befestigt, welcher Caroccio hieß **).

Schlachten wurden in diesen Kriegen wenig geliefert. Man mußte den Feind immer hinter seinen Wällen, Grä-

---

*) Ezzelin wurde von dieser Zeit an ein furchtbarer Frevler und Tyrann. Er glaubte seine Herrschaft nur durch die größte Grausamkeit befestigen zu können, und wüthete besonders nach des Kaisers Tode in der Lombardei auf schreckliche Weise. Nicht minder frevelten die Städte in einem Rachekriege, in welchem Ezzelin 1259 gefangen wurde und umkam.

**) Dieser reich geschmückte Wagen wurde von vier rothen oder weißen Ochsen gezogen. In der Mitte erhob sich ein leicht aufzurichtender und niederzulegender Mastbaum, an dessen Spitze sich ein Kreuz, ein Heiligenbild oder die Stadtfahne befand. Zum Caroccio gehörte eine Schaar auserlesener Vertheidiger, denen es Pflicht war, um die Erhaltung dieses Hauptbanners bis zum Tode zu kämpfen.

ben und Mauern bekämpfen. Übersieht man die lange, ununterbrochene Kette von festen Städten, welche die Lombardei enthält, und erinnert man sich, daß die Belagerer noch nicht die Hülfe ferntreffender Kanonen hatten, sondern sich mit den ungeschickten Thürmen, Wurfmaschinen und Mauerbrechern quälen mußten, deren bloße Heranbringung an die Mauer schon eine weitläufige, unermeßliche Arbeit kostete, so kann man sich die langsamen Fortschritte dieser beschwerlichen Kriegsunternehmungen leicht erklären. Nicht selten geschah es auch, daß nach einer Anstrengung von vielen Monaten ein einziger Ausfall der Belagerten oder ein Paar in die Maschinen geworfene Feuerbrände alles wieder vernichteten.

Die Lombarden wünschten, es in diesem Jahre (1237) zu keiner Entscheidung kommen zu lassen, aber Friedrich überraschte sie bei Corte nuova (27. November) und schlug sie völlig. Nur Wenige aus ihrem Heere entgingen dem Tode oder der Gefangenschaft; auch der Caroccio fiel in die Hände des Siegers, der ihn nach Rom sandte und im Capitol aufstellen ließ. Die Städte, die sich ihm in Folge dieser Schlacht ergaben, behandelte Friedrich gütig, und gewann damit so viel, daß ihm zur Fastenzeit 1238 in der ganzen Lombardei nur noch Mailand, Bologna, Piacenza und Brescia widerstanden. Von der erstern verlangte er unbedingte Unterwerfung, wahrscheinlich um die Rache Friedrichs I. zum zweiten Mal an ihr zu vollziehen. Allein eben dadurch gewann er sie nie. Die Mauern der Städte waren der Kriegskunst jener Zeiten unbezwinglich. Dies erfuhr auch Friedrich, als er Brescia belagerte, aber unverrichteter Sache abziehen mußte. Dieser fruchtlose Versuch schadete ihm schon viel in der Meinung, und vereitelte zum Theil die Früchte seines Sieges. Bald trübte sich auch des Kaisers

Verhältniß zum Papste wieder. Gregor ermahnte ihn zur Milde gegen die Lombarden; als dies fruchtlos blieb, schloß er sich den Städten wieder näher an, und drohte dem Kaiser, daß er die härtesten Maaßregeln wider ihn ergreifen werde, wenn die Angelegenheiten Oberitaliens nicht seinem schiedsrichterlichen Ausspruche anvertraut würden. Ein anderer Grund zum Zwiste wurde Sardinien. Auf den Besitz dieser Insel hatten die Päpste schon seit langer Zeit Ansprüche gemacht, und Gregor war der Erfüllung nahe, als die Erbin eines Theiles von Sardinien, Adelasia, ihre Hand einem natürlichen Sohne Friedrichs, dem schönen Enzius reichte, und dieser sich König von Sardinien nannte. Auch über diesen Punct wollte der Kaiser in Bezug auf alte Reichsrechte nicht nachgeben, und nun trat Gregor als offner Feind auf. Nachdem er sich vorher noch mit Venedig, welches im Apulischen Reiche Eroberungen zu machen hoffte, eng verbunden hatte, sprach er am Palmsonntage 1239 den Bannfluch über den Kaiser aus. Die Gründe, die er in einem Manifest anführte, waren: daß der Kaiser Sardinien seiner Herrschaft unterwerfe, Kirchengüter an sich bringe, alle Anhänger der Kirche feindlich behandle, die Saracenen begünstige, die Rettung des heiligen Landes hintertreibe u. s. w.

Friedrich ermangelte nicht, diese Vorwürfe des Papstes durch öffentliche Bekanntmachungen abzuweisen, und sandte durch die ganze Christenheit Schreiben, in welchen er über das große und unverdiente Unrecht, das ihm geschähe, Klage führte und den Papst heftig angriff. Nicht minder heftig antwortete Gregor, und hob besonders Friedrichs Unglauben und Ketzereien hervor. Unter andern versicherte er: „dieser König der Pestilenz behaupte, die ganze Welt sey von drei Betrügern, Moses, Christus und Mo-

hammed getäuscht worden" *). Friedrich versicherte dagegen in einem abermaligen Schreiben, daß er den rechten christlichen Glauben allerdings besäße; was Gregor, „der auf dem Stuhle der verkehrten Lehre sitzende und mit dem Öle der Schelmerei gesalbte Pharisäer," gegen ihn vorbringe, seyen abgeschmackte Verläumdungen. Weil ihn der Papst mit dem vom Meere aufsteigenden Thiere in der Offenbarung Johannis verglichen hatte, welches voller Namen der Gotteslästerung und buntscheckig wie ein Leopard sey, so sagte er in seiner Gegenschrift, der Papst sey jenes andere Thier, von welchem eben daselbst geschrieben stehe: „und es ging ein anderes Pferd vom Meere aus, und der darauf saß, nahm den Frieden vom Erdboden weg, damit die Lebendigen einander selbst tödteten." Allein es gelang ihm doch nicht, dadurch die Meinung der Menge zu gewinnen, vielmehr ward Alles nur feindlicher gegen ihn gestimmt. Gregor bemühete sich auch, die ganze Welt gegen ihn aufzuregen. Er forderte die Deutschen und Franzosen öffentlich auf, jene, sich einen neuen Kaiser zu wählen, diese, Neapel und Sicilien zu erobern. Aber jene antworteten ihm, dem Papst komme nicht zu, einen Kaiser aufzustellen, sondern bloß denjenigen, den die Deutschen Fürsten gewählt hätten, zu krönen. Und Ludwig IX. von Frankreich schrieb zurück: „Nach welchem Rechte kann der heilige Vater einen so großen Fürsten, der keinen höhern über sich hat, unüberführt verdammen und absetzen? Hätte Friedrich es verdient, so könnte dies doch nur vor einer allgemeinen Kirchenversammlung geschehen. Wegen seiner Vergehungen kann man den Angaben seiner Feinde, und

*) Daraus hat man späterhin die Behauptung gemacht, Friedrich habe ein Buch de tribus impostoribus geschrieben; auch ist eine solche Schrift wirklich geschmiedet worden.

folglich auch des Papstes, nicht trauen. Er ist gegen Uns ein treuer Nachbar gewesen, und wir haben nicht gesehen, daß er etwas gegen die Religion gethan hätte. Wir werden unser Blut nicht in einer ungerechten Sache gegen einen so mächtigen Monarchen verschwenden u. s. w." Seinerseits war der Kaiser gleich thätig. Die Geistlichen im Sicilischen Reiche, welche den Gottesdienst nicht ferner halten wollten, wurden mit schweren Steuern belegt, und die Mönche des Klosters Monte Cassino, die im Vertrauen auf ihr festes und unzugängliches Kloster den Bann des Kaisers öffentlich bekannt machten, wurden belagert, ausgehungert und dann aus dem Lande gejagt. Des Kaisers tapferer und kluger Sohn, der König Enzius, eroberte die Mark Ancona, und nachdem Friedrich die Lombardischen Angelegenheiten mehr gesichert hatte, zog er selbst nach dem Kirchenstaate (1240), bemächtigte sich mehrerer Städte, und setzte den Papst in große Angst, denn auch die Römer zeigten Bereitwilligkeit, sich dem Kaiser zu unterwerfen. Von seinen Bundesgenossen abgeschnitten, nahm Gregor zu geistlichen Mitteln seine Zuflucht. Er hielt einen feierlichen Umzug unter Vortragung der Häupter der Apostel Petrus und Paulus, und forderte Alle auf, die Waffen zu ergreifen. Die Bettelmönche erhitzten die Gemüther noch mehr, indem sie förmlich das Kreuz gegen den Kaiser predigten. Dadurch versammelte der Papst eine solche Macht um sich, daß im Innern der Stadt die kaiserliche Partei nichts wagte, und auch der Kaiser selbst nicht weiter vorrückte. Dieser begab sich vielmehr nach Apulien, und ließ alle Widerspenstigen und päpstlich Gesinnten mit großer Strenge bestrafen.

In seinen früheren Klagen über den Papst hatte der Kaiser mehrere Male eine allgemeine Kirchenversammlung

verlangt, und von ihr die Abstellung der vorhandenen Mißbräuche erwartet. Gregor, der früher darauf nicht hatte eingehen wollen, um seine monarchische Stellung nicht zu gefährden, glaubte jetzt, wo er sich der kaiserlichen Macht nicht mehr erwehren konnte, von den Geistlichen noch eher Beistand erwarten zu dürfen als von den Laien, und verkündete daher, daß er zu Ostern 1241 eine solche Versammlung zu Rom wolle halten lassen, „wegen der schweren Lasten der Kirche." Friedrich aber, der den Papst indeß durch eigene Kraft an den Rand des Untergangs gebracht hatte, konnte nunmehr von der Geistlichkeit nur Hemmung seiner Plane fürchten, und erklärte daher sogleich durch Briefe an alle Könige und Fürsten, daß er sich dem Zusammentreten dieser Versammlung widersetzen werde, weil sie keinen andern Erfolg haben könne, als statt des Friedens den Krieg erst recht anzufachen. Er rieth daher allen Prälaten ernstlich, zu Hause zu bleiben, und ließ alle Zugänge nach Rom besetzen. Da sich aber dennoch viele Cardinäle und Bischöfe in Nizza eingefunden hatten, um sich auf einer Genuesischen Flotte übers Meer nach Rom zu begeben, so beschloß er, dieses mit Gewalt zu verhindern. Schnell eilten seine und die Pisanische Flotte herbei, und griffen die Genuesischen Schiffe bei Meloria an. Nach einem hitzigen und hartnäckigen Treffen siegten die Kaiserlichen, und mit dem größten Theil der Genuesischen Flotte fielen alle die vornehmen Geistlichen in ihre Hände (1241). Um diese Zeit waren die weltverwüstenden Mongolen, wie weiter unten erzählt werden wird, bis nach Deutschland und Ungern gedrungen, aber so laut auch das Geschrei um Hülfe an Papst und Kaiser ertönte, die beiden Häupter der Christenheit dachten auch bei der allgemeinen Gefahr derselben nicht an Versöhnung. Vielmehr rückte Friedrich

nach seinem Seesiege wieder erobernd im Kirchenstaate vor, nahm mehrere Städte und unter andern auch die Burg Monteforte, welche der Papst für seine Verwandten erbauet hatte. So vielen Schlägen unterlag endlich der nur vom Tode bezwingbare fast hundertjährige Greis Gregor. Er starb den 21. August 1241.

---

29. Innocenz IV.

Die wenigen Cardinäle, welche noch in Rom waren, wählten Cölestin IV. zu seinem Nachfolger, allein dieser schwächliche Greis überlebte seine Wahl nur wenige Wochen. Friedrich hielt unterdessen den Kirchenstaat noch immer besetzt, und fing alle Geldzuflüsse auf, die aus den transalpinischen Ländern nach Rom gingen. In die Papstwahl mischte er sich nicht, auch hinderte er sie nicht, sondern trieb vielmehr die Cardinäle mit allem Ernst dazu an. Dennoch verzögerte sie sich aus mehreren Gründen ein und zwanzig Monate lang. Die Cardinäle waren mit den Römern zerfallen, einige befanden sich in des Kaisers Haft, keiner gönnte dem andern die päpstliche Krone, endlich wollten sie durch die aus der langen Erledigung entstehende Verwirrung dem Kaiser gern einen bösen Ruf und die allgemeine Unzufriedenheit erwecken. Friedrich war mit der ganzen Kirche zu sehr zerfallen, als daß er zu dem alten Mittel der Kaiser, durch die ihnen ergebene Partei einen Papst aufstellen zu lassen, seine Zuflucht hätte nehmen können, und sah sich daher genöthigt, durch Gewalt und Drohungen einen Entschluß zu erzwingen. So wählten denn endlich die Cardinäle zu Anagni am 25. Junius 1243 den

Genueser Sinibald Fiesco aus dem Hause der Grafen von Lavagna, der den Namen Innocenz IV. annahm.

Dieser schlaue und entschlossene Mann führte den Kampf um die Weltherrschaft mit aller der Anstrengung fort, die ein so hoher Zweck und ein so kühner Gegner erforderten. Doch mischte er späterhin die größte Leidenschaft und Persönlichkeit hinein, obschon er anfangs mit weit minderer Heftigkeit auftrat als Gregor. Bis zu seiner Wahl zeigte er freundliche Gesinnungen gegen den Kaiser; als aber dieser seine Ernennung vernahm, rief er aus: „ich fürchte, daß ich einen Freund unter den Cardinälen verloren habe, und einen feindlichen Papst wiederfinde! Kein Papst kann ein Gibelline seyn!" Indeß versuchte er es, seinen Frieden mit ihm zu machen, und knüpfte zu diesem Behufe Unterhandlungen an. Der Papst, bedrängt durch des Kaisers Nähe, zeigte dem Scheine nach alle mögliche Bereitwilligkeit, um so mehr, da Friedrich, der sich von Herzen nach dem Ende dieses lästigen Kampfes sehnte, zuletzt Vorschläge that, die der Papst nicht mit Ehren zurückweisen konnte. Er wollte alle Schäden ersetzen, seine Verachtung des Banns durch Kirchenstrafen büßen, und den Stuhl zu Rom in geistlichen Dingen als das Oberhaupt aller christlichen Könige und Fürsten anerkennen (1244).

Allein wer sollte mit der Erfüllung des neuen Friedens den Anfang machen? Innocenz fürchtete, der Kaiser werde, sobald er in den Schooß der Kirche wiederaufgenommen sey, die Bedingungen nicht pünctlich erfüllen. Friedrich verlangte vor allem die Aufhebung des Bannes; keiner trauete dem andern. Der Papst beschloß also, sich lieber mit List aus der Verlegenheit zu ziehen. Indem er scheinbar auf dem Wege zu einer persönlichen Zusammenkunft mit dem Kaiser begriffen war, eilte er verkleidet und

in der größten Stille nach Civitavecchia, wo seine Landsleute, die Genueser, Schiffe für ihn bereit hielten*). Er fuhr nach Genua und von da nach dem damals fast unabhängigen Lyon, welches er am 2. December 1244 erreichte. Hieher berief er nun die allgemeine Kirchenversammlung, welche Gregor in Rom zu halten verhindert worden war. Doch zum Voraus erneuerte er den von diesem über den Kaiser gesprochenen Bann. Die Empfindungen des Volks und selbst der Geistlichen waren dabei verschieden. Ein Pfarrer in Paris sagte zu seiner Gemeinde: „daß zwischen dem Papst und dem Kaiser Streit ist, wissen wir; wer aber Recht hat, wissen wir nicht. Mir ist befohlen, gegen den Kaiser den Bann zu sprechen. Ich spreche ihn hiemit gegen den, auf dessen Seite das Unrecht ist; dem unschuldig Leidenden gebe ich die Absolution." Der kühne Redner ward für seine Freimüthigkeit vom Papste bestraft, Friedrich aber machte ihm ein ansehnliches Geschenk dafür.

Zu Johannis 1245 fanden sich die Prälaten Spaniens, Englands, Frankreichs und der Lombardei zu Lyon ein; selbst aus Palästina war einer gekommen. Aus Deutschland und Ungern erschienen wenige. Man sah gegen hundert und vierzig Erzbischöfe und Bischöfe beisammen. Von Seiten des Kaisers waren drei tüchtige Rechtsgelehrte zugegen. Am Montag nach Johannis ward die Kirchenversammlung durch Aufzüge und geistliche Gebräuche eröffnet. In der zweiten Sitzung hielt der Papst unter vielen Thränen eine Predigt über die Worte: **O vos omnes, qui transitis per viam, attendite et videte, si dolor est,**

*) Der bestürzte Friedrich rief aus: „Es stehet geschrieben, der Gottlose entrinnet und Niemand verfolgt ihn."

sicut meus. Er verglich darin seine Schmerzen mit den fünf Wunden Christi, nämlich: 1) den Schmerz über die Mongolen, 2) über die Trennung der Griechischen Kirche von der Römischen, 3) über die überhand nehmenden Ketzereien, 4) über die neuerliche Verwüstung des heiligen Landes durch die Chowaresmier *) und 5) über den Kaiser und dessen fürchterliche Verbrechen (enormitates). Die letzteren zählte er hierauf in der eigentlichen Sitzung einzeln auf. Da hörte man alle die alten Beschuldigungen wieder, daß er ein Ketzer, ein heimlicher Mohammedaner, ein Gotteslästerer sey, daß er mit dem Sultan von Ägypten ein Bündniß geschlossen, Saracenen in seine Städte und Heere aufgenommen, seine Eidschwüre gebrochen, Geistliche gemißhandelt u. dgl. Einer der Gesandten, der kaiserliche Hofrichter Thaddäus von Suessa, nahm hierauf das Wort, und vertheidigte den Kaiser beredt und bündig. Allein er bewirkte dadurch bei dem Papste nichts, als eine Frist von zwölf Tagen, und meldete dies eilig dem Kaiser, der nach Turin gekommen war, um der Kirchenversammlung näher zu seyn. Innocenz bot Alles auf, um die Mehrzahl der versammelten Prälaten indeß für seine Meinung zu gewinnen, während die neuen Gesandten, welchen der Kaiser unbeschränkte Vollmacht für ihn zu handeln ertheilte, in der kurzen Zeit Lyon nicht erreichen konnten. Das war es eben, was Innocenz beabsichtigte, und als die zwölf Tage abgelaufen waren, eröffnete er eine neue Sitzung (17. Jul. 1245) und schritt zur schließlichen Ver-

*) Dieses von den Mongolen gedrängte Volk kam damals nach Vorderasien, eroberte Jerusalem (17. Sept. 1244) und haus'te fürchterlich. Bald nachher brachten sie den Christen eine große Niederlage bei, in welcher unter Anderen die Großmeister des Johanniter- und Templerordens fielen.

handlung über die Sache des Kaisers. Vergebens rief Thaddäus laut: „ich appellire von dieser Kirchenversammlung, auf welcher so viele Prälaten und weltliche Abgeordnete fehlen, an eine allgemeinere unparteiische Versammlung; ich appellire von diesem, meinem Herrn feindlich gesinnten Papst, an den künftigen, milder und christlicher gesinnten!" Innocenz ließ sich nicht abhalten, das Verdammungsurtheil mit aller möglichen Feierlichkeit auszusprechen. „Wir haben, so schloß seine Bulle, jenen Fürsten, der seiner Ungerechtigkeit halber von Gott verworfen ist, aller seiner Würden und Ehren beraubt und entsetzt. Alle, die ihm durch Eide der Treue verpflichtet sind, entbinden wir von diesen Eiden, und gebieten aus apostolischer Machtvollkommenheit, daß ihm künftig Niemand mehr gehorche. Wer diesen Befehl verachtet, ist dadurch in den Kirchenbann verfallen. In Deutschland mögen die zur Wahl berechtigten Fürsten einen König erwählen; über das Sicilische Reich werden wir mit Rath der Cardinäle das Nöthige festsetzen." Einen so harten Beschluß sprach Innocenz über den großen Kaiser aus, ohne vollständige Untersuchung, ohne Umfrage, ohne gemeinsamen Beschluß der Kirchenversammlung. Während der Verlesung dieses Spruchs hatten die Bischöfe brennende Kerzen in den Händen gehalten, jetzt warfen sie dieselben auf die Erde, daß sie erloschen. Thaddäus verließ bei diesem Auftritt die Versammlung, und rief sich an die Brust schlagend: „das ist der Tag des Zorns, der Tag des Unheils und Verderbens!"

Friedrich entbrannte bei der Nachricht von seiner Absetzung von gerechtem Zorn, und nahm sogleich die kräftigsten Maaßregeln, seine Krone zu behaupten. Die strengsten Befehle wurden gegen die Geistlichen in seinen Ländern erlassen, die sich weigern würden, den Gottesdienst fortzu-

setzen. Zugleich unterwarf er sie allen Steuern und Lasten, welche die Laien zu tragen hatten. Allen Europäischen Monarchen öffnete er in ausführlichen Briefen die Augen über des Papstes Anmaßungen, ihre schimpfliche Zinsbarkeit, und ihre Gefahr, einst so wie er untertreten zu werden. „Ich bin nicht der erste, heißt es unter andern in seinem Briefe an den König von England, und ich werde auch nicht der letzte seyn, den der Mißbrauch der priesterlichen Gewalt verfolgt und in den Abgrund zu stürzen sucht. Und ihr gehorcht bethört diesen Scheinheiligen, deren Ehrgeiz hofft, daß noch der ganze Ocean in ihre Rache strömen werde! O hätte eure leichtgläubige Einfalt sich bemüht, nach den Worten des Erlösers zu lernen, was die Heuchelei der Schriftgelehrten und Pharisäer ist! Wie oft würdet ihr haben die Schändlichkeiten des Römischen Hofes verwünschen müssen, welche Anstand und Ehrbarkeit herzurechnen verbieten. Die übermäßigen Einkünfte, mit denen sie sich bereichern, indeß so manches Land verarmt, haben ihnen den Kopf verdreht. Aber bei euch betteln Christen und Pilger, damit in Italien die Ketzer vollauf haben. Dort reißt ihr die Häuser eurer Landsleute ein, damit hier die Städte eurer Feinde gebauet werden. Je freigebiger ihr eure Hände aufthut, desto begieriger greifen sie danach, ja sie nehmen lieber den ganzen Arm. Sie halten uns in ihren Schlingen wie Vögel, die bei jedem Versuch zu entkommen, das Band nur noch fester zuziehen."

Er spricht hierauf von seinen Zurüstungen zum nächsten Feldzuge, und wie er in diesem seine Feinde gewiß zu überwinden hoffe. „Glaubt nicht, fährt er fort, daß die Majestät unserer Größe auf irgend eine Weise durch den Spruch des Papstes gelitten habe. Unser Gewissen ist rein, und folglich Gott mit uns. Ihn nehmen wir zum

Zeugen. Stets ist es unsere Absicht und unser Wille gewesen, die Geistlichen jedes Standes, und vorzüglich die mächtigeren, zu dem zurück zu bringen, was sie in der ersten Kirche waren, das heißt, zu einem apostolischen Wandel und zur Nachahmung der Demuth ihres Meisters. Solche Geistliche lebten im Umgang der Engel, glänzten durch Wunder, heilten Kranke, erweckten Todte, und machten durch ihre Heiligkeit, nicht durch die Waffen, Fürsten zu ihren Knechten. Unsere Priester hingegen, den Schwelgereien der Welt ergeben und in Wollüsten berauscht, denken nicht an Gott; der Überfluß an Geld und Gütern hat alle Religion in ihnen erstickt. Solchen Leuten die Reichthümer zu nehmen, welche ihnen schädlich und eine Last sind, die sie zur Verdammniß führt, ist ein Werk der Liebe. Und dazu, daß sie alles Überflüssige herausgeben, und mit mäßigen Einkünften zufrieden, Gott dienen, dazu solltet ihr und alle Fürsten der Erde, mit uns vereint, die letzten Kräfte anwenden."

Nach einem solchen Briefe wird es Niemanden befremden, daß Friedrich II. seinen Zeitgenossen für einen argen Ketzer galt. Selbst die Könige von England und Frankreich, die von einer ähnlichen Unbefangenheit noch sehr fern waren, wurden bedenklich, und wollten nichts mit ihm zu thun haben.

Innocenz IV. war indessen geschäftig, seine Sprüche zur Vollstreckung zu bringen. Das konnte nur durch Aufwiegelungen in den Ländern des Kaisers geschehen. So mußten seine Abgesandten die Einwohner von Neapel auffordern, diesen „zweiten Nero" zu verlassen, und in den Schooß der Kirche zurückzukehren. Auch ward eine Verschwörung gegen das Leben des Kaisers entdeckt, welche dieser an den Theilnehmern mit grausamer Strenge ahn=

dete. Den Krieg gegen die Lombardischen Städte führte der tapfere Enzius immer noch und mit Glück fort.

Auch in Deutschland rief der Papst jeden frommen Christen zur Theilnahme an der Rechtsvollstreckung auf. In die Fürsten drang er, einen andern Kaiser zu wählen, wozu er Geld und andern Beistand versprach. Es fanden sich besonders die geistlichen Stände dazu bereit, und auf deren Zureden ließ sich der Landgraf Heinrich von Thüringen, mit dem Beinamen Raspe, willig finden, „zur Ehre Gottes und der Kirche, wie auch der christlichen Religion zum Besten," das Reich wirklich anzunehmen. Er ward zu Hochheim am Main 1246 gewählt und bald darauf zu Aachen gekrönt. Neue Erpressungen der päpstlichen Legaten in England, Frankreich und Spanien setzten Innocenz in den Stand, ihm große Summen zur Ausrüstung eines Heeres übermachen zu können. Zugleich predigten die Bettelmönche von allen Kanzeln das Kreuz gegen Friedrich, versprachen auch Allen, die die Waffen gegen ihn ergreifen würden, vollkommenen Ablaß ihrer Sünden, ja es wurde ein eigener Legat, der Bischof von Ferrara, nach Deutschland geschickt, mit der Vollmacht „zu pflanzen und auszureißen, zu bauen und niederzustürzen, wie es ihm Gott eingeben würde," und dieser ließ bekannt machen, daß, wer nur seine Predigten anhören würde, mit zwanzig bis vierzigtägigem Ablaß und mit Befreiung von der Kirchenbuße belohnt werden solle.

Durch alle diese Mittel sammlete Heinrich ein ansehnliches Heer um sich; des Kaisers Mannen suchte man daneben durch Geld treulos zu machen, und zwei Schwäbische Grafen erhielten siebentausend Mark, um ihre Vasallen zu bestechen, nebst dem Versprechen, das Herzogthum Schwaben unter sich theilen zu dürfen, wenn sie

mitten in der Schlacht von ihrem Lehnsherrn, dem Römischen König Konrad, zu Heinrich Raspe übergingen. Diese Verrätherei kam denn auch zu Stande. Als Konrad am 24. Julius bei Frankfurt am Main den neuen König — Pfaffenkönig nannte ihn das Volk — angriff, gingen die beiden Verräther mit zweitausend Reitern und Schützen zu ihm über, und in dieser Verwirrung, da Niemand wußte, wer Freund oder Feind sey, ergriff zuletzt Konrads ganzes Heer die Flucht, und er selber mußte sich in das feste Frankfurt werfen. Allein er erholte sich wieder, als neues Kriegsvolk aus Lothringen und Burgund zu ihm stieß, und er an dem Herzoge von Baiern einen unerwarteten Freund fand. Auch die Städte blieben ihm treu, und nachdem der Landgraf Reutlingen und Ulm lange vergeblich belagert hatte, ward er bei der letztern Stadt von dem zum Entsatz herbeirückenden Konrad so völlig geschlagen, daß er das Feld nicht mehr halten konnte, und das Jahr darauf (17. Februar 1247) starb er auf der Wartburg.

So war dieser Feind glücklich besiegt. Seine Anhänger wurden zum Theil mit dem Tode, zum Theil mit Gefängniß bestraft. Von den päpstlichen Hülfsgeldern war eine ansehnliche Summe Konraden in die Hände gefallen.

---

30. Friedrichs letzte Anstrengungen.

(1247—1250.)

Langsamere Fortschritte hatte unterdessen Friedrich selber in Italien gemacht. Das ewige Bann- und Ketzergeschrei des Papstes und der Geistlichen war doch nicht fruchtlos gewesen; er sah mit Unmuth, wie ein Freund nach dem

andern ihn aus Gewissensgründen verließ. Solche Erfahrungen schlugen ihn tief nieder, und er sehnte sich herzlich nach dem Ende dieser Kämpfe. Der fromme König Ludwig IX. von Frankreich übernahm auf sein Ersuchen das Geschäft, in einer persönlichen Zusammenkunft mit Innocenz IV. zu Clugny eine Aussöhnung zu vermitteln, wobei sich Friedrich zu großen Aufopferungen erbot; ja er soll sich sogar bereit erklärt haben, seine abendländischen Reiche dem Könige Konrad abzutreten, selbst aber im Morgenlande lebenslänglich für die Christenheit gegen die Ungläubigen zu fechten. Allein der Papst, der den Verfall seiner Kräfte mit innigem Vergnügen betrachtete, wollte diese Aussöhnung nicht übereilen, damit der verwundete Feind sich durch das Zögern erst recht verblutete. Vergebens erinnerte ihn der König an den Ausspruch des Heilandes, daß man dem bittenden Feinde auch siebzigmal siebenmal verzeihen müsse; er blieb dabei, die Kirche sey zu tief gekränkt, und fuhr fort, alle Künste gegen den Gebannten in Bewegung zu setzen.

Zehnten, Ablaßverkauf, Pfründenwucher, Erpressungen und Anleihen mußten abermals das bare Geld aller Länder in die päpstliche Schatzkammer schaffen. Ganze Scharen von Bettelmönchen strömten von Lyon in die Staaten des Kaisers, die Völker aufzuwiegeln. Selbst an den König Konrad wagten sie sich, um ihn zur Empörung gegen seinen eigenen Vater zu reizen. Ein Cardinal ging sogar zur See, um dem König Hakon von Norwegen die Deutsche Kaiserkrone anzubieten. „Ich will zwar alle Feinde der Kirche, aber keineswegs alle Feinde des Papstes bekämpfen," war die Antwort des Normannen.

Enzius hatte jetzt nach langer Kriegsarbeit die Lombardei fast erschöpft, und Apulien, Calabrien und Sicilien

hatten Friedrichs drittem Sohne Heinrich gehuldigt. Den Zwischenraum von Ruhe wollte der müde Kaiser zu einer Reise nach Lyon benutzen, um den Papst durch mündliche Vorstellungen zur Aufhebung des Bannes zu bewegen. Um sich von dem Verdacht der Ketzerei zu reinigen, ließ er sich von fünf Italienischen Prälaten förmlich prüfen, und schickte ihr Zeugniß nach Lyon. Aber der Papst machte ihnen harte Vorwürfe, daß sie sich mit einem Gebannten zu schaffen gemacht, ohne von ihm bevollmächtigt gewesen zu seyn, und ließ den Kaiser wissen, daß er, um sich von seinen Sünden zu reinigen, wehrlos und allein, in der Gestalt eines Büßenden zu ihm kommen müsse. Jeden Besuch auf andere Art verbitte er sich durchaus.

Friedrich machte auch dies Verfahren des Papstes allen auswärtigen Mächten bekannt. Innocenz, der vor einem plötzlichen Überfall einige Furcht hatte, arbeitete aus allen Kräften daran, dem Kaiser aufs Neue in Italien zu schaffen zu machen. Dies gelang über Erwartung. Eine päpstliche Partei bemächtigte sich plötzlich der Stadt Parma, deren Besitz bisher dem Kaiser von der größten Wichtigkeit gewesen war (16. Jun. 1247). Friedrich eilte sogleich hin, um sie wieder zu gewinnen, da er aber kräftigen Widerstand fand und der Winter herannahete, so erbauete er, um die Belagerung nicht aufheben zu müssen, eine neue förmliche Stadt daneben, die er, im sichern Vertrauen auf einen glücklichen Erfolg, Vittoria nannte. Aber nachdem er bis in die Mitte des Februar des Jahres 1248 darin ausgehalten, und der Hoffnung, Parma endlich zur Übergabe zu zwingen, immer näher gekommen war, vereitelte ein Zufall alle seine Hoffnungen. Denn als er eines Tages abwesend war, machten die Parmesaner einen Ausfall, und vernichteten Vittoria und alle bisherige Arbeit

des Kaisers. Dieser unglückliche Schlag war für die Italienischen Angelegenheiten entscheidend.

Und als ob das Schicksal selbst des Papstes Worte erfüllen wollte, brach auch in Deutschland der Aufruhr von Neuem aus. Innocenz hatte nicht eher geruht, als bis er einen Nachfolger Heinrich Raspens aufgefunden hatte. Dies war der kaum zwanzigjährige Graf Wilhelm von Holland. Gelockt von dem Königstitel, und im Vertrauen auf die Macht seines Oheims, des Herzogs von Brabant, und seiner Vettern, des Erzbischofs von Köln und der Bischöfe von Lüttich und Utrecht, wagte er sich auf die schlüpfrige Bahn. Die Schätze und Versprechungen des Papstes erkauften ihm viele Stimmen, und so ward er wirklich, schon am 3. October 1247, durch das unermüdete Betreiben der päpstlichen Legaten von einer Anzahl meist geistlicher Fürsten zu Köln zum Römischen König gewählt. Der Papst übersandte ihm sogleich dreißigtausend Mark Silbers, den Schweiß fremder Länder, zur Unterstützung, und ein Cardinal mußte in der Lombardei ein Heer für ihn werben. Die großen Reichsfürsten hielten sich still, die reichen Städte sperrten ihre Thore; gegen Aachen, das dem neuen Könige standhaft den Einzug verweigerte, ward sogar das Kreuz gepredigt, und erst nach langer Belagerung konnte es bewogen werden, die Krönung zu gestatten.

Innere Kriege und Fehden zerrütteten damals das Reich an allen Enden. Selbst der König Konrad lag mit seinen Schwäbischen Vasallen im Streit, und hatte vor ihnen nach Baiern flüchten müssen. Der Cardinal Capoccio zog in Gesellschaft des Erzbischofs von Köln an der Spitze eines starken Haufens durch die kleineren Deutschen Staaten, erpreßte überall große Summen von Kirchen und Klöstern, und nahm oft sogar das Kirchengeräth und die

Glocken weg. Von dem hundert Meilen entfernten Friedrich erzählten sie die entsetzlichsten Schandthaten, um die ihrigen damit zu rechtfertigen. Diesen traf jetzt ein harter Schlag des Schicksals nach dem andern. Sein trefflicher Sohn Enzius, der an Tapferkeit, edler Sitte und Schönheit vor allen Rittern strahlte, wurde in einer Schlacht bei Fossalta (1249) von den Bolognesern gefangen genommen, die ihn triumphirend in ihre Stadt brachten, und trotz aller Anerbietungen des tief betrübten Vaters bis an sein Ende, zwei und zwanzig Jahre lang, in Gefangenschaft hielten. Nicht geringerer Schmerz mußte den Kaiser ergreifen, als schwere Anklagen des Verraths gegen den Kanzler Peter von Vinea erhoben wurden, einen Mann, den er für seinen vertrautesten Freund gehalten, und seiner großen Einsichten wegen hochgeehrt hatte. Peter wurde verhaftet, und nahm sich wahrscheinlich im Gefängnisse selbst das Leben. Es ruht ein großes Dunkel auf dieser Begebenheit; nach der Ansicht eines trefflichen Forschers *) darf man Peter eben so wenig von aller Schuld freisprechen, als den argwöhnisch gestimmten Kaiser von der Geneigtheit, den Feinden Peters sein Ohr zu öffnen.

Die durch Anstrengung und Unglück ohnehin schon geschwächte Gesundheit des Kaisers wurde von allen diesen Leiden heftig angegriffen, und eine entkräftende Krankheit hemmte eine Zeit lang seine Thätigkeit fast ganz. Kaum aber war er nur einigermaßen wieder hergestellt, als er sich von Neuem zur Fortsetzung des großen Kampfes ermannte. In Toscana und dem Kirchenstaat war er noch immer der Stärkere. Seine Erbstaaten hatten noch keinen Feind gesehen, und bereicherten sich durch den blühendsten

*) v. Raumer a. a. O. Bd. IV. S. 256 und Beil. I.

Handel mit den Saracenen, selbst bis nach Indostan und Ceylon hin. In der Lombardei trat statt des verlornen Parma dessen Nebenbuhlerin Piacenza auf des Kaisers Seite, und that den Parmesanern, so wie Cremona den Mailändern, großen Abbruch. Der Papst hatte sich durch seine Erpressungen allenthalben verhaßt gemacht. Der Erzbischof von Lyon war seines langen Aufenthalts dort herzlich überdrüssig, die Könige von Frankreich und England lehnten seinen kostspieligen Besuch ab, und die Römer drohten ihm, einen andern Papst zu wählen, wenn er nicht bald zu ihnen zurückkehre. Aber nicht lange erfreute sich der Kaiser dieses Hoffnungsschimmers. In Firenzuola, in der Nähe von Luceria, ward er von einer ruhrartigen Krankheit befallen, und starb am 13. December 1250 in den Armen seines Sohnes Manfred, des geliebtesten seiner Kinder, nachdem er sich durch alle Kirchengebräuche dazu vorbereitet hatte. Er stand damals im sechs und funfzigsten Jahre.

Das Äußere dieses lebensvollen Mannes entsprach seinem Innern vollkommen. Er war von schönem, kräftigem Wuchs, blond und von herrlichen Zügen; ein Freund des weiblichen Geschlechts, wie aller Lebensgenüsse, aber auch Liebhaber, Beförderer, Kenner, ja Meister der Künste und Wissenschaften. Durch seine Sorgfalt entstanden in Neapel und Capua die ersten Kunstsammlungen. Er verstand sechs Sprachen, und schrieb unter andern ein Buch über die Natur und Wartung der Vögel, welches von umfassender Kenntniß und Gründlichkeit zeugt. Auch ließ er zur Beförderung naturgeschichtlicher Kenntnisse zuerst fremde Thiere aus dem Orient kommen. Er war ein glücklicher Dichter; von seinem Hofe aus verbreitete sich die Pflege und Liebe der Italienischen Nationalpoesie. In den schön-

sten Gegenden seines Sicilischen Reiches ließ er herrlich geschmückte Paläste aufführen. Wenn er daselbst Hof hielt, um der Regierungssorgen zu vergessen, umgab ihn jeder Schmuck des Lebens, Pracht, Ergötzlichkeit und die das Gemüth erheiternde und emporhebende Kunst. Kurz, auf welche Richtung menschlicher Thätigkeit wir auch unsern Blick werfen, es fehlt keine in diesem überreichen Leben, dessen vielseitige, belebende Thätigkeit unsere Bewunderung um so mehr verdient, da harte Kämpfe und schwere Schläge des Geschicks so tiefe und düstere Schatten darauf warfen.

---

31. Untergang der Hohenstaufen.

(1250—1268.)

Frohlockend über den Tod seines Feindes kehrte Innocenz IV. von Lyon nach Rom zurück. „Himmel und Erde sollen sich erfreuen, schrieb er den Sicilianern, daß nun das starke Donnerwetter, welches euch bisher so sehr geschadet, sich in einen sanften Wind verwandelt hat." Allein dem rachgierigen Italiener schien sein Sieg nicht vollständig, so lange noch ein Sprößling der Hohenstaufen übrig war. Das ganze Haus seines Feindes sollte untergehen. Dem Römischen Könige Konrad IV. sprach er sogar sein Schwäbisches Herzogthum ab, und die Neapolitaner lud er freundlich ein, unter das süße Joch der Kirche zurückzukehren, worauf auch alsbald viele Große und die Hauptstadt selbst die Römische Hoheit anerkannten. Indeß wurde ihm kräftig entgegengewirkt. Der schon erwähnte Manfred, ein ehelicher wiewol nicht ebenbürtiger Sohn des verstorbenen Kaisers, von der einnehmendsten Bildung und

Liebenswürdigkeit, tapfer, kühn und geistreich, hatte beim Tode seines Vaters das Fürstenthum Tarent erhalten. Aber der achtzehnjährige Jüngling fühlte Muth und Kraft, sich des ganzen Königreichs anzunehmen, und stritt so geschickt und glücklich wider die päpstlich Gesinnten, daß ihm nur noch Neapel und Capua widerstanden (1251).

König Konrad, der in Deutschland aus Mangel an Mitteln nur in geringem Ansehen stand, eilte, sich seines reichen Erbtheils in Italien zu versichern. Er ging 1251 mit einem Heere über die Alpen, vereinigte sich mit den Anhängern der Gibellinischen Partei in Oberitalien, und ging sodann von Porto Navone zu Schiffe nach Apulien. Ein großer Theil der Einwohner fiel ihm hier mit Freuden bei, nur die Stadt Neapel hielt eine lange Belagerung aus, ehe sie ihn einließ (1253). Indeß bot der Papst das Reich bald in England und Frankreich aus, bald machte er neue Versuche, es mit seinem Kirchenstaate zu vereinigen.

Dazu schienen die Umstände recht günstig zu werden. Im Jahre 1253 starb Friedrichs II. dritter Sohn, Heinrich, in Sicilien, und am 21. Mai 1254 folgte ihm Konrad selber nach. Innocenz begab sich nun voll froher Hoffnungen in Person nach Neapel, wo sich sogar Manfred ihm unterwarf, allein mit eben diesem kam es doch bald nachher zum Bruch. Innocenz starb noch 1254, und Manfred fuhr fort so wacker zu kämpfen, daß er sich die Liebe der Meisten erwarb, und ihm die Krone angetragen wurde. Allerdings hatte der junge Konrad (von den Italienern Conradino genannt), ein 1252 geborner Sohn Konrads IV., ein näheres Recht auf den Thron, aber Manfred mochte erwägen, daß in so bedenklichen Zeiten, bei der fortwährenden Feindschaft Roms, durch die bloße Verwaltung für einen in der Ferne lebenden Knaben leicht Alles verloren

gehen könne, nahm daher die angebotene Königswürde an, und ließ sich zu Palermo feierlichst krönen (1258).

Gern hätte sich Manfred auch mit der Kirche versöhnt, allein die Unterhandlungen mit Innocenzens Nachfolgern, Alexander IV. (st. 1261) und Urban IV., blieben fruchtlos, der König im Banne. Getreu dem Plane seiner Vorgänger, den Hohenstaufen das Sicilische Reich um jeden Preis zu entreißen, fand Urban endlich einen Fürsten, der seinen Ermunterungen folgte. Es war der Bruder König Ludwigs IX. von Frankreich, Karl von Anjou, Graf von Provence, ein muthiger und thätiger, aber habsüchtiger, grausamer, jedem edlern Gefühle verschlossener Mann, in dessen finsteren Zügen sich seine menschenfeindliche Seele mahlte. Mit diesem schloß Urban einen Vertrag über die Eroberung des Sicilischen Reiches ab, aber noch ehe Karl zur Ausführung schreiten konnte, starb Urban (1264); an seine Stelle trat Clemens IV., ein Franzose von Geburt. Weil er nicht mehr zurücktreten konnte, oder weil auch er die Herrschaft eines Franzosen in Neapel vorzog, beförderte Clemens Karls Unternehmung, und der kecke Franzose brach nun wirklich mit einem Heere nach Italien auf. Manfred war wohlgerüstet, und die Franzosen hätten gewiß schimpflich wieder abziehen müssen, wenn böser Verrath unter Manfreds Edeln ihnen nicht beigestanden hätte. Ein treuloser Graf eröffnete ihnen die Pässe, welche in das Königreich führen; andere Verräther gingen in der Schlacht bei Benevent (26. Febr. 1266) zu dem Feinde über. Als Manfred sah, daß Alles verloren sey, stürzte er sich in die Feinde, und muthig kämpfend fiel der edle Held. Erschrocken öffneten die Städte dem Sieger die Thore, und Karl war nun König von Neapel. Der Papst bestätigte ihn als solchen, gegen das schon zuvor geleistete Versprechen

eines jährlichen Tributs von achttausend Unzen Goldes, und unter Bedingungen, die aus diesem Nachbar ein nützliches Werkzeug, niemals wieder einen gefährlichen Feind machen sollten.

Karl waltete in dem Lande, welches er der harten Herrschaft arger Kirchenfeinde entrissen zu haben sich rühmte, mit eisernem Scepter. Er wüthete gegen alles Hohenstaufische, ließ gefangene Edle martern, erließ thörichte und unbillige Gesetze, und gab die wichtigsten Stellen habsüchtigen Franzosen. Vergebens waren die ernstlichen Ermahnungen des Papstes, er verharrte bei seinen tyrannischen Maaßregeln, und machte dadurch seine Herrschaft bald unerträglich. Die Gibellinen schickten nach Deutschland an Konradin, sie forderten ihn auf, daß er kommen und sein väterliches Reich annehmen möchte. Konradin war bereit, diesen Aufforderungen zu folgen; von Jugend auf lebte er arm und ungeachtet, aber der hohe Geist seiner Ahnen war nicht von ihm gewichen. Vergebens warnte mit ahnendem Gemüthe die zärtliche, besorgte Mutter: Italien mit seinen Schätzen, seiner Lust, seinen Reizen, habe alle Hohenstaufen zu sich gelockt, aber zu sicherm Verderben, auch diesmal werde es die alte Tücke bewähren. Konradin blieb entschlossen, das Erbe der Kaiser, von denen er abstammte, zu erringen oder ihrer würdig unterzugehen, und lieber einen gefährlichen, schwierigen Kampf zu beginnen, als daheim sicher aber ruhmlos zu leben. Mit ächt ritterlichem Sinne verkaufte und verpfändete er noch die letzten Trümmer der Hohenstaufischen Güter in Schwaben, und warb dafür ein Heer an, mit dem er, in Gesellschaft seines Busenfreundes, des Prinzen Friedrich von Baden, im Herbste 1267 den Zug über die Alpen muthig antrat. Der Anfang versprach Glück. Allenthalben fielen ihm die Gibel-

linen zu, und selbst die Römer, die, wie gewöhnlich, mit dem Papste in Zwietracht lebten, führten ihn, dem Letztern zum Trotz, mit großem Triumphgepränge in ihre Stadt ein. Aber Karl von Anjou eilte ihm entgegen, und schlug ihn (23. August 1268) in der Schlacht bei Tagliacozzo oder Scurcola völlig aufs Haupt. Die Unvorsichtigkeit seiner Soldaten, die den Sieg schon in Händen hatten, sich aber zu früh auf das Plündern begaben, und ein darauf berechneter Hinterhalt der Franzosen, die nun hervorbrachen, war Schuld an dieser unglücklichen Niederlage. Konradin und sein Freund Friedrich wurden auf der Flucht durch Johann Frangipani, dessen Familie von Kaiser Friedrich II. mit Wohlthaten überhäuft worden war, verrathen, und an Karl ausgeliefert. Dieser, welcher schon gegen viele Anhänger Konradins mit blutdürstiger Grausamkeit gewüthet hatte, wollte den jungen Fürsten selbst durch ein Gericht zum Tode verurtheilt wissen. Unerschrocken sprach einer der versammelten Richter, Guido von Suzara: „Konradin frevelte nicht, indem er versuchte, sein angestammtes väterliches Reich durch offenen Krieg wiederzugewinnen, und Gefangene schonend zu behandeln, gebietet göttliches, wie menschliches Recht.“ Alle Übrigen stimmten dem edlen Mann bei, bis auf den knechtisch gesinnten Robert von Bari, und dies genügte dem Tyrannen, das Todesurtheil zu sprechen. Der sechzehnjährige Konradin, der beim Schachspiele saß, als ihm der furchtbare Spruch verkündet wurde, zeigte eine seines Heldengeschlechts würdige Fassung. Am 29. October 1268 wurde er zum Blutgerüst geführt. Als Robert von Bari der versammelten Menge das Urtheil vorlas, eilte Graf Robert von Flandern, des Königs eigener Schwiegersohn, herbei, rief: „wie darfst du frecher, ungerechter Schurke einen so großen und herrlichen Ritter

zum Tode verurtheilen?" und schlug nach ihm mit dem Schwerte. Der jedem menschlichen Gefühle fremde Karl, der es nicht unter seiner Würde hielt, dem blutigen Schauspiele zuzusehen, blieb ungerührt. Konradin sprach noch wenige Worte zum Volke von seiner Schuldlosigkeit, entkleidete sich, kniete nieder, und empfing den Todesstreich. Friedrich von Baden schrie laut auf in unnennbarem Jammer, dann traf auch ihn das Schwert des Henkers.

So fiel der Enkel Kaiser Friedrichs II. durch einen frevelnden Franzosen, der ihm sein Erbreich geraubt. Auch König Enzius starb bald nachher in der Haft zu Bologna (1272), nachdem einige Zeit vorher ein Versuch zu seiner Befreiung mißlungen war. Manfreds Söhne ließ der unbarmherzige Karl bis an ihr Ende im Kerker schmachten. Die Tochter Friedrichs II., Margarethe, verfolgte ein nicht minder hartes Loos. Sie war an Albrecht den Entarteten, Markgrafen von Meißen und Landgrafen von Thüringen, vermählt, der sie auf das unwürdigste behandelte, ja sie zuletzt ermorden lassen wollte, um ein Hoffräulein heirathen zu können, mit dem er einen unerlaubten Umgang unterhielt. Margarethe wurde gewarnt, und entschloß sich zu eiliger Flucht. Da sie sich nun von ihren Söhnen, damals noch zarten Knaben, trennen mußte, ergriff sie ein so heftiger Schmerz, daß sie einem derselben, Friedrich, in die Wange biß, wovon er den Beinamen der Gebissene führte. An Seilen ließ sich die Kaiserstochter von der Wartburg herab, und irrte hülflos durch das Land, bis sie zuletzt nach Frankfurt kam, wo sie ihrem Grame in kurzer Zeit erlag (1270). So vielfacher Jammer verfolgte die Glieder des Hohenstaufischen Hauses, welches noch wenige Menschenalter vorher in zahlreichen Zweigen blühte, allen Fürstengeschlechtern seiner Zeit voranstrahlend an Fülle

der Kraft und jeder Gabe, welche die Natur ihren vorzüglichsten Günstlingen verleiht. Desto erschütternder wirkt sein schneller, tiefer Fall, als ein von der Weltgeschichte selbst gedichtetes Trauerspiel, die kein größeres, kein erhabneres enthält.

---

32. Die Sicilische Vesper.

(1282, 30. März.)

Die Kirche hatte nunmehr in ihrem hartnäckigen Kampfe mit dem verhaßten Fürstenhause vollständig obgesiegt, dadurch aber selbst nichts gewonnen. Denn ihr Schützling, der neue König von Neapel, Karl, wuchs bald an Macht so, daß sie wieder eines Schutzes gegen ihn bedurfte. Als Haupt der Welfen (so hieß in Italien fortwährend die den Deutschen Kaisern feindliche Partei) machte er sein Ansehen in ganz Italien geltend; er streckte seine Hand aus nach der Römischen Kaiserkrone, und machte Anstalten, dem Griechischen Kaiser seinen Thron zu entreißen. Da sich einige Päpste, wie Gregor X. und Nicolaus III, um seine Macht zu brechen, wieder nach Deutschland wandten, wußte er sich solchen Einfluß auf die Papstwahl zu erzwingen, daß nur seine Werkzeuge erhoben wurden. Aber eben als sein Ehrgeiz und seine Habsucht den Gipfel erreicht zu haben schienen, ward er von seiner Höhe herabgestürzt.

Denn der Übermuth, mit welchem die Franzosen ihre neuen Unterthanen behandelten, die Verfolgungen, welche sie über eine Menge von Leuten als angeblichen Anhängern Konradins ergehen ließen, hatten in dem Neapolitanischen Königreiche eine allgemeine Unzufriedenheit erregt. Am meisten gährte dieselbe in Sicilien, das sich freier be-

wegen konnte, als Apulien. Johann von Procida, ein unternehmender Mann, faßte den Entschluß, dieser Unterdrückung ein Ende zu machen. Er war aus einer angesehenen Familie in Salerno, Besitzer der Insel Procida, und in der Arzneikunde erfahren. Als ein Anhänger Konradins hatte er zwar seine Güter vor den räuberischen Händen der Franzosen nicht retten können, aber sein Leben brachte er in Sicherheit durch die Flucht an den Aragonischen Hof, wo er die freundlichste Aufnahme und Entschädigung für seinen Verlust gefunden hatte. Voll Haß gegen die Franzosen und voll Treue gegen das Hohenstaufische Haus, munterte er den Aragonischen König Peter und seine Gemahlin Constantia, eine Tochter König Manfreds, auf zur Rache gegen Karl und zur Befreiung der Unterdrückten. Da Peter sich nicht für mächtig genug hielt, zog Johann von Procida überall umher, um ihm Bundesgenossen zu verschaffen. Er ging heimlich nach Sicilien, entdeckte sich mehreren Mißvergnügten, und fand, daß er auf diese Insel am meisten werde rechnen können. Als Barfüßermönch verkleidet, reis'te er auch nach Constantinopel zu dem Griechischen Kaiser, der, mit der Absicht Karls von Anjou, ihm sein Reich zu entreißen, nicht unbekannt, diesen gern in seinen eigenen Staaten beschäftigt sah. Er gab Hülfsgelder, und versprach den Sicilischen Baronen Waffen. Nun bekam Peter von Aragonien Muth. Er fing an, eine Flotte auszurüsten, und da er vorgab, damit gegen die Ungläubigen in Africa kreuzen zu wollen, so erhielt er Geldbeiträge dazu vom König von Frankreich, und, wie man sagt, sogar von Karl von Anjou selbst. In der That wollte er nach Africa segeln, um dort zu erwarten, was in Sicilien geschehen werde.

Ehe er aber noch mit seiner Flotte an der Africani-

schen Küste erschien, war schon die von Johann von Procida geleitete Verschwörung durch einen Zufall zum Ausbruch gekommen (am Ostermontage 1282 Nachmittags). Die Bürger Palermo's waren gewohnt in der Kirche von Montreal, die etwas entfernt von der Stadt liegt, die Vesper zu hören. Es war ein gewöhnlicher Spaziergang, und die Franzosen selbst nahmen an dem Feste und dem Aufzuge Theil. Der Französische Statthalter hatte aber verboten, Waffen mitzunehmen, mit denen man sich sonst an diesem Tage immer zu üben pflegte. Unter diesem Vorwande erlaubte sich ein unverschämter Franzose, Namens Drouhet, gegen eine junge Sicilierin, die gleichfalls zur Vesper ging, grobe Unanständigkeiten, als wolle er untersuchen, ob sie nicht gegen das Verbot Waffen bei sich führe. Der Vater und der Mann dieser Frau sprangen entrüstet hinzu, alle Vorübergehenden nahmen Antheil an der Beleidigung, Drouhet ward erstochen, und in dem Augenblick sah man tausend verborgene Dolche entblößt, tausend Augen nach Rachopfern umherschauend. Der Schritt war einmal gethan, in wenig Minuten war das Morden allgemein. Statt der Vesper erfolgte ein Blutbad, in welchem Alles, was Französisch hieß, niedergemacht wurde. Kein Einziger fand Gnade, selbst die Franzosenkinder nicht; man spürte so lange in allen Winkeln der Häuser herum, bis man jede Französische Spur in ganz Palermo vertilgt zu haben glaubte. Der Aufstand verbreitete sich von hier aus durch die ganze Insel. In Catanea kamen allein achttausend Franzosen ums Leben. Um sie zu erkennen, ließ man, wie erzählt wird, jeden Unbekannten das Wort Ciceri aussprechen, welches den Franzosen unmöglich war. In Taormina, wohin sich Viele geflüchtet hatten, ging es eben so; in Messina, welche Stadt,

weil sie am meisten von Franzosen besetzt war, am spätesten den Aufstand wagte, wurden dreitausend Franzosen zusammt dem Vicekönig ermordet. In ganz Sicilien wurden nur zwei Französische Edelleute verschont. Ein schreckliches Todtenopfer für die Manen Konradins!

Karl von Anjou befand sich eben beim Papste Martin IV., als er die entsetzliche Nachricht erfuhr. Er biß vor Wuth in seinen Stockknopf, und schwur den Siciliern fürchterliche Rache; der Papst that sie in den Bann. Als aber Karl Messina mit großer Macht belagerte, kam Peter von Aragonien, ließ sich in Palermo zum König krönen, zwang Karl zur Aufhebung der Belagerung und vernichtete einen großen Theil seiner Flotte. So wurde Peter Herr von Sicilien, und obschon der Kampf zwischen diesen beiden Königen und ihren Nachkommen noch lange fortdauerte, blieben doch alle Versuche der Franzosen, wieder zum Besitz der Insel zu gelangen, vergeblich. Im Jahr 1302 kam endlich ein Friede zu Stande, kraft dessen Peters von Aragonien dritter Sohn, Friedrich *), König von Sicilien (der Insel) blieb; Karl II. aber, des 1285 gestorbenen Karls I. Sohn, sich mit dem festen Lande von Unteritalien oder dem Königreiche Neapel begnügen mußte. Die Kirche bestätigte den Frieden, nicht allein weil auch Friedrich sich für ihren Lehnsmann erklärte, sondern weil sie die Theilung der Neapolitanischen Macht ihrem Vortheil zuletzt am angemessensten fand.

---

*) Als Peter 1285 starb, folgte ihm in Sicilien sein Sohn Jakob, dann, als Jakob König von Aragonien wurde, dessen Bruder Friedrich.

33. Zwischenreich in Deutschland.

(1250—1272.)

Wir kehren jetzt zum Deutschen Reiche zurück, das wir bei Friedrichs II. Tode unter dem Gegenkönige Wilhelm von Holland verlassen haben. Schrecklich waren die Wunden, die des Papstes Hartnäckigkeit diesem Reiche geschlagen hatte. Die Zwietracht hatte alle Bande alter Sitte und Ordnung zerrissen, die größeren Fürsten führten Kriege unter einander, und fragten gar nicht mehr nach dem Kaiser. Der niedere Adel fand seine Lust am Rauben, und machte alle Straßen unsicher. Da die Städte unter diesen Unordnungen am meisten litten, und bei dem ohnmächtigen Wilhelm, welcher den Namen des Reichsoberhaupts führte, keinen Schutz finden konnten, so traten mehr als sechzig meist Rheinische Städte in diesen Zeiten der Verwirrung zusammen, und errichteten einen Bund (der Rheinische genannt) zur Erhaltung des Landfriedens, zu gemeinsamer Hülfe gegen Friedebrecher und zur Zerstörung der Raubschlösser.

Der König Wilhelm verdankte seine Erhebung vornämlich den geistlichen Fürsten; daher beherrschten sie ihn jetzt, und behandelten ihn feindselig, sobald er Miene machte, sich ihrer Sklaverei entziehen zu wollen. Zu Neuß wollte ihn 1252 der Erzbischof von Köln in seinem Palaste verbrennen, ein Edelmann plünderte seine Gemahlin auf der Landstraße aus, und ein gemeiner Bürger warf zu Utrecht einen Stein nach ihm selber. Wie schlecht er bei so geringem Ansehen in Kriegsfällen unterstützt worden sey, kann man denken. Er bekam einen Streit mit der Gräfin Margarethe von Flandern. In diesem wagte er mitten im Winter einen Einfall in Westfriesland, als er aber über einen gefrornen Morast setzen wollte, brach das Eis unter

ihm, und er ward, ehe ihm seine Leute zu Hülfe kommen konnten, unerkannt von einigen Friesen mit Pfeilen erschossen (28. Januar 1256).

So war denn das Reich abermals ohne Oberhaupt, und seltsam genug auch ohne einen Fürsten, der ein Verlangen gehabt hätte, diese undankbare Würde zu übernehmen. Jetzt zum ersten Male fielen die geistlichen Fürsten darauf, einen Auswärtigen ins Land zu rufen. Da sie aber unter sich uneins waren, so bestand der Erzbischof von Köln mit seinem Anhang auf dem Herzoge Richard von Cornwall, Bruder König Heinrichs III. von England, der Erzbischof von Trier dagegen auf dem Könige von Castilien, Alfons X., dem Weisen. Der Erzbischof von Mainz war eben damals ein Gefangener des Herzogs Albrecht von Braunschweig. Die weltlichen Fürsten sahen fast gleichgültig zu.

Jetzt sah man, daß die Würde eines Römischen Kaisers im Auslande weit geachteter sey, als in Deutschland, denn die vorgeschlagenen Bewerber ließen sichs ungeheure Summen kosten, die Fürsten für sich zu gewinnen. Richard bewilligte dem Erzbischof von Köln zwölftausend Mark Kölnisch, dem Erzbischof von Mainz achttausend Mark, dem Herzog Ludwig von Baiern achtzehntausend Pfund Sterling, dem Grafen von Würtemberg tausend Mark &c. Auch Alfons sandte große Summen nach Deutschland, ohne jedoch selber zu kommen.

Merkwürdig ist noch, daß bei dieser Gelegenheit zuerst auf bestimmte und deutliche Weise von sieben Kurfürsten (von küren, d. i. wählen) die Rede ist. Der Vorrang dieser Sieben ging aus von der Kanzlerwürde der drei Rheinischen Erzbisthümer Mainz, Trier und Köln, und den vier Hofämtern des Truchseß, des Marschalls,

des Schenken und des Kämmerers, welche die vier großen Herzoge von Franken, Sachsen, Baiern und Schwaben bekleidet hatten. Die Hohenstaufen, welche das Fränkische und Schwäbische Herzogthum besaßen, ertheilten das Erzkämmereramt des letztern an Brandenburg, das Fränkische Erztruchseßamt ging mit der Rheinischen Pfalzgrafschaft an die Wittelsbacher über, während Heinrich der Stolze das Bairische Erzschenkenamt schon an Böhmen abgetreten hatte, als er zum Besitze des Herzogthums Sachsen gelangt war.

Herzog Richard hatte sich bereits auf einem Kreuzzuge als einen tapfern und verständigen Mann gezeigt. Man empfing ihn daher in Deutschland mit einem guten Vorurtheile. Selbst die Stadt Aachen öffnete ihm freiwillig zur Krönung ihre Pforten. Gegen dreißig Fürsten, zwei Erzbischöfe, zehn Bischöfe und an dreitausend Ritter waren bei dieser Feierlichkeit zugegen (17. Mai 1257). Er durchzog hierauf die Städte am Rhein, und kehrte sodann wieder nach England zurück. Im Jahre 1260 kam er wieder, aber auch nur auf einige Monate. Eben so 1262. In diesem Jahre hatte er das Unglück, in England von den aufrühreriſchen Baronen gefangen zu werden (14. Mai), die ihn erst nach einem Jahre wieder losließen. Unterdessen meldete sich Alfons X. wieder, den man fast vergessen hatte, und der Papst Urban IV., der vorher geschwiegen, ergriff jetzt die neue Gelegenheit, sich zum Schiedsrichter über die Könige aufzuwerfen. Er lud Beide, Richard und Alfons, vor, in Rom zu erscheinen, damit ihre Ansprüche rechtlich untersucht werden könnten. Er starb aber darüber hin, und sein Nachfolger Clemens IV. (1264—1268) wiederholte die Vorladungen, ohne daß Jemand erschien. Richard kam darauf noch einmal 1268 zu einem Reichstage nach

Worms, und starb endlich am 2. April 1272 in England. Alfons war nie nach Deutschland gekommen. Der größere Theil der Reichsfürsten hatte von keinem von Beiden Kenntniß genommen, und für sie war also das Reich seit Friedrichs II. Tode ganz ohne Oberhaupt gewesen. Man nennt in dieser Hinsicht den Zeitraum von 1250 bis 1272 auch wol das Interregnum oder Zwischenreich.

---

34. Zustand von Deutschland in der Hohenstaufischen Zeit.

Das Deutsche Staatsthum in den seit der Karolingischen und Sächsischen Zeit verflossenen Jahrhunderten ruhte auf der Grundlage der schon bei den ersten Niederlassungen der Deutschen auf dem Römischen Grund und Boden entstandenen, nunmehr vollendeten Feudalverfassung, indem das in der Lehnsverbindung herrschende Verhältniß als das wahre Wesen des ganzen Staatslebens betrachtet ward. Diesem Systeme zufolge wurde die höchste Gewalt im Staate wie in der Kirche als eine unmittelbar von Gott stammende betrachtet. Wie der oberste Träger und Besitzer derselben in der letztern, der Papst, als geistliches Oberhaupt der Christenheit erschien, so der Kaiser als das weltliche. Da dieser höchste Herrscher aber nicht alle ihm solchergestalt von oben her übertragene Macht selbst üben kann, so verleiht er sie an Andere, die zu ihm in einem unmittelbaren persönlichen Verhältnisse stehen, gleichwie diese wiederum einen Theil des ihnen Anvertrauten lehnsweise weiter übertragen können. Was auf diese Art verliehen wird, ist theils Besitz eines Gutes, theils ein Recht

der öffentlichen Gewalt, als das der Gerechtigkeitspflege, der Steuererhebung, des Aufgebots zum Kriegsdienst 2c. Aber auch die letzteren werden von den damit Belehnten in keinem andern Verhältniß als in dem des Eigenthums besessen, und müssen von den Untergebenen aus diesem Gesichtspuncte betrachtet werden.

Auf diese Weise trat in dem nach den Grundsätzen des Feudalwesens geordneten Staate der Begriff der Rechte, welche der Staat als eine moralische Person, ein Gedankending, übt und gewährt, gänzlich in den Hintergrund; wer Pflichten zu leisten hatte, wer Schutz und Gerechtigkeit in Anspruch nahm, sah dabei nur auf den ihm zunächst Vorgesetzten, als die nächste Quelle seines politischen Daseyns. Dadurch entstand überall eine unmittelbare, persönliche Verknüpfung zwischen Vorgesetzten und Untergebenen, und wenn die Persönlichkeit Beider hier so, dort anders beschaffen war, so gestaltete sich auch ein und dasselbe Verhältniß sehr verschieden und mannichfaltig, wie überall, wo die lebendige Einwirkung dem Buchstaben des todten Gesetzes entgegentritt. Daß wohl- oder übelgemeinte Willkühr hier leicht eintreten konnte, ja eintreten mußte, liegt in der Natur der Sache, und man hat das Feudalsystem oft hart angeklagt, als ob es der Eigenmacht Thür und Thor geöffnet, und die Untergebenen dem harten Drucke der Oberen schonungslos preisgegeben habe. Aber genauer besehen, treffen diese Vorwürfe nicht sowol das Feudalsystem selbst, als die Entartung und das Verderbniß desselben, denen jede irdische Einrichtung unterliegt, und fast nie wird dem Menschengeschlechte ein Gut zu Theil, welches nicht auf Kosten eines andern dagegen zu Grabe getragenen Vorzugs erkauft werden müßte. Das neuere Staatsthum hat Alle mit den Vorzügen genauer

abgegrenzter Rechte und Pflichten, Viele mit der Befreiung von persönlicher Belastung und mit größerer politischer Mündigkeit beschenkt. Dagegen haben jene Jahrhunderte die Tugenden in die Wage zu legen, welche aus dem festen unbedingten Anschließen des Dienstmannen an seinen Herrn, mit dem sein Glück stand und fiel, aus der innigen Verknüpfung Beider, aus Liebe und treuer Anhänglichkeit hervorgehen.

Deutschland, mit dem von Karl dem Großen erneuerten Römischen Reiche seit Otto I. unzertrennlich verbunden, sah auf dem Haupte seines Königs die erste Krone der Christenheit, welche nach den theoretischen Ansichten des Zeitalters ihrem Besitzer sogar die oberste Gewalt in allen Landen (dominium mundi) verleihen sollte. Aber so wenig die Kaiser eine solche Gewalt in den übrigen Staaten der Christenheit jemals durchgreifend gelten machen wollten und konnten, so wenig erhöhte selbst in ihrem eigenen Deutschland der größere Glanz ihrer Krone ihre monarchische Gewalt, vielmehr geschah es, daß, während die klugen Capetinger auf der Bahn zur königlichen Allgewalt langsam aber sicher fortschritten, und in England die Barone der Willkühr der Herrscher durch Capitulationen Grenzen setzen mußten, das Königthum in Deutschland von seinen Rechten und seinem Ansehen immer mehr einbüßte. Während die Hohenstaufen nach dem Besitze des schönen Italiens rangen, wankte der Boden unter ihren Füßen, auf welchem ihre Macht gegründet war. Doch hat man dieses Bestreben mit Unrecht angeklagt, als ob es allein oder vorzüglich die Auflösung Deutschlands als eines Gesammtstaates verschuldet. Nicht die Züge nach Italien haben der Kaisermacht den Untergang gebracht, sie hätten vielmehr als ein kräftiges Erregungsmittel gewirkt und einbrechender

Erschlaffung gewehrt, wenn nur daheim der Boden nicht unterwühlt worden wäre. Weil aber die Welfen stets lüsterne Blicke auf die Krone richteten, mußten die Hohenstaufen, um sich in dem Gewühle der Parteien Freunde zu erhalten, ihr Stammgut verschleudern, und sich der sichern Grundlage berauben, auf welcher die Capetinger ihre Macht errichteten. Die Welfen fielen, und die Herzogthümer wurden zerschlagen, aber nicht zum Vortheil der königlichen Gewalt. Die Fürsten wollten von der alten Abhängigkeit nichts mehr hören, und erwarben in den Landschaften, denen sie vorgesetzt waren, in Bezug auf Gerichtsbarkeit, Heerbann, Steuern, immer mehr sonst dem Könige eignende Rechte, die man unter dem Namen der Landeshoheit begriff. Mehr Gewalt besaßen die Kaiser noch in solchen Bezirken, wo keine Fürsten und Grafen waren, und die durch Vögte des Reiches verwaltet wurden (Th. IV. S. 416). Nach und nach aber ging es mit den Vogteien nicht anders, als vorher mit den Grafschaften, sie gingen durch Verkauf, Verpfändung u. s. w. dem Reiche verloren.

Alles ging unter Kämpfen hervor. Seitdem der Bürgerstand sich durch Gewerbe und Handel bereicherte, ward der niedere Adel, theils durch Neid, theils aus Lust an einem wilden, unruhigen Leben und nach Beute, gegen die fleißigen Städte getrieben. Adelige Sitte wurde es nun, von unzugänglichen Raubschlössern oder aus Hinterhalten wehrlose Kaufleute auf den Heerstraßen oder Flüssen zu überfallen und auszuplündern, reichen Gewerbsstädten unter leichten Vorwänden den Krieg zu erklären, damit man ein scheinbares Recht hätte, ihre Güter und Feldfrüchte zu jeder Zeit zu rauben, u. dgl. Wie frohlockten diese Räuber nicht erst, als seit dem großen Bannfluche von Lyon gegen Kaiser Friedrich jeder Unordnung ein breiter Weg

eröffnet war, und Niemand dem Unwesen wehren konnte. Die Raubschlösser vermehrten sich von Jahr zu Jahr, und wenn ein einzelner Ritter nicht im Stande war, einen solchen Bau zu bestreiten, so vereinigten sich mehrere dazu, und raubten nachher in Gemeinschaft. Auch die geistlichen Güter wurden von ihnen keinesweges verschont. Bequemere Kriege konnte man nicht führen, denn jeden Abend war man wieder von dem Streifzuge zurück. Dem Kaiser hingegen nach Italien zu folgen, und dort die Ehre des Reichs mit gemeinsamer Kraft retten zu helfen, dafür hatte Niemand mehr Ohren. Es neigte sich allmählig dahin, daß das Reichsoberhaupt, einst so allgemein geehrt, und der Schiedsrichter Europa's, als eine lästige und überflüssige Person im Lande betrachtet ward. Der Sinn für das große Ganze erlosch, weil in der That dieses Ganze nicht mehr als Ganzes vorhanden war.

Indem nun die alten Reichsbeamten ganz und gar zu erblichen Fürsten werden, und in den Ländern, die sie regieren, einen gesonderten Staatsvortheil zu verfolgen beginnen, treten neben der allgemeinen Deutschen Reichsgeschichte viele Specialgeschichten auf. Die vornehmsten der noch heut zu Tage blühenden Deutschen Fürstenhäuser sind in diesem Zeitraum hervorgetreten, wo sie sich meistens auf den Trümmern der aufgelös'ten Herzogthümer erhoben.

In dem alten Herzogthume Niederlothringen ging der herzogliche Titel auf Brabant über. Die demselben ehemals unterworfenen Grafschaften Limburg, Flandern, Hennegau, Namur, Geldern, Jülich, Kleve, Berg, Holland, erscheinen jetzt als unabhängig. Eben so die geistlichen Gebiete: das Erzstift Köln, die Bisthümer Lüttich, Utrecht rc. Köln und Aachen waren Reichsstädte. Vom ehemaligen Oberlothringen (ein Theil davon behielt den Namen Loth-

ringen und den herzoglichen Titel) waren getrennt: das Erzstift Trier, die Bisthümer Metz, Toul und Verdun, nebst anderen unmittelbaren Stiftern und mehreren weltlichen Besitzungen.

Zu den Ländern, welche ehedem das Herzogthum Franken ausgemacht hatten, gehörten besonders: das Erzbisthum Mainz, die Bisthümer Speier, Worms, Bamberg, Würzburg, Fulda, die Rheinische Pfalzgrafschaft, die Grafschaften Henneberg, Nassau u. a., die freien Reichsstädte Frankfurt, Nürnberg ꝛc. Das Burggrafthum Nürnberg (von der Stadt wohl zu unterscheiden) kam in der Hohenstaufischen Zeit an einen Zweig der aus Schwaben stammenden Grafen von Hohenzollern, und wurde von diesen Herren in der Folge zu zwei Fürstenthümern, Ansbach und Baireuth (oder Culmbach) erweitert. Wie sie von da aus Brandenburg und endlich den Preußischen Königsthron erwarben, wird die folgende Geschichte erzählen.

In Schwaben waren die Hohenstaufen die letzten Herzoge. Dafür erscheinen jetzt die Häuser Würtemberg, Baden, Hohenzollern, Habsburg u. s. w. Nirgends erhielten so viele kleine Herren und Städte die Unabhängigkeit als hier. Unter den letzteren war besonders Augsburg ausgezeichnet, so wie in dem bis dahin zu Schwaben gerechneten Elsaß, Straßburg.

In Baiern blieb das Herzogthum in den Händen der Wittelsbacher den früheren Verhältnissen zwar noch am meisten ähnlich, aber doch in sehr verringertem Umfange. Seit den Welfischen Zeiten waren Österreich, Tyrol, Steiermark davon getrennt, Regensburg wurde freie Reichsstadt, das Erzbisthum Salzburg und andere Stifter machten sich unabhängig. Das Erlöschen des Babenbergischen Mannsstammes in Österreich hatte sehr wichtige Folgen. Herzog

Friedrich der Streitbare nämlich (oben S. 119.) fiel 1246 gegen die Ungern, und hinterließ keine Erben. Kaiser Friedrich II. wollte das Land als eröffnetes Reichslehn einziehen, konnte dies aber in den Verwirrnissen seiner letzten Jahre nicht durchsetzen, und Markgraf Hermann von Baden, Gemahl der Gertrud, einer Schwestertochter des letzten Herzogs, erwarb einen Theil des Landes. Nachdem er gestorben war (1250), gewann der Böhmische Prinz Ottokar die Österreichischen Stände, daß sie ihn als Herzog anerkannten, indem er durch eine Heirath mit Margarethen, der Schwester des letzten Babenbergers und Wittwe des in der Gefangenschaft gestorbenen Römischen Königs Heinrich (oben S. 117.), ein Anrecht zu begründen suchte. So gewann der Böhme Österreich mit Steiermark und Krain, und als er nach dem Tode seines Vaters König von Böhmen (wozu Mähren gehörte) geworden war, auch noch Kärnthen nach dem Tode des letzten kinderlosen Herzogs zu seinen Besitzungen fügte (1269), war er bei weitem der mächtigste Fürst in Deutschland. An das Recht des jungen Friedrich, Gertrudens Sohn, dachte Niemand. Es ist derselbe, der mit seinem Freunde Konradin auf dem Blutgerüste zu Neapel starb; wegen seiner Ansprüche heißt er in der Geschichte auch Friedrich von Österreich.

Wie das alte Sachsen, d. h. Niedersachsen und Westphalen, mit Heinrichs des Löwen Ächtung zerfiel, und dessen Nachkommen nur Braunschweig und Lüneburg behielten, hat die bisherige Geschichte gezeigt. Aus dem alten Sachsen gingen die Erzbisthümer Magdeburg und Bremen, die Bisthümer Halberstadt, Hildesheim, Lübeck, Ratzeburg, Schwerin, Osnabrück, Verden, Paderborn und Münster, die Grafen von Holstein und Oldenburg, die Fürsten von Anhalt, die Städte Lübeck, Hamburg, Bremen rc.

als unabhängig hervor. Eben so wurden die Fürsten von Mecklenburg und Pommern, welche Heinrich der Löwe sich unterworfen hatte, von der Sächsischen Hoheit frei und Deutsche Reichsfürsten. Der Name des Herzogthums Sachsen aber, mit welchem bisher ein so großer und schöner Theil Deutschlands bezeichnet worden war, ging auf einige kleine Landstriche über, welche der von Kaiser Friedrich I. eingesetzte Herzog Bernhard von Ascanien (oben S. 32.) selbst besaß. Es war die kurz vorher den Slaven entrissene Umgegend von Wittenberg. Zu dieser ward zwar nach Bernhards Zeiten noch das Lauenburgische gewonnen, aber bald wieder davon getrennt, indem zwei Linien entstanden, eine zu Lauenburg, und die andere zu Wittenberg, deren jede, trotz ihrer geringen Besitzungen, den herzoglichen Titel von Sachsen führte.

Die Markgrafen von Meißen waren ursprünglich Grafen von Wettin. Einer derselben, Konrad, tauschte 1134 das damals noch unbedeutende Leipzig von dem Bischofe von Merseburg ein. Im Laufe desselben Jahrhunderts erlangten diese Fürsten durch die Entdeckung der Silberbergwerke im Erzgebirge große Reichthümer, und im folgenden erwarb Markgraf Heinrich der Erlauchte Thüringen, als Neffe des letzten Landgrafen, des Gegenkönigs Heinrich Raspe. Doch hatte er einen langwierigen Krieg mit einer andern Verwandten, der Herzogin Sophie von Brabant, zu führen, die zuletzt das bis dahin mit Thüringen verbunden gewesene Hessen für ihren noch unmündigen Sohn Heinrich erwarb, welcher Stammvater des jetzigen Hessischen Hauses wurde. Markgraf Heinrich der Erlauchte war der prächtigste Fürst seiner Zeit. Selbst Kaiser Friedrich II., als er seine Tochter Margarethe mit einem Sohne Heinrichs vermählte, erstaunte über den Glanz seines Hof=

staats. Dieser Sohn war der (oben S. 146.) schon erwähnte Albrecht der Entartete, der von seinem Vater Thüringen erhalten hatte.

In der Reihe der ehemals Slavischen, während der Hohenstaufischen Zeit erst für Christenthum und Deutsche Nationalität gewonnenen Länder wuchs besonders die Mark Brandenburg unter den Ascanischen Fürsten kräftig empor. Zwei wackere Brüder, Johann I. und Otto III., welche unter Friedrich II. und bis in das Zwischenreich herrschten, vergrößerten den Staat durch die Uker- und Neumark und die Oberlausitz, und sorgten für Anbau und Gewerbe. Auch hatten die Ascanier die nach Jahrhunderten sehr wichtig gewordene Lehnsherrlichkeit über Pommern erworben. — So entwickelten sich in unserm Vaterlande allmählig die Keime zu den Gestalten, die wir in den letzten Jahrhunderten darin erblicken.

---

35. Eroberung Preußens durch den Deutschen Ritterorden *).

Während Deutschland als Gesammtstaat von der erreichten Höhe schon herabzusinken begann, wurden Deutsche Sitte, Bildung und Sprache zugleich mit dem Christenthume siegreich über weite Länder am Baltischen Meere ausgebreitet, die bis dahin durch Glaube und Gesittung von dem Kreise der in der Cultur fortschreitenden Nationen Europa's ausgeschlossen waren.

Schon der Bekehrungseifer früherer Jahrhunderte hatte sich an dem Lande nord- und ostwärts von der Weichsel,

*) Nach Voigt's classischer Geschichte Preußens, Bd. I—III.

berühmt als Vaterland des hoch geschätzten Bernsteins, versucht, aber ohne Erfolg. Die Bewohner desselben, seit dem elften Jahrhundert mit dem Namen Preußen belegt, obschon dem Ackerbau und mancher geselligen und bürgerlichen Ordnung nicht fremd, standen doch auf einer niederern Stufe der Bildung als die alten Germanen. Neben ihren Königen oder Reiks behaupteten die Oberpriester, Griwen genannt, deren es wahrscheinlich in jeder Landschaft einen gab, ein vorzüglich hohes Ansehen. Sie waren die obersten Richter, und die Befehle, die sie als Priester ertheilten, galten als der Wille der Götter. Der Griwe wußte dieses Ansehn durch das geheimnißvolle Dunkel, in welches er sich hüllte, zu erhalten und zu befestigen. So selten zeigte er sich dem Volke, daß ihn gesehen zu haben für ein hohes Lebensglück galt. Als nun diesen mächtigen Priestern, deren Herrschaft durch das Alter von vielen Jahrhunderten fest begründet war, die christlichen Glaubensboten entgegen traten, voll Demuth, ohne Pracht, Glanz und Macht, als Männer, die nur in Entsagungen und Entbehrungen ihre Tugend und ihr Verdienst suchten, als Lehrer, welche die waltenden Götter des Volkes taube und stumme Götzen nannten, und dagegen zur Verehrung eines Wesens ermahnten, das nicht zu schauen und nie zu begreifen war: da war es wol nicht zu verwundern, wenn ihnen Mißtrauen und Haß entgegentrat, wenn ihnen ihr frommer Eifer mit Schmach und Verfolgung, ja mit dem Tode gelohnt ward. Einen solchen Märtyrertod starb im Jahre 997 der heilige Adalbert, der seinen bischöflichen Stuhl zu Prag wegen der zügellosen Rohheit der Böhmen verlassen hatte, und dem Evangelium unter den Preußen eine Stätte bereiten wollte; und elf Jahre nach ihm traf den Benedictiner Bruno dasselbe Schicksal. Im elften Jahrhundert

suchten die Polnischen Herzoge sich die Preußen zu unterwerfen, aber erfolglos. Mußte das Volk auch zuweilen, durch die Gewalt der Waffen gezwungen, Tribut geloben und Geiseln stellen, so warf es doch das verhaßte Joch immer schnell wieder ab. So standen die Preußen auch im Anfange des zwölften Jahrhunderts auf der Seite der Pommern, als diese ihre Unabhängigkeit gegen den Polnischen Herzog Boleslav III. Krzywousty (Krummmaul) zu vertheidigen strebten. Wenn ihnen das Bekenntniß des Christenthums zur Friedensbedingung gemacht ward, und dann einige der Vornehmeren die Taufe nahmen, so betrachteten sie es, eben weil es von ihren Feinden kam, nur als ein lästiges Joch, dessen sie sich stets wieder entledigten, so oft sie neue Kraft und neuen Muth in sich fühlten. Und diese Abneigung gegen den christlichen Glauben stieg noch höher, und wurde zum heftigen Abscheu, als sie sahen, welche Folgen das Christenthum in dem benachbarten Pommern, wo es seit 1124 durch die Bemühungen des Bischofs Otto von Bamberg festen Fuß gefaßt hatte, nach sich zog; welche schwere Lasten dort das Land jetzt drückten, welche Länderstrecken den Bewohnern entzogen wurden, um Kirchen und Klöster damit zu bereichern, wie die einwandernden Deutschen die fruchtbarsten Gegenden in Besitz nahmen, und auf alle Weise bevorrechtet, die einheimischen Slaven dagegen zurückgedrängt, verachtet und in Armuth gestürzt wurden, und Leben, Sitte und Sprache der Urväter erlöschen sehen mußten. Die Kraft dieses gesteigerten Volkshasses der Preußen mußte der Polenherzog Boleslav IV. erfahren (der Sohn des 1138 gestorbenen Boleslav III.), den wir schon oben (S. 9.) als Bekämpfer seines Bruders Wladislav kennen gelernt haben. Er faßte den Gedanken der Unterwerfung Preußens wieder auf, fiel

in das Land ein, und brachte viele der erschreckten Bewohner für den Augenblick zum Christenthum. Aber kaum war das Land von den fremden Kriegern verlassen, als sich das Volk auch wieder dem Glauben der Väter zuwandte. Da kam der ergrimmte Herzog von neuem mit großer Heeresmacht herbei, um das ganze störrige Volk zu vertilgen. Aber die Preußen lockten ihn in Sümpfe, wo das Polnische Heer sich bald von den erbitterten Feinden umgeben sah, und ohne nur Widerstand leisten zu können, entweder in den Morast versank, oder erschlagen ward. Nur mit wenigen Begleitern rettete sich der Herzog (1161).

Polen befand sich seit dem Tode Boleslavs III. in einem Zustande heilloser Verwirrung. Reichstheilungen rie- ßen zerrüttende Bruder- und Bürgerkriege und verderbliche Parteiungen unter den Großen hervor; alle Ordnung lös'te sich auf, Bildung konnte nicht aufkommen, und die einzelnen Theile des Landes waren schwach gegen die Nachbarn. So wurde im Jahre 1206, bei einer abermaligen Theilung des Landes, Masovien ein unabhängiges Herzogthum, aber Herzog Konrad, dem es zufiel, ein leidenschaftlicher, grausamer, im Unglücke kraft- und rathloser Fürst, war nicht im Stande, sein durch die Bürgerkriege ohnehin zerrüttetes Land gegen die Raub- und Plünderungskriege der seit jenen Unterjochungsversuchen erbitterten Preußen zu schützen, und fand eben so wenig bei den Nachbarn Hülfe.

Indeß waren im höhern Norden durch die Bestrebungen, dem Christenthume Eingang zu verschaffen, folgenreiche Veränderungen vorgegangen. Es war im Jahre 1158, als Kaufleute aus Bremen nach der Mündung der Düna kamen, und mit den Liven einen friedlichen Handelsverkehr anknüpften, den häufige Besuche befestigten. An den Handel schloß sich die Sache der Religion. Nach mehr

als zwanzig Jahren begleitete die Bremer ein Augustinermönch Meinhard, ein hochbetagter Greis, aber noch voll frischen Muthes und jugendlicher Kraft. Er ging mit großer Behutsamkeit zu Werke, und trotz mancher Schwierigkeiten hatte das Bekehrungswerk Fortgang. In Ykeskola (Irkul) errichtete er die erste christliche Kirche in jenen Gegenden. Als er aber von einer Reise nach Bremen, wo er auf des Papstes Geheiß zum Bischof der neuen Kirche in Livland geweiht worden war, zurückkehrte, fand er zu seinem großen Kummer sein Werk fast gänzlich wieder vernichtet. Die meisten der getauften Liven hatten sich an die Düna begeben, um durch das Wasser des Stromes, wie sie wähnten, die Taufe wieder von sich abzuwaschen. Nach Meinhards Tode (1196) ging es seinem Nachfolger Berthold nicht besser; die erbitterten Liven schworen ihm den Tod, dem er sich nur durch schleunige Flucht entziehen konnte. Da ließ Papst Cölestin III. gegen die Liven das Kreuz predigen. Noch war die Zeit, wo diese Predigten großen Eindruck machten, wo Jeder glaubte, im Streite für die Kirche das Ziel der Seligkeit zu finden. Da schien es denn Manchem erwünscht, das abgelegte Gelübde in Europa gegen ein minder furchtbares Völkchen als der Glaubensfeind in Asien war, erfüllen zu können, und es kam ein nicht unbedeutendes Heer, welches die Liven mit den Waffen zum Christenthum nöthigte. Aber kaum hatte es den Rücken gewandt, so spotteten sie der erzwungenen Bekehrung von neuem, und die christlichen Geistlichen mußten aus dem Lande fliehen. Doch der Bekehrungseifer ermattete darum nicht. Der neu erwählte Bischof für Livland, Albert, war dem schwierigen Werke weit gewachsener als seine Vorgänger, denn er verband mit großen geistlichen Tugenden Erfahrung in den Welt-

handeln, Besonnenheit und Klugheit. Er kam (1199) an der Spitze eines neuen Kreuzheeres, und nöthigte die erschrockenen Heiden von neuem zu Frieden und Taufe. Da er aber wohl sah, wie große Erbitterung noch unter den Liven herrschte, wie schwer es seyn würde, die festen Wurzeln des alten Götterglaubens auszureißen, und wie unzureichend der Schutz der nach Jahresfrist stets wieder heimkehrenden Pilgerheere gegen einen neuen sehr zu befürchtenden Abfall des Volkes; so beschloß er einen besondern Ritterorden zu gründen, dessen Zweck es seyn sollte, das Reich des Glaubens und der Kirche unter den Völkern des Nordens immer mehr zu verbreiten, und eine dem Landesbischof in jedem Augenblicke bereite Heeresmacht zu bilden. Innocenz III. gab gern seine Einwilligung, und so entstand der neue Orden der „Brüder des Ritterdienstes Christi,“ von dem Zeichen des Schwertes, welches sie, neben dem allen geistlichen Ritterorden gemeinsamen Kreuze, auf dem weißen Ordensmantel trugen, gewöhnlich Schwertbrüder genannt. In wenigen Jahren war die Zahl der Ordensbrüder schon ziemlich bedeutend. Daneben war der Bischof fortwährend bemüht, auch noch die Kreuzzüge nach Livland in Bewegung zu erhalten, und um den Christen einen festern Vereinigungspunct zu gewähren, gründete er schon im Jahre 1200 die Stadt Riga. Indeß gedieh auch in der Folge das Werk der Bekehrung in Livland nur unter unaufhörlichen, schweren und harten Kämpfen. Zur Zerstörung des christlichen Glaubens und der Deutschen Herrschaft im Lande verbanden sich mehrmals mit den noch unbekehrten Liven nicht nur die umherwohnenden heidnischen Völker, die Esthen, Kuren, Lithauer und Semgallen, sondern auch mehrere benachbarte Russische Fürsten, welche durch die Ausbreitung der Deutschen Macht in jenen Ge-

genden ihren bisher dort geübten Einfluß beeinträchtiget und zerstört sahen. Leider erhoben sich auch zwischen dem Bischofe und dem Orden Streitigkeiten, welche dem Fortgange der gemeinsamen Angelegenheit nachtheilig wurden. Da indeß alter Haß unter den verschiedenen heidnischen Völkern ihre Bündnisse immer wieder störte und zerriß, da sie kluger Leitung und geschickter Anwendung ihrer Kraft ermangelten, so blieb zuletzt doch der Sieg dem Kreuze. Daher gelang es dem Orden, sich nach einiger Zeit (1217) auch Esthland zu unterwerfen.

Diese Vorgänge überzeugten den Herzog Konrad von Masovien, daß auch die Preußen nur zu zähmen seyn würden, wenn man sie für das Christenthum gewönne, daher begünstigte er jeden darauf abzielenden Versuch. Unter seinem Schutze trat der Bernhardinermönch Christian in der zunächst an Masovien grenzenden Preußischen Landschaft, dem Kulmerlande, als Bekehrer auf. Diesem gelang es zuerst, dem Evangelium hier einigen Eingang zu verschaffen, und als er sich darauf nach Rom begab, von dem Fortgange seines Werkes Bericht abzustatten, wurde er von Innocenz III. zum Bischof von Preußen ernannt. Aber auch er hatte den Schmerz, bei seiner Rückkehr seine Pflanzung durch Einfälle der heidnischen Preußen in großer Bedrängniß zu sehen. Es gelang ihm zwar, zum Schutze derselben ein Kreuzheer unter die Waffen zu rufen (1219), welches besonders das schon christliche Kulmerland, wo er in der Burg Kulm den Sitz seines Bisthums hatte, schützte. Aber kaum hatten diese Pilger den Rücken gekehrt, als auch die Preußen ihre zerstörenden Raubzüge wieder begannen. Eben so wenig wollte es dem Bischofe mit einem nach dem in Livland gegebenen Beispiele gestifteten Ritterorden der „Ritterbrüder von Dobrin" gelingen, denn

schon in den ersten Tagen seines Daseyns wurde dieser Orden fast gänzlich wieder vertilgt, indem die meisten Ritter in einer Schlacht wider die Preußen fielen. Die schwachen Reste der Dobriner Verbindung wurden in der Folge mit dem Deutschen Ritterorden verschmolzen.

Dieser Orden hatte sich damals, ein Menschenalter nach seiner Entstehung, schon zu großer Bedeutung erhoben, wie an Ansehen und Gewicht vor der Welt, so an Umfang und an Reichthum seines Einkommens und seiner Besitzungen. Der treffliche Hochmeister Hermann von Salza (oben S. 45 u. 111.) genoß auf seltene Weise die hohe Achtung sowol des Kaisers Friedrichs II. als der Päpste, und hatte von Beiden Beweise ausgezeichneter Gunst erhalten. Dieses Mannes, den er persönlich kannte, und des großen Ruhmes der Deutschen Ordensritter gedachte in seiner Noth der Bischof Christian, und rieth daher dem Herzoge von Masovien, diesen Orden zur Wehr seiner Grenzen wider die Preußen herbeizurufen. Dem Herzoge gefiel dieser Rath ungemein, und er schickte eine Gesandtschaft an den Hochmeister nach Italien, um ihn, gegen das Erbieten einer Schenkung des Kulmerlandes, aufzufordern, einen Theil seiner Ordensritter zur Bekämpfung der Preußen herbeizusenden. Nach reiflicher Überlegung entschloß sich Hermann, das Erbieten anzunehmen, und Kaiser und Papst gaben nicht nur ihre Einwilligung, sondern der Erstere, den Ideen der Zeit über die Machtfülle der Römischen Kaiser *) zufolge, bestätigte dem Orden schon im Vor

*) „Dazu, sagt Friedrich II. in der darüber ausgestellten Urkunde, hat der Herr unsere Kaisergewalt hoch über die Könige des Erdkreises emporgehoben und die Grenzen unserer Herrschaft durch die verschiedenen Zonen der Welt erweitert, auf daß wir Sorge tragen sollen, daß sein Name in Ewigkeit verherrlicht und der Glaube an das Evangelium auch unter die Heiden weit verbreitet werde."

aus den rechtmäßigen, von jeder Dienstlast völlig freien Besitz alles Landes, welches er in Preußen erwerben würde. In Folge dieser Beschlüsse erschien 1228 eine Anzahl von Rittern bei dem Herzoge, unter dem tapfern, kriegserfahrnen und umsichtigen Hermann Balk, welchem der Hochmeister die oberste Leitung der Angelegenheiten des Ordens in Preußen anvertraute. Seine Nachfolger in dieser Würde führten den Titel: Landmeister. Es war nur eine sehr kleine Schaar, welche Hermann Balk herbeiführte, und es würde unbegreiflich seyn, wie diese wagen oder nur hoffen konnte, ein Volk zu unterwerfen, welches mehr Tausende zählte, als sie Einzelne, wenn ihr nicht die Macht der Überzeugung von dem unausbleiblichen Siege des Kreuzes über den Irrwahn der Götzendiener ein felsenfestes Vertrauen eingeflößt hätte. In den mühevollen und harten Kämpfen eines halben Jahrhunderts, die nun begannen, wurden die Ritter zwar öfters durch Deutsche Kreuzheere unterstützt; da diese Hülfe aber immer schnell wieder verschwand, so waren sie doch am meisten auf ihre eigenen Kräfte angewiesen.

Die ersten Niederlassungen der Ritter in dem Lande ihrer neuen Wirksamkeit waren die Burgen Vogelsang und Nessau auf dem linken Weichselufer. Im Jahre 1231 ging Hermann Balk über den Strom, ließ dort die Burg Thorn anlegen, und gewann von da aus das ganze Kulmerland. So verfuhr der Orden auch bei seinen folgenden Eroberungen. Zuerst legte er meistens eine Burg an einem passenden Grenzpuncte des Landes, dessen er sich zu bemächtigen strebte, an, um den christlichen Kämpfern vor allem einen festen Rückhalt und sichern Zufluchtsort zu gewinnen. Den kriegerischen Zwecken schloß sich die Civilisation an. Schon 1232 gründeten Deutsche Einzöglinge bei den Burgen Thorn und Kulm Städte, deren bürgerliche Ordnung

und Verfassung der Orden in einer Urkunde, die Kulmische Handfeste genannt, bestimmte. Sie war ganz nach dem Vorbilde Deutscher Einrichtungen und Gesetze entworfen, und auf Deutsches Leben und Sitte berechnet, und wurde, da sie in der Folge auf die meisten Städte und Gebiete Preußens ausgedehnt ward, ein wichtiges Beförderungsmittel für die Verbreitung und Einheimung der Deutschen Cultur in diesem Lande.

Die Päpste verloren den Orden auch in der auf Preußen gewandten Richtung seiner Thätigkeit nicht aus den Augen, denn was er eroberte war ja auch für die Herrschaft der Kirche gewonnen. Bestanden ihre Unterstützungen auch nur in Worten und Ermahnungen, so war doch diese Hülfe eine sehr wesentliche. Der Orden erhielt durch ihre steten Ermunterungen viele neue Glieder und Besitzungen, und von Zeit zu Zeit wurden auch noch immer Kreuzheere wider die Heiden in Preußen gebildet. Mit Hülfe eines solchen unter der Anführung des Markgrafen Heinrichs des Erlauchten von Meißen unterwarf sich der Orden die erste Preußische Landschaft, Pomesanien, und bald darauf, nach harten Kämpfen, auch eine zweite, Pogesanien. Ermüdet durch das Unglück des Krieges, verzweifelnd an ihrer Götter Macht und Beistand, hülflos in sich selbst, und verlassen von der Theilnahme der anderen Landschaften, unterwarfen sie sich der Herrschaft des Ordens, huldigten dem Christenthum im Empfang der Taufe, und stellten Geiseln für die Sicherheit ihrer Zusagen. Noch wurden die Neubekehrten milde und schonend behandelt. Die Ordensbrüder ritten im Lande hin und her zu Vornehmen und Armen, pflegten willfährig und mitleidig arme und kranke Preußen in ihren Hospitälern, sorgten für Wittwen und Waisen, schickten talentvolle Knaben

nach Deutschland in die Schulen. In Pogesanien lockte der Handelsvortheil die Lübecker zu einer wichtigen Niederlassung. Bremens und Lübecks Verkehr nämlich nahm im zwölften Jahrhundert besonders nach dem Baltischen Meere seine Richtung, und so ward denn die Gelegenheit, die sich hier zur Erweiterung dieses Verkehrs darbot, mit Freuden ergriffen. An einem für den Handel ganz besonders glücklich und günstig gelegenen Ort ward 1237 eine neue Stadt, Elbing genannt, gegründet, und schon nach wenigen Jahren erhob sie sich zur Blüthe.

Eine neue Verbreitung seines Einflusses erhielt der Orden um diese Zeit durch die Vereinigung mit den Schwertbrüdern in Livland. Diese Ritter hatten an den Russen hartnäckige Feinde zu bekämpfen, deren sie sich nur mit Mühe erwehrten; noch schlimmer aber waren die wilden Verheerungszüge der Lithauer, welche dieses rohe Volk unter Freveln und Gräueln aller Art unaufhörlich fortsetzte. Dazu kam ein unleidliches Verhältniß zu dem herrschsüchtigen Bischof Albert, welcher die Ritter nur als Werkzeuge für seine Pläne betrachtete, jedes Emporstreben des Ordens zu unterdrücken trachtete, und ihm für alle seine Mühe kaum etwas mehr gönnte, als was zur spärlichen Erhaltung nöthig war. Da stieg in dem Ordensmeister Volquin der Gedanke auf, seine ritterliche Stiftung mit dem Orden der Deutschen Ritterbrüder zu vereinigen. Die Ausführung fand anfangs große Schwierigkeiten. Als aber die Schwertbrüder 1236 von den Lithauern eine große und schwere Niederlage erlitten, in welcher auch der ritterliche Held Volquin fiel, so daß Furcht und Entsetzen sich aller Christen in den benachbarten Landen bemächtigte, und Allen der Untergang der jungen Kirche in Livland unvermeidlich schien, wenn nicht eiligst neue Hülfe herbeikomme:

da betrieb auch der Papst, in der Meinung, daß diese Hülfe nur vom Deutschen Orden geleistet werden könne, die Vereinigung eifrig. Im nächsten Jahre kam sie zu Stande, und der unermüdet thätige Hermann Balk erschien an der Spitze einer Ritterschaar in Livland, sicherte das Land, und ordnete die Verhältnisse. Mit dem Könige Waldemar II. von Dänemark, der früher an der Eroberung Esthlands Theil genommen hatte, und jetzt seine Ansprüche auf diese Provinz mit den Waffen geltend machen wollte, ward ein Vergleich geschlossen, vermöge dessen ihm das nördliche Esthland abgetreten ward. Nach dieser Beruhigung Livlands war die Hoffnung vorhanden, daß der Orden künftig, nach Bezwingung der dazwischen liegenden Preußischen Landschaften, mit dieser seiner neuen Stiftung in unmittelbare Berührung werde treten können; es war ihm aber auch die Bürde neuer Sorgen und Kämpfe auferlegt.

In Preußen erwarb der Orden nach dem Tode Hermann Balks (er und der Hochmeister Hermann von Salza starben in einem Jahre, 1239), unterstützt von einem Kreuzzuge unter dem Herzoge Otto von Braunschweig, nach harten Kämpfen die Provinzen Warmien (Ermland), Natangen und Galindien. Auch an diesen Kreuzzug hatten sich wieder viele Deutsche mit Weib und Kind in der Absicht angeschlossen, sich in Preußen niederzulassen. Den Ordensrittern waren diese Einzöglinge sehr erwünscht; sie gaben ihnen reichliches Besitzthum mit besonderen Vorrechten und Freiheiten. Diese Begünstigung erweckte den Neid der Eingebornen, die ohnedies, nachdem der erste Sturm des Krieges vorüber war, das ihnen gefallene Loos schrecklich und unerträglich fanden. Der oberflächliche, in einigen halb oder gar nicht verstandenen Formeln bestehende Unterricht im Christenthum, welchen die Neubekehrten erhiel-

ten, konnte unmöglich hinreichen, die Liebe zu den alten Göttern, mit deren Dienste das alte in unbeschränkter Freiheit und Fröhlichkeit hingebrachte Leben innig verwandt war, aus den Gemüthern zu verdrängen. Gegen diese Vergangenheit schien ihnen ihr nunmehriges, von allen eingewurzelten Neigungen losgerissenes Daseyn leer und trostlos. Auch vergaß der Orden schon jetzt der früher geübten Milde, und fing an, das Volk mit einer gewissen Strenge und Härte zu behandeln. Kein Wunder daher, daß Groll und Ingrimm sich der Herzen bemächtigten, und der Gedanke der Rache und Vergeltung sich im Volk immer mehr ausbreitete und immer tiefer wurzelte. Ein mächtiger Bundesgenosse erstand ihm in dem Herzoge Suantepolc von Hinterpommern (oder Pomerellen, von der Persante bis zur Weichsel). Dieser Fürst, der früher selbst zu den Eroberungen des Ordens vieles beigetragen hatte, wurde nun auf die wachsende Macht desselben eifersüchtig. Schon hatte das Deutsche Wesen im westlichen Pommerlande die alte Sprache, Sitte und Verfassung verdrängt, oder doch bedeutend verändert; jetzt sah er im östlichen Nachbarlande, in Preußen, durch das Herbeiströmen einer Menge neuer Bewohner aus Deutschland dieselbe ihm und seinem Volke fremde Nationalität wachsen und sich befestigen, und fürchtete von allen diesen Veränderungen üble Folgen für seines Landes Sicherheit und Unabhängigkeit. Bei dieser mißtrauischen und feindseligen Stimmung konnte es, da sich die beiderseitigen Grenzen so nahe berührten, nicht an Verletzungen, manchem kleinlichen Hader und Zwist fehlen. Nunmehr, wo sich die Preußen mit Klagen über die vom Orden erfahrenen Bedrückungen an ihn wandten, freute er sich der Gelegenheit, den Ordensrittern unter dem Scheine des Rechts entgegentreten zu können, in=

dem er als Beschützer der Unterdrückten auftrat, und sich dabei auf die ausdrücklichen Verordnungen des Papstes stützte, daß die Neubekehrten mit Milde und Liebe behandelt werden sollten. Und kaum vernahmen die Preußen, daß der Herzog Krieg gegen den Orden bereite, als vom Drange des Freiheitsgefühls und von Rachedurst getrieben Alles zu den Waffen griff, dem Gekreuzigten entsagte, den alten Göttern zueilte, den alten Priestern vertraute. Eine allgemeine Empörung erhob sich, überall wurden die errichteten Zwingburgen umlagert. Nun brach auch der Herzog hervor, und Verheerung, Raub, Brand und Mord gingen von allen Seiten furchtbar über das ganze Ordensland hin. Nur noch auf fünf Burgen hielten sich die Ritter, alle übrigen hatten die ergrimmten Preußen erstürmt und die Besatzungen erschlagen. Da gab ein hochbetagter Held, der Marschall Dietrich von Bernheim, dem kleinen Häuflein der Ritter durch kühne Thaten und Erfolge wieder Muth. Und zum Glück für den Orden erhoben sich jetzt die Polnischen Herzoge, ja seine eigenen Brüder wider Suantepolc, wodurch er zum Frieden genöthigt ward (1243). Aber es blieb nicht lange dabei, denn der Herzog behielt seine Gesinnung wider den Orden, und es erfolgte noch eine Reihe von Kämpfen, die das Land durch die fortgesetzten verheerenden Einfälle der Pommern in einen furchtbaren Zustand versetzten. Erst nachdem der Orden, auch durch die Unterstützung neuer Kreuzfahrer aus Deutschland, kräftiger gegen den Herzog auftrat, und die durch ihn angerichteten Verwüstungen durch verheerende Einfälle in sein Land vergalt, erkannte er, daß er nicht bloß jene Ritterschaaren zu bekämpfen habe, die der Orden nach Preußen gesandt hatte, sondern alle die Stützen, die dieser in dem Geiste fand, der durch das Jahrhundert ging,

in der Kampf- und Fehdelust der Zeit, in dem Glauben an das seligmachende Verdienst des ritterlichen Streites für Kirche und Evangelium, in dem Wohlgefallen an den abenteuerlichen Kriegen mit den Heiden. Nachdem nun der Herzog in einem abermaligen Friedensvertrage (1248) gelobt hatte, niemals wieder gegen die Ritter mit den neubekehrten Preußen in ein Bündniß zu treten, konnte der Orden an die Unterwerfung der abgefallenen nördlichen Landschaften denken. Ganz ermattet und entmuthigt schlossen die Preußen 1249 mit den Rittern einen förmlichen Friedensvertag, in welchem ihnen, so lange sie dem christlichen Glauben und dem Orden treu bleiben würden, völlige persönliche Freiheit und das Recht Eigenthum zu erwerben, zugestanden ward. Einige Jahre vorher waren auch, nach manchem Zwist und Hader, die kirchlichen Verhältnisse Preußens geordnet worden. Jener Bischof Christian, welcher den Gedanken, die Deutschen Ritter herbeizurufen, zuerst gehegt hatte, war nun in Zwietracht mit ihnen gerathen, denn er war keineswegs frei von dem Neide, der hierarchischen Herrschlust, der Selbstsucht und dem Eigennutze, die damals fast durch den ganzen geistlichen Stand gingen. Er hatte schon früher Klagen wider den Orden vor den Römischen Stuhl gebracht, doch ohne Erfolg. Da er aber in seinen Anmaßungen fortfuhr, erklärte sich Innocenz IV. 1243 in einer Bulle auf das entschiedenste wider ihn. Diese Bulle enthielt zugleich die Grundzüge der kirchlichen Verfassung Preußens. Ihr zufolge wurde das ganze Land in vier Bisthümer getheilt. Die Kulmische, die Pomesanische und die Ermländische Diöcese umfaßten das bereits eroberte Gebiet, eine vierte sollte die noch zu unterwerfenden Landschaften begreifen.

Unter diesen Landschaften faßte der Orden zunächst

das wichtige Samland ins Auge. Um die Verbindung der Samländer mit den benachbarten von uralter Zeit her stammverwandten Samaiten zu verhindern, wurde die Burg Memel erbaut, an die sich bald auch eine Stadt anschloß, und als nun im Jahre 1255 der König Ottokar von Böhmen und dessen Schwager, der Markgraf Otto III. von Brandenburg, mit einem neuen zahlreichen Kreuzheere in Preußen erschienen, wurde Samland zur Unterwerfung gezwungen. Eine neue dort erbaute Ritterburg wurde aus Dankbarkeit gegen den ritterlichen König Königsberg genannt. Der daselbst eingesetzte Comthur hatte mit der geringen Besatzung, dem erbitterten Volke gegenüber, einen schweren Stand. Er verfuhr daher mit größter Mäßigung, Milde und Schonung, und suchte besonders das Vertrauen und die Ergebenheit des edlen Herrenstandes der Preußen zu gewinnen, indem er diesen Angesehenen und Vornehmen nicht nur den fernern und ungestörten Besitz aller ihrer bisherigen Güter fest verbürgte, sondern diesen Besitz hie und da auch noch ansehnlich vergrößerte. Dadurch wurde der reichste und viel geltende Stand der Eingebornen mit seinem ganzen Interesse gegen das gemeine Volk an die Sache des Ordens gekettet. Die Bekehrung aber, die das Volk dem neuen Leben am meisten hätte zuführen und mit ihm befreunden sollen, war eine erzwungene, und ganz äußerliche, denn der Geist des Christenthums blieb ihm bei dem Mangel an aller Belehrung fremd, und was vorläufig erreicht wurde, war nur, daß der Grundbau des alten Lebens immer mehr zusammenbrach.

Der Orden war daher immer noch weit von seinem Ziele. Die völlige Befestigung seiner Herrschaft in Preußen machte die Unterwerfung der noch freien und unberührt gebliebenen Landschaften nöthig; die weiten Grenzen waren

schwer zu sichern, die Stimmung der schon unterworfenen Gebiete bedenklich, die Verluste, die der Orden an seinen in den Kämpfen gefallenen Brüdern erlitten hatte, bedeutend. Das Mittel der Kreuzpredigten war schon abgenutzt und brachte keine erhebliche Wirkung mehr hervor. Die Päpste bemühten sich zwar nicht ohne Erfolg, dem Orden neue Mitglieder zu verschaffen, aber es waren unter diesen auch Menschen, deren früherer Wandel nichts weniger als löblich, ja selbst mit schweren Verbrechen angefüllt war, die daher der Verbindung mehr schädlich als nützlich wurden. Und je mehr der Römische Stuhl auf diese und andere Weise den Orden zu unterstützen trachtete, je heftiger erwachte der Neid der habgierigen und herrschsüchtigen Geistlichkeit. Durch Ränke und Schliche, durch List und Umtriebe suchte sie den Orden zu beeinträchtigen und seine Rechte zu schmälern. Wenn aber die Anklagen, die sie wider ihn erhob, meistens ungegründet waren, so brach dagegen die große Gefahr, welche die Preußen ihm jetzt bereiteten, keinesweges ohne sein Verschulden über ihn herein. Um die Burgen, welche anfangs in der Eil nur leicht errichtet worden waren, nunmehr fester zu bauen, vermehrte man die Frohndienste des Volkes und damit zugleich seinen Groll und seine Erbitterung, die noch höher stiegen, als die Lässigen und Widerspänstigen mit unzeitiger Strenge durch Wegnahme ihrer Kinder bestraft wurden. Der Zustand der Neubekehrten war in der That jammervoll. Ihre Felder waren durch die wilden Kriegsstürme fast alle verwüstet, der Ackerbau hatte sich noch nirgends wieder erhoben, und die Ritter selbst, geschweige das Volk, mußten oft mit Mangel kämpfen. Und für die Erhaltung eines solchen Lebens voll Kummer, Noth und Trübsal sollten nun die unglücklichen Eingebornen alle

ihre Kräfte opfern, sollten die Kreuzheere ernähren, die nur herbeikamen, ihnen die Fesseln enger anzulegen, sollten die Burgfesten verstärken, von denen ihr Unglück ausfloß. Kein Wunder, wenn der Entschluß Alles an die Wiedererringung der verlorenen Freiheit zu setzen, sich in ihren Gemüthern immer mehr befestigte.

Als diese feindselige Stimmung sich dem Ausbruche nahete, geschah, daß der Lithauische Fürst Mindowe, der früher den christlichen Glauben angenommen hatte, und mit dem Königstitel geschmückt worden war, wieder zum Heidênthum abfiel, den Orden bekriegte, und 1261 an der Durbe einen großen Sieg über ihn davontrug. Und als nun gleich nach dieser schweren Niederlage ein Ordensvogt am frischen Haff eine Anzahl edler Preußen auf seine Burg lockte, und sie dort in Flammen umkommen ließ, mit der Beschuldigung, daß sie eine Verschwörung wider sein Leben angestiftet: da erhob sich der Aufruhr von den Gestaden Samlands bis an die Grenze Pomesaniens. Die Kirchen wurden niedergerissen oder verbrannt, die heiligen Geräthe geraubt, die Priester aufs grausamste ermordet. Alle Landbewohner, Christen und Deutsche, die nicht eiligst Rettung in einer nahen Ordensburg finden konnten, wurden theils jammervoll erwürgt und erschlagen, theils in Sklaverei hinweggeführt. Die Ritter waren größtentheils auf die nächsten Umgebungen ihrer Burgen beschränkt, in diesen nicht einmal auf lange Zeit mit den nöthigen Lebensmitteln versehen, und ganz außer Stande dem Feinde mit Macht entgegenzutreten. Nur das Kulmerland und Pomesanien blieben treu, weil dort meist Deutsche Einzöglinge wohnten. Trotz einiger durch Papst Urbans IV. Bemühungen aus Deutschland herbeigekommenen Hülfe blieben die Preußen siegreich, und mit ihren

Siegen wuchs ihr Vertrauen zu den alten Göttern und ihre Zuversicht. Durch Hungersnoth kam eine Burg nach der andern in ihre Hände, und mit jeder sank ein Pfeiler der Ordensherrschaft nieder. Mehr und mehr wurden des Ordens spärliche Kräfte in täglichen Kämpfen verzehrt gegen einen Feind, der seine Scharen immer leicht ersetzen, seine Bedürfnisse ohne Mühe befriedigen konnte. König Ottokar von Böhmen erschien zwar auf vielfache Ermahnungen des Papstes 1267 mit einem Heere, aber selbst die Elemente schienen die Sache der Preußen zu begünstigen. Das Land war damals noch so sehr mit Sümpfen und Morästen angefüllt, daß es nur bei starker Winterkälte möglich war, mit einem Kriegsheere in die Wälder und Schlupfwinkel des Feindes einzudringen. Dieser Winter aber war so gelinde, daß die Preußen in solchen Zufluchtsörtern, wohin sie sich sämmtlich zurückgezogen hatten, unangreifbar blieben, und Ottokar mußte wieder heimziehen, ohne den frühern in Preußen erworbenen Siegsruhm durch neue Thaten vermehrt zu haben. Des Ordens Lage wurde immer schlimmer und verzweifelter, und auch das ganz christliche Kulmerland litt durch jährliche Verheerungszüge des mit steigender Zuversicht kämpfenden Feindes unsäglich.

Doch dem Christenthume und der Bildung war in Preußen nicht bestimmt zu erliegen und wieder unterzugehen. Noch schloß der Orden eine Anzahl tapferer Männer in sich, die von hohem, unbezwinglichem Geiste erfüllt auch in der härtesten Bedrängniß nicht verzweifelten, und als 1270 der Marschall Konrad von Thierberg, ein tapferer, besonnener, unerschütterlich fester Mann, die Anführung erhielt, kehrte das entwichene Glück allmählig wieder zu den muthig Ausharrenden und den christlichen Panieren zurück. Auch aus Deutschland kam jetzt wieder

Hülfe, die tapfersten Preußischen Häuptlinge fielen, und schon nach einigen Jahren war die schwere Prüfungszeit des Ordens überstanden, das ganze Land, so weit es früher erobert war, von neuem unterworfen, bald auch zwei neue Landschaften, Nadrauen und Schalauen, dazu erobert. In den Rittern hatte sich während der Unglücksjahre mehr als je die Überzeugung befestigt, daß zur Sicherheit ihres Bestehens und ihrer Schöpfung, das Heidenthum mit den Wurzeln ausgerissen und völlig ausgerottet werden müsse. Darum nahmen die Kämpfe jetzt einen noch viel hartnäckigern Charakter an, und wurden zu wahren Vernichtungskriegen. So war Nadrauen nach der Eroberung ein fast zur Wüste umgewandeltes Land, und als Pogesanien, bei einem 1277 von neuem ausbrechenden aber bald gedämpften Aufstande, am hartnäckigsten blieb, wurde diese ganze Landschaft mit Raub und Brand verheert, und alle Bewohner, deren man sich nur irgend bemächtigen konnte, hinweggeführt. Dagegen wurde aber auch in den Tagen des Friedens, als das Heidenthum nun immer ermatteter zusammensank, und nur noch in einzelnen Zuckungen lebte, mit großer Sorgfalt dahin gewirkt, den zerstörten Anbau wieder herzustellen, und die Cultur in weit schöneren Blüthen emporsteigen zu lassen.

Nur noch Eine Preußische Landschaft war übrig, Sudauen, dessen Bewohner, stärker und tapferer im Kriege als alle anderen, wol ahneten, was auch ihnen bevorstand, und daher selbst den Krieg durch verheerende Einfälle in das Kulmische Land begannen. Um so mehr Antrieb für Konrad von Thierberg, diesen trotzigen Feind in seinem eigenen Lande aufzusuchen. Es war ein so wichtiges als schwieriges Unternehmen, aber doch nach einigen Jahren (1283) vollendet. Als der letzte Sudauische Häuptling

sah, daß er jeden Gedanken, das Vaterland zu vertheidigen, fahren lassen müsse, beschloß er, es ganz aufzugeben, verheerte den eigenen vaterländischen Boden, so weit er konnte, mit Feuer und Raub, und wanderte mit seinem ganzen Volke aus nach Lithauen, um nie wieder zu kehren. Auf lange Zeit herrschte in Sudauen die Stille der Wüste und die Ruhe des Grabes.

In solcher Weise hatte der Orden nach einem drei und funfzigjährigen Kampfe ganz Preußen sich unterworfen, und für Christenthum und Deutsche Bildung gewonnen. Das Loos, welches den alten Landeseinwohnern, so viel das Schwert und der unsägliche Jammer des langen Krieges davon noch übrig gelassen hatte, fiel, war sehr verschieden, im Ganzen jedoch die Lage der Unterworfenen, in so fern sie ihr völlig niedergetretenes und vernichtetes Volksleben verschmerzen konnten, nicht schlimmer, als die des Volkes in Deutschland, in manchem Betracht sogar milder und leichter. Die ehemaligen Edlen Preußens, Withinge genannt, welche dem Orden Treue und Ergebenheit bewahrt hatten, genossen fortwährend große Vorrechte und Begünstigungen. Ihre alten Erbgüter besaßen sie frei von allen Verpflichtungen und Leistungen; für andere Besitzthümer, die ihnen, sammt einer Anzahl darauf sitzender Familien als ihren Gutsunterthanen, vom Orden zugewiesen waren, standen sie zu diesem in dem Verhältnisse dienstpflichtiger Lehnsmannen, und mußten die Kriegsfolge leisten. Ihnen zunächst standen die Freilehnsleute, die in Rücksicht auf ihren ländlichen Besitz von der Zehntleistung und von bäuerlicher Arbeit befreit waren. Noch eine besondere Classe von Gutsbesitzern aus Preußischem Stamme bildeten die Kölmer, so genannt, weil sie ihren Besitz auf Kulmisches Recht erhielten, und zu Zehnten und Zins

verpflichtet waren. Die gesammte übrige Masse der alten Preußen bildete den Stand der Bauern und Hintersassen, zu welchen der Orden auch alle diejenigen der ehemaligen Edlen hinabdrückte, die sich ihm besonders feindlich bewiesen hatten. Sie waren die unmittelbaren Gutsunterthanen des Ordens, ihm zu verschiedenen Leistungen und Lasten verpflichtet, oder von ihm mit diesen Verpflichtungen jenen verdienten Preußen aus edlerm Stamme überwiesen. Die Deutschen Einzöglinge erhielten die ihnen überlassenen Güter unter der Bedingung, Zehnten und Zins davon zu errichten. Aus denen unter ihnen, die von adeligen Geschlechtern Deutschlands stammten, gingen die Landesritter hervor. Andere Deutsche Ansiedler bildeten einen Deutschen, im Verhältniß zu dem Preußischen sehr begünstigten, Bauernstand, und gaben dem Geiste, der Art, Sitte und Sprache ihres Vaterlandes in Preußen erst feste Grundlage und Haltung. Nur durch diese ward es möglich, in dem wüsten und verödeten Lande wieder ein frisches und regsames Leben, und mit ihm neuen Wohlstand hervorzurufen. Wie durch die Deutschen auch Städte und Bürgerthum in Preußen entstanden, ist schon erzählt.

Ein so ausgedehntes Gebiet unter der Herrschaft eines geistlichen Ritterordens, als eigentlichen Landesherrn zu sehen, ist eine in der Geschichte einzige Erscheinung. Der Hauptsitz des Ordens war damals noch in Akkon. An der Spitze der Verwaltung von Preußen stand der Landmeister, der aber in allen Angelegenheiten von irgend wichtiger Bedeutung ohne den Beirath und die Zustimmung der übrigen angesehenen Ordensbeamten nichts beschließen durfte. An Rang und Würde folgte auf ihn zunächst der Ordensmarschall, der in der Kriegführung mit ihm abwechselte. Jeder Ordensburg und dem von ihr ab-

hängigen Bezirke war ein Comthur vorgesetzt. Die bischöf-
lichen Landestheile blieben abgesondert, und standen nicht
unter dem Orden; doch gewann dieser in drei derselben ei-
nen entschiedenen Einfluß, indem er die bischöflichen Stühle
sowol als die Domcapitel mit Ordensbrüdern zu besetzen
wußte, und nur in Ermland wollte ihm dieses Bestreben
nicht gelingen.

---

36. Ludwig IX., der Heilige, und sein erster Kreuzzug.

(1226—1254.)

Der lange Zeitraum der Regierung Friedrichs II. in
Deutschland und seiner nächsten ohnmächtigen Nachfolger
war für das benachbarte Frankreich ein Zeitraum kräftiger
Entwickelung, fast nur durch einen einzigen König ausge-
füllt, der dabei ein Muster von Gerechtigkeit, Frömmigkeit
und ritterlicher Tugend war. Philipp August war 1223
gestorben, und schon drei Jahre nach ihm (1226), sein
Sohn und Nachfolger Ludwig VIII., dessen Sohn Lud-
wig IX., als er jetzt den Französischen Thron bestieg, erst
zwölf Jahre alt war. Bis zu seiner Großjährigkeit, und
auch wol noch etwas darüber hinaus, führte seine kluge
und kräftige Mutter Blanca von Castilien, unterstützt von
dem trefflichen Kanzler Guerin, die Regierung. Da wa-
ren Empörungen der Großen zu stillen, und alte Strei-
tigkeiten fortzusetzen. Die Grafen von Champagne, Bre-
tagne und Flandern wurden geschreckt; mit dem Grafen
Raimund VII. von Toulouse ward nach zwanzigjährigem
verheerenden Kriege ein Friede geschlossen, in welchem er
dem König einen ansehnlichen Theil seiner Grafschaft ab-
treten mußte. Was man ihm ließ ward so gestellt, daß

es gleichfalls an die Französische Krone kommen konnte, denn der Graf von Toulouse mußte seine Tochter und Erbin an Ludwigs IX. Bruder, den Grafen von Poitou verheirathen, mit der Bedingung, daß bei Ermangelung von Erben aus dieser Ehe die Länder an die Krone fallen sollten. Zur Beförderung der Einheit in seinen Staaten befahl Ludwig den Normannischen Baronen, welche Lehen in Frankreich und England zugleich besaßen, entweder die einen oder die anderen aufzuopfern, weil nach dem Ausspruche der Schrift Niemand zweien Herren dienen könne. Eben so verbot er die Vermählungen vornehmer Vasallentöchter mit Fremden, und verstopfte auch dadurch eine Quelle unendlicher Unruhen. Das unter seiner Regierung in Frankreich wie in anderen Ländern emporkommende Römische Recht gab Gelegenheit zu wichtigen Verbesserungen im Gerichtswesen. Das ganze Land ward in bestimmtere Gerichtssprengel getheilt, und die persönliche Gerechtigkeitsliebe dieses Königs gewann es über die Barone, daß sie unerwartet leicht jede Appellation ihrer Unterthanen an die oberste königliche Behörde zuließen. Ein wichtiger Schritt zur allmähligen Begründung der königlichen Gewalt in den Ländern der großen Vasallen.

Bei aller Frömmigkeit hielt sich doch der heilige Ludwig von dem Papst Innocenz IV. immer in einer gewissen Entfernung, als dieser nach Lyon floh. Er verbat sich sogar dessen Eintritt in Frankreich und schützte seine Unterthanen, auch die geistlichen, kräftig gegen die unerhörten Gelderpressungen der päpstlichen Legaten.

Dennoch war er es gerade, der dem lange nicht mehr beachteten Wunsch der Päpste Genüge leistete, einen Kreuzzug in das heilige Land zu thun. In einer schweren Krankheit hatte er das Gelübde dazu gethan, und keine Vor-

stellungen seiner Mutter und seiner treusten Freunde konnten ihn zurückhalten. Mehrere Herren vom Hofe, die keine Lust hatten, ihn zu begleiten, vermochte er durch einen Scherz dazu. Es war damals Sitte, daß der Hof am Weihnachtsmorgen vom Könige mit Pelzmänteln beschenkt ward. Ludwig ließ diesmal die Messe sehr früh ansagen; die Herren empfingen die Mäntel noch während der Dunkelheit, und sahen in der Kirche beim Schein der Lichter mit Verwunderung goldene Kreuze darauf gestickt. Zur Versorgung des Heeres waren in Sicilien und Cypern durch die freundschaftliche Vermittelung Friedrichs II. die besten Anstalten getroffen. Die angesehensten Vasallen schlossen sich dem Zuge an. Ludwig IX. bereitete sich dazu wie zum Tode vor, und schickte als ein guter Christ Ordensleute durch alle seine Staaten, die bei Jedermann anfragen mußten, ob etwa noch eine königliche Schuld zu tilgen, oder ein Unrecht gut zu machen sey. Man findet aber nicht, daß sich Jemand gemeldet habe.

Am 12. Junius 1248 ging er mit seinen Brüdern nach St. Denis, um aus den Händen des päpstlichen Legaten Otto die Oriflamme, den heiligen Stab, die Pilgertasche 2c. zu empfangen. Die Staatsverwaltung übertrug er seiner ohnehin herrschsüchtigen Mutter Blanca. Am 25. August schiffte sich das Kreuzheer bei Aiguesmortes ein. Ein günstiger Wind brachte die Flotte in der Mitte des Septembers nach Cypern, dessen König, Heinrich von Lusignan, seine Landsleute mit großer Pracht in seine Hauptstadt Nikosia einführte. Man mußte hier bis zum Frühjahr liegen bleiben, welche Zeit der gute und kluge Ludwig dazu anwandte, die ewigen Streitigkeiten zwischen Johannitern und Tempelherren, Genuesern und Pisanern, Griechen und Lateinern, auszugleichen. Für den bevorstehenden

Feldzug machte man den Plan, Ägypten zuvor anzugreifen, nach dessen Bezwingung Palästina's Eroberung und Behauptung leichter zu seyn schien.

Man kündigte hierauf nach Rittersitte dem Sultan von Ägypten, Nodschmeddin Eyub, mit dem Beinamen Saleh, offenen Krieg an, und brach sodann mit eintausend achthundert großen und kleinen Schiffen nach Damiette auf. Am Donnerstag nach Pfingsten (1249) warf man im Angesicht dieser Stadt die Anker aus. An der Küste lag die ganze Ägyptische Flotte ausgebreitet, bereit, sich der Landung aus allen Kräften zu widersetzen. Dennoch wurde der Angriff beschlossen, und am andern Morgen glücklich ausgeführt. Ludwig IX. sprang selber bis an die Brust ins Wasser, und seine Truppen folgten dem Beispiel. Die feindlichen Schiffe wurden durch die großen Steinmaschinen zerschmettert und versenkt, die Türken flohen und überließen die Stadt den Franzosen. Der fromme Ludwig hielt seinen feierlichen Einzug in dieselbe am ersten Sonntage nach Trinitatis, mit bloßem Haupt und Füßen, von seiner Gemahlin, seinen Brüdern, dem Könige von Cypern, dem päpstlichen Legaten, dem Patriarchen von Jerusalem und vielen anderen geistlichen und weltlichen Herren begleitet. Die große Moschee ward zu einer christlichen Kirche geweihet, und das Tedeum darin gesungen.

Mit den weiteren Eroberungen ging es langsam, theils weil die Überschwemmung des Nils eintrat, theils weil Ludwig noch frische Hülfe aus Frankreich erwartete, die ihm sein Bruder Alfons von Poitou zuführen sollte. So blieb man noch lange in Damiette, wo sich das Kreuzheer durch alle Arten von Ausschweifungen so verhaßt machte, daß der König selbst traurig darüber ward. Endlich, nachdem Alfons am 28. October mit vieler neuen

Mannschaft gelandet war, ward am 20. November nach Cairo aufgebrochen, wobei die Flotte den Nil hinauf fuhr. Aber je weiter man vordrang, desto tapferer ward der Widerstand der Türken, die besonders durch das den Kreuzfahrern unbekannte Griechische Feuer den Französischen Schiffen vielen Schaden thaten. So oft eine Ladung von diesem Feuer geschleudert ward, fiel der heilige Ludwig auf seine Knie und betete weinend mit lauter Stimme: „Beau Sire, Dieu Jésus-Christ, garde moi et toute ma gent."

Es wurden herrliche Thaten ritterlicher Tapferkeit in diesem Kriege verrichtet. Der allzu ungestüme Graf Robert von Artois, des Königs Bruder, fiel mit zweihundert und achtzig Tempelherren in den Straßen der Stadt Mansura, in die ihn seine Verwegenheit vorangetrieben hatte. Der König selbst mußte mehr als einmal um sein Leben fechten. Endlich unterlag das Kreuzheer dem fremden Himmel, den Seuchen, dem Mangel und der feindlichen Übermacht. Der Graf von Montfort ritt zum nächsten Emir, um Unterhandlungen anzuknüpfen. Schon hatte er ziemlich gute Bedingungen erhalten, als unvorsichtiger Weise ein Franzose daher gesprengt kam, und dazwischen rief: „Ihr Herren, ergebt euch, der König befiehlt es; gebt ihn nicht dem Tode Preis!" Jedermann glaubte den König in Gefahr, und der Emir sagte sogleich, man mache keine Verträge mit Überwundenen. Die Ritter wurden hierauf sämmtlich entwaffnet, der König selbst in der Stadt Meniat-Abuabdallah aufgehoben, und das ganze Französische Heer zu Gefangenen gemacht (April 1250) *).

*) Die Königin Margarethe erwartete eben in Damiette ihre Niederkunft, als die Nachricht von dem Unglück ihres Gemahls einlief. In der Angst warf sie sich einem alten Ritter zu Füßen, und

Moattam, der Nachfolger des kurz vorher gestorbenen Nodschmeddin Eyub, verlangte von dem Könige für seine und seines Heeres Befreiung die Räumung aller Plätze in Syrien, die noch in christlichen Händen seyen, allein Ludwig antwortete, daß dies nicht von ihm, sondern von dem Kaiser abhange. Hierauf forderte der Sultan die Räumung von Damiette und eine Million goldener Byzantiner. Mit ritterlichem Stolze ließ ihm der König zurücksagen, ein König von Frankreich lasse sich nicht für Geld verhandeln, er wolle für seine Person Damiette abtreten, und die geforderte Summe für seine Leute erlegen. Der Sultan ehrte diese königliche Gesinnung, und erließ freiwillig den fünften Theil der Summe. Der Vergleich lautete nun so, daß zwischen dem Sultan und den Franzosen ein zehnjähriger Waffenstillstand seyn, alle Gefangene frei gegeben, Damiette geräumt, und acht mal hunderttausend Byzantiner oder ungefähr hunderttausend Mark Silbers bezahlt werden sollten.

Aber als man über Alles einig war, brach in Ägypten eine Empörung aus, durch welche die Franzosen in neue und größere Gefahr geriethen. Die Mameluken, ausländische Söldner, aus welchen die Sultane ihr Heer, besonders ihre Leibwache, seit einiger Zeit zusammengesetzt, und die an dem Siege über die Christen großen Antheil hatten, fanden sich durch diesen ohne ihre Zustimmung gemachten Frieden beleidigt, und ermordeten den Sultan

bat ihn um ein Geschenk. Er versprach es mit einem Schwur. „Sire Chevalier, sagte sie darauf, je vous requiers sur la foy que vous m'avez donnée, que si les Sarazins prennent ceste ville, vous me couppiez la teste, avant qu'ilz me puissent prandre.“ Worauf der Ritter antwortete, er wolle es sehr gern thun, ja er habe selbst schon daran gedacht, so zu verfahren, wenn der Fall eintreten sollte. Zum Glück kam es nicht dahin.

zum nicht geringen Schrecken der Franzosen, die das gleiche Schicksal fürchteten. Endlich bestätigte der aus den Mameluken erwählte neue Sultan *) den vorher mit Ludwig geschlossenen Vertrag. Die Franzosen zogen nach Damiette zurück, wo die Hälfte der Summe abgetragen ward, für die andere blieb der Graf von Poitou als Geisel zurück. Der König schiffte mit einem kleinen Rest seines Heeres nach Akkon, von wo er bald auch die zweite Hälfte der Schuld nach Ägypten sandte, allein ohne dafür die Freude zu haben, seine Leute befreit zu sehen. Statt zwölftausend Gefangener wurden ihm nur vierhundert zurückgeschickt. Die Kranken waren alle getödtet, von den Anderen viele zu Sklaven gemacht und zur Abschwörung ihres Glaubens gezwungen worden. Auf den Mauern von Cairo prangte eine ganze Reihe aufgespießter Christenköpfe.

In Akkon sann Ludwig IX. auf die Erneuerung des Krieges, und unterhandelte deshalb mit dem Sultan von Damaskus, befestigte auch Jaffa und andere Städte, ward aber zuletzt doch durch den Tod seiner Mutter (1. Dec. 1253) bewogen, auf die Rückkehr zu denken. Diese unternahm er jedoch erst, nachdem er die Seestädte Palästina's in den besten Vertheidigungsstand gesetzt hatte, im April 1254. Auf der Fahrt von Cypern nach Frankreich, welche sechs Wochen dauerte, machte er die Verpflegung der Kranken zu seinem Geschäfte. Sein Schiff war wie eine Capelle eingerichtet. Vor einem darin aufgerichteten Altar mit einer kostbaren Monstranz und vielen Reliquien ward alle Tage Messe gelesen, und wöchentlich dreimal gepredigt. Wenn es das Wetter erlaubte, wurden mit

---

*) So endigte die Dynastie der Eyubiden in Ägypten, und die Mameluckenherrschaft begann.

den Matrosen Katechisationen angestellt, und viele Sterbende bereitete der fromme Ludwig selbst zum Tode. Am 11. Julius 1254 landete die Flotte endlich im Hafen von Marseille. Die Städte, Klöster und Bisthümer, durch welche der König kam, gaben ihm nach alter Art Geschenke, und Jeder freute sich, ihn wiederzusehen. Sechs Jahre hatte dieser unselige Kreuzzug gedauert.

---

37. Ludwigs fernere Regierung.

(1254—1270.)

Ludwig fand, wie man denken kann, allenthalben Streit und Krieg unter seinen Baronen. Diesen beizulegen schrieb er nicht nur große Reichsversammlungen aus, sondern reisete auch wie die Deutschen Kaiser selbst in die Provinzen. Er begab sich in die Picardie, nach Flandern, nach Soissons. Seine mit der strengsten Gerechtigkeitsliebe und Festigkeit sattsam verbundene Güte machte, daß man seine Urtheilssprüche als Gottesurtheile verehrte. Ein sehr angesehener Baron, Enguerrand von Couci, hatte drei junge Flandrische Edelknaben, die in seinem Jagdrevier Kaninchen geschossen hatten, aufhängen lassen. Der König rief ihn nach Paris, warf ihn in den Thurm des Louvre, und war entschlossen, das Wiedervergeltungsrecht zu üben. Seine erschrockenen Verwandten eilten persönlich herbei, und ersuchten den König, sie als Mitrichter anzunehmen. Es ward ihnen bewilligt. Unter ihnen war der junge König von Navarra, der Herzog von Burgund, der Erzbischof von Rheims, die Gräfin von Flandern, die Grafen von Bretagne, von Bar, von Soissons, von Blois, und viele andere angesehene Herren. Der König, weit entfernt, eine

solche Versammlung zu scheuen, fing die Untersuchung an, und überführte den Schuldigen beinahe. Dieser verlangte seine Unschuld durch den Zweikampf zu beweisen, aber Ludwig, der den Zweikampf abschaffen wollte, verweigerte es, und da der Graf von Bretagne das Begehren unterstützte, sagte der König mit der ihm eigenen Majestät: „So habt ihr nicht immer gedacht. Ihr solltet euch erinnern, daß ihr einmal, da eure Barone euch verklagten, mich batet, die Sache gerichtlich auszumachen, weil der Zweikampf kein rechtlicher Weg sey." Der ganzen vornehmen Versammlung blieb nichts übrig, als auf den Knieen für den Verbrecher um Gnade zu bitten. Gerührt von diesem Anblick sagte der König: „Enguerrand, wenn ich gewiß wüßte, daß mir Gott beföhle, euch sterben zu lassen, so sollte ganz Frankreich und selbst unsere Verwandtschaft euch nicht retten können." Er schenkte ihm darauf das Leben unter der Bedingung, daß er drei Capellen, und in denselben ewige Seelenmessen für die Ermordeten stiften, in allen seinen Ländern die hohe Gerichtsbarkeit und die Kaninchenjagd verlieren, jenes Gehölz der Abtei St. Nicolaus schenken, drei Jahre lang mit einer gewissen Anzahl von Rittern im gelobten Lande dienen, und endlich für seine Loslassung zwölftausend und fünfhundert Livres zu milden Stiftungen erlegen sollte. Ein Ritter, Johann von Thorotte, hatte bei dieser Gelegenheit gesagt: „nach diesem bleibt nichts übrig, als uns Alle hängen zu lassen." Diesem sagte der König, dem man diese Worte hinterbracht hatte: „Ihr sehet aus Allem, was jetzt vorgegangen ist, daß ich meine Barone nicht hängen lasse, daß ich aber auch diejenigen zu strafen weiß, die die Gesetze des Staats und der Menschheit verletzen."

Im Jahre 1259 brachte Ludwig endlich auch sein

lange zweifelhaft gewesenes Verhältniß mit England ins Reine. Philipp August hatte die Engländer, wie wir wissen, schon aus dem größten Theile ihrer Besitzungen in Frankreich gedrängt, und Ludwig VIII. diese Eroberungen sogar noch weiter ausgedehnt, ohne daß Heinrich III., der Nachfolger Johanns ohne Land, darum sein Recht aufgegeben hätte. Es kam zu einem Waffenstillstande, der immer verlängert wurde, bis Heinrich 1230 einen vergeblichen Kriegszug zur Wiedereroberung des Verlorenen machte, und 1242 einen zweiten, der nicht besser ablief. Die Engländer verloren diesmal zwei Treffen, bei Taillebourg und Saintes, und mußten sich eiligst zurückziehen. Von da an verliefen noch siebzehn Jahre, bis ein fester Friede zu Stande kam. Ludwig, der lieber einen Theil mit Sicherheit, als das Ganze mit Unsicherheit besitzen wollte, opferte etwas von dem Eroberten auf. Ein päpstlicher Legat leitete die Sache ein, der König von England besuchte den heiligen Ludwig mit seiner ganzen Familie persönlich zu Paris, und hier ward sodann der Friede völlig abgeschlossen. Heinrich entsagte für sich und seine Nachkommen auf immer der Normandie und den Grafschaften Anjou, Maine, Touraine und Poitou. Dafür zahlte ihm Ludwig die Summe von 134,000 Livres aus, und gab ihm Limousin, Perigord, Querci, Agenois und den Theil von Saintonge, der zwischen der Charente und Guyenne liegt, zurück, wofür jedoch, so wie für seine sonstigen Besitzungen in Frankreich, der jedesmalige König von England, als Herzog von Guyenne, dem Französischen die Huldigung leisten sollte. Heinrich III. unterzog sich dieser Leistung auf der Stelle, und da gerade während seiner Anwesenheit Ludwigs ältester sechzehnjähriger Prinz gleiches Namens starb, so wohnte er dem Leichenzuge desselben bei, und half den Sarg auf

dem Wege von Paris nach St. Denis eine Strecke weit tragen.

In Ludwigs IX. Regierungszeit fällt auch die Stiftung der Sorbonne, dieses berühmten theologischen Collegiums in Paris, das bis in das vorige Jahrhundert ein so hohes Ansehen behauptet hat. Die eigentliche Gründung geschah 1253, die Bestätigung erfolgte 1267. Der Name stammt von dem ersten Oberaufseher der Anstalt, Robert Sorbon. Ludwig räumte den „armen Magistern," wie sie damals hießen, einige Gebäude zur Wohnung und zum Unterricht ein, die hernach ansehnlich erweitert worden sind. Der berühmteste unter den ersten Lehrern der Sorbonne war der gelehrte Theologe Wilhelm von St. Amour. Im Jahr 1290 besaß das Collegium schon eine Bibliothek von tausend Bänden (Handschriften).

Die Verhältnisse der Kirche in seinem Lande ordnete Ludwig 1269 durch ein Reichsgesetz unter dem Namen der pragmatischen Sanction. Allen Kirchen wird darin die freie Wahl ihrer Prälaten zugesichert; das verderbliche Laster der Simonie sollte durchaus nicht mehr geduldet werden. Der letzte Artikel lautet folgendergestalt: „Sechstens verbieten wir hiemit ausdrücklich die unerträglichen Eintreibungen der von dem Römischen Hof verordneten Geldauflagen der Kirchen unsers Reichs, wodurch besagtes unser Reich elendiglich verarmet ist, wofern solches nicht aus rechtmäßigen und billigen Ursachen, und bei unumgänglichen Nothfällen, auch mit unserer und der Kirchen unsers Reichs freien und ausdrücklichen Bewilligung geschiehet."

---

38. Ludwigs zweiter Kreuzzug und Tod.

(1270.)

Bei aller Frömmigkeit that sich König Ludwig doch in diesem Puncte noch immer nicht genug. Er wollte die Regierung freiwillig niederlegen und ins Kloster gehen. Nur die Vorstellungen seiner Gemahlin, daß er nirgends mehr Gutes stiften könne als auf dem Throne, hielten ihn zurück. Aber noch einen Kreuzzug zur Unterstützung der Christen in Palästina vorzunehmen, von dem Entschlusse war er nicht abzubringen, so übel auch die erste Unternehmung dieser Art abgelaufen war. Mit Bestürzung vernahmen seine Unterthanen die Aufforderung dazu. Es wurden Kopfsteuern gesammelt, die Geistlichen mußten einen Zehnten hergeben, die Genueser übernahmen gegen gute Bezahlung die Fortschaffung und Besorgung des Heeres. Ludwig machte zuvor sein Testament, setzte einige bewährte Männer zu Reichsverwesern ein, nahm abermals zu St. Denis die Oriflamme, und schiffte sich am 1. Julius 1270 mit sechzigtausend Mann zu Aiguesmortes ein. Man konnte sich nichts Gutes von dem Unternehmen versprechen; Ludwigs Gesundheit hatte so gelitten, daß er nicht mehr ohne Hülfe aufs Pferd steigen, noch die volle Rüstung tragen konnte. Noch bestürzter ward das Heer, als man vernahm, daß der Zug zunächst nach Tunis gehen sollte. Diesen Plan hatte des Königs Bruder, Karl von Anjou, König von Sicilien und Konradins Mörder, angegeben, dem der König von Tunis Tribut schuldig war; auch hatte dieser Mohammedaner dem frommen Ludwig früher die täuschende Hoffnung gemacht, ein Christ zu werden, wenn er es ohne Gefahr thun könne. Die Flotte landete in dieser Gegend, eroberte das Schloß und die

Stadt Karthago, und nahm sodann die Belagerung von Tunis vor. Aber der sehnlich erwartete König von Sicilien blieb aus; die Hitze erzeugte viele Krankheiten, die Feinde, die ihren brennenden Africanischen Sand aus Wurfmaschinen auf die Christen schossen, mehrten sich mit jedem Tage; mehrere Französische Herren, unter ihnen des Königs zweiter Prinz und eine große Anzahl anderer Krieger, starben in den ersten Tagen, und endlich erkrankte der König selbst so heftig, daß er sein Ende nahe fühlte. Man hat noch einen Aufsatz von ihm, welcher religiös-sittliche Vorschriften für seinen Sohn und Nachfolger Philipp enthält, und den er noch in diesen letzten Tagen eigenhändig geschrieben haben soll *). Er starb in seinem sechs und funfzigsten Jahre, auf einem mit Asche bestreuten Bette, die Hände kreuzweise auf die Brust gelegt, und die Augen gen Himmel gerichtet. Seine letzten Worte waren die Davidischen: „Herr, ich will in dein Haus gehen; in deinem heiligen Tempel will ich anbeten, und deinen Namen verherrlichen."

Von den häuslichen Tugenden dieses seltenen Königs erzählen die gleichzeitigen Schriftsteller rührende Züge. Er hatte eine Anzahl erlesener Freunde, die ganz offen mit ihm sprechen durften, und mit denen er gern scherzte. Er besaß die innigste Liebe seines Volks. Ein alter Ritter Joinville, Seneschall von Champagne, eben einer jener vertrauteren Freunde, der in einer höchst treuherzigen Sprache anziehende Denkwürdigkeiten aus seinem Leben niedergeschrieben hat, nennt ihn nicht anders als **nostre bon roy Sainct Loys**. Seine Standhaftigkeit in der Ausübung

---

*) Aus den Worten: „Deinem Vater und deiner Mutter erweise Ehrfurcht, und hüte dich, sie durch Ungehorsam zu erzürnen," möchte man doch schließen, daß dies früher geschehen sey.

der kindlichen Pflichten, die ihm die unerträgliche Tyrannei seiner Mutter Blanca so sehr erschwerte, war außerordentlich. Diese durch lange Herrschaft verwöhnte Frau konnte sich so schwer entschließen, ihre Ansprüche an ihn aufzugeben, daß sie selbst seine Gemahlin Margarethe überall mit der wüthendsten Eifersucht von ihm zu trennen suchte. Keine Reise konnte er mit der Letztern thun, auf der sie sich nicht zwischen beide drängte. Selbst wenn er sie im Schlosse auf ein Stündchen besuchen wollte, mußte er wol erst die Hunde peitschen lassen, damit die Mutter vor dem Geheul seine Tritte nicht hörte. Einst, als die junge Königin krank lag, und die Mutter ihn hinter deren Bett versteckt fand, zog sie ihn hervor, und führte ihn mit dem Bedeuten, daß er hier nichts zu thun habe, zur Thür hinaus. „Mein Gott, rief die Kranke, wollt ihr mich denn meinen Herrn und Gemahl weder im Leben noch im Tode sehen lassen?" und fiel in Ohnmacht. Hierauf kehrte der bekümmerte Gatte zurück, jedoch ohne seiner Mutter auch nur durch einen Blick ihr unanständiges Betragen fühlbar zu machen. Man erzählt sogar, daß Blanca ihm schon als Säugling, als während eines ihr zugestoßenen Fieberanfalls eine mitleidige Hofdame ihn gestillt, den Finger in den Schlund gebohrt hatte, daß er die fremde Milch wieder von sich geben müssen; aus welchem wahrscheinlich abergläubischen Eigensinn man nachher eine mütterliche Tugend gemacht hat.

Bei einem Streite zweier Edelleute, von denen einer dem andern vorwarf, daß er sich über seinen Stand kleide, fällte Ludwig IX. folgendes sehr gesunde Urtheil: „Ein Mann muß immer wohl angezogen seyn, sollte es auch nur seiner Frau zu Gefallen geschehen, und er muß sich in seiner Kleidung immer so halten, daß verständige Leute

nicht sagen, er thue der Sache zu viel, und junge Leute, er thue ihr zu wenig."

Täglich ließ er hundert und zwanzig Arme aus seiner Küche speisen, bediente sie zuweilen selber bei Tische, und entließ sie außerdem noch mit Geschenken. Seine schöne Schwester, die heilige Isabelle, trieb die Frömmigkeit noch weiter. Sie schlug alle Vermählungsanträge aus, um nur mit Gott zu leben. Der Gedanke an den Gekreuzigten und besonders seine Worte: „Kommet zu mir, alle die ihr mühselig und beladen seyd, ich will euch erquicken. Nehmet auf euch mein Joch und lernet von mir, denn ich bin sanftmüthig und von Herzen demüthig u. s. w." — diese schönen Worte rührten die Prinzessin, so oft sie ihrer gedachte, zu den heißesten Thränen. Oft stand sie früh mit rothgeweinten Augen auf, aß dann wenig, und ging an ihr tägliches Geschäft, Arme zu speisen, zu kleiden und nach des Heilands Beispiel zu erquicken. Ihr ganzes Vermögen war zu diesem Zwecke bestimmt. Immer noch nicht zufrieden mit sich selbst, legte sie sich oft die härtesten körperlichen Büßungen auf, und wenn sie sich zu fasten vorgenommen hatte, mußten ihre Mutter und ihr Bruder oft die seltsamsten Kunstgriffe anwenden, um ihr nur so viel Nahrung einzuzwingen, daß sie nicht verhungerte.

---

39. Ende der Kreuzzüge.

Der verunglückte Zug Ludwigs IX. nach Tunis war der letzte Versuch Abendländischer Christen, ihren Brüdern in Palästina zu Hülfe zu kommen. Undankbarer konnte auch wol keine Bemühung als diese seyn. Jener seltsame Staat

von Tempelherren und Johanniterrittern, Kaufleuten und Soldaten, Priestern und Bettlern, deren verschiedenartiges Bestreben durch die Mannichfaltigkeit der Völker, die sich hier beisammen fanden, noch mehr zersplittert ward, trug nothwendig eben dadurch den Keim seiner Zerstörung in sich. Die Eifersucht rieb sie unter einander selbst auf, und ihr fanatischer Eifer gegen die Mohammedaner vollendete das Werk. Sie konnten sich endlich gegen die Letzteren nicht länger halten, und im Mai 1291 fiel Akkon, ihr wichtigster Ort, wo durch den starken Handel die Bevölkerung sehr zahlreich war, aber die Reichthümer auch große Sittenverderbniß erzeugt hatten. Was bei der Eroberung nicht umkam, ward in die Sklaverei verkauft. Die Franken verließen nun aus Furcht ihre letzten Plätze, Tyrus, Sidon und Berytus freiwillig, und das Land verfiel wieder in den alten Zustand, in welchem es vorher unter der Herrschaft der Mohammedaner gewesen war.

Man pflegt bei dieser Gelegenheit viel von den Folgen der Kreuzzüge zu sprechen, auch wol die ganze Erscheinung als das landverderbliche, sinnlose Erzeugniß eines unklugen Aberglaubens zu verschreien. Aber nur ein allen großen romantischen und religiösen Gefühlen verschlossenes Gemüth kann die erste Idee, welche die Kreuzzüge ins Leben rief, ohne Rührung und Bewunderung betrachten. Alle Kreuzfahrer nun, die von dieser Idee ergriffen die beschwerliche Reise antraten, haben in der That ihr Leben dadurch geadelt, denn nur in dem Maße verdient ein Mensch Achtung, als die Ideen edel sind, für die er lebt und stirbt. Die Schlechten aber, die nur aus Raub- und Plünderungssucht Theil nahmen, würden auch im Vaterlande nichts Nützlicheres vollbracht haben, und wer von diesen den Beschwerden oder den Feinden erlag, darf kein

großes Bedauern erwecken. In der ganzen Masse aber that ein jeder seine Wirkung, zur Emporschwingung nämlich des Zeitgeistes und zur Richtung der Gedanken von dem geringfügigen Einzelnen auf das erhabene Allgemeine. Hier wurden einmal wieder die Völker körperlich und geistig durch einander gemischt; Morgen- und Abendländischer Geist tauschte sich gegen einander aus; der durch die häusliche Einförmigkeit verengte Sinn lernte wieder Welttheile umfassen, und der vielgewanderte Ritter kehrte stolzer und veredelter zurück. Die Seestädte Italiens, besonders Venedig, Genua und Pisa, fingen an das Mittelländische Meer zu beherrschen, und bildeten innerhalb ihrer Mauern republicanische Verfassungen aus, den alten Griechischen vergleichbar und reich an den anziehendsten Erscheinungen.

Der Missions- wie der Handelseifer folgte den Kriegerscharen auf dem Fuße. Der Dominicaner Ascelin ward 1254 vom Papst Innocenz IV. an die Mongolischen Chane geschickt, und nahm seinen Weg durch Persien. Zu denselben reisete schon früher der Franziscaner Johann de Plano Carpini. 1253 ging der Franziscaner Wilhelm Rubruquis als Abgeordneter Ludwigs des Heiligen in die Mongolei. Besonders zeichnete sich aber unter diesen kühnen Wanderern Marco Polo, ein Venetianer, aus, der uns eine sehr merkwürdige Reisebeschreibung hinterlassen hat. Fünf und zwanzig Jahre (1270—1295) reisete er in Asien umher, und war der erste Europäer, der bis nach Indien jenseits des Ganges und bis nach China vordrang.

Bei allem Verfall des Griechischen Kaiserthums konnten die Kreuzfahrer doch noch viel Neues von den Griechen lernen. Sie brachten von Constantinopel eine verbesserte Kriegskunst, feinere Sitte und manchen Artikel des Luxus mit. König Roger II. von Sicilien nahm 1130

zuerst Seidenarbeiter aus Athen, Korinth und Theben mit sich nach Palermo, das dadurch die Mutterstadt aller Abendländischen Seidenmanufacturen geworden ist. Von da kam der Seidenhandel in die Lombardei, und von hier wieder über Südfrankreich nach Paris, wo die Lombardischen Kaufleute eine eigene Straße (rue des Lombards) erhielten. Purpur, Teppiche und Hermelin (aus Armenien) wurden gleichfalls erst seit den Kreuzzügen gebräuchlich. Trommel und Horn, und die Sitte, das Pferd zu bepanzern, sind von den Saracenen entlehnt, sogar Kriegsbenennungen, z. B. Admiral (von Emir oder Amir) nahm man von ihnen an. Das Schachspiel, eine Indische Erfindung, kam durch die Kreuzfahrer zuerst nach Europa. Dämme und Schleusen lernte man in Ägypten kennen. Die Abendländische Gartenkunst verdankt jenen Zügen manche feinere Obstart, und unter den Gemüsepflanzen den Wirsigkohl und die Chalottenzwiebeln.

---

40. England unter Heinrich III.

(1216—1272.)

Beim Tode des Königs Johann, wo wir die Englische Geschichte oben abgebrochen haben, war sein Sohn Heinrich III. erst zehn Jahre alt, aber der Graf von Pembroke unterzog sich der Regierung, und leistete dem jungen Fürsten dadurch den ersten großen Dienst, daß er den Adel dazu brachte, ihn als König zu erkennen, und daß der Französische Prinz Ludwig, den die mißvergnügten Barone herbeigerufen hatten (oben S. 102.), nachdem er bei Lincoln ein Treffen verloren hatte und seine Flotte geschlagen worden war, zur Verzichtleistung auf die Englische Krone

gezwungen ward. Aber leider starb Pembroke, noch ehe der König mündig geworden war, und es trat Keiner an seine Stelle, der Ansehen und Macht genug gehabt hätte, die Ruhe und Gesetzlichkeit im Innern, die er herbeigeführt, zu erhalten. Noch übler war, daß, als Heinrich III. im Jahre 1222 durch eine Bulle des Papstes für mündig erklärt ward, sich nur allzubald zeigte, wie er selbst völlig unfähig sey, so schwierigen Verhältnissen zu genügen. Während die Lage, in welcher er sich befand, Kraft, Ernst und Beharrlichkeit erforderte, war er nur gutmüthig und weich, aber ohne Thätigkeit und Selbständigkeit. Zwei Räthe waren es, welche sein Vertrauen am meisten besaßen, der Oberrichter Hubert de Burgh, und Peter des Roches aus Poitou, Bischof von Winchester. Nach einiger Zeit aber ward Hubert, durch die wahre oder falsche Anklage, daß er sich auf Kosten des königlichen Schatzes bereichert habe, gestürzt (1232) und nun stand der Bischof von Winchester in der Gunst des Königs ohne Nebenbuhler da, und mit dem unumschränktesten Einflusse. Er bediente sich dessen eben so übermüthig als unverantwortlich, indem er alle Engländer verdrängte, und die einträglichsten Stellen mit Poitouern und Bretagnern besetzte, die er zu ganzen Scharen ins Land zog. Diese Franzosen sprachen am Hofe in einem Tone, den ihr Volk anzunehmen pflegt, sobald es der ihm sonst eigenen Höflichkeit nicht mehr zu bedürfen glaubt. Sie schalteten mit den Gütern und Freiheiten der Engländer nach Belieben, und wenn man sie an die vom König beschwornen Gesetze erinnerte, so fragten sie wol höhnisch, was die Englischen Gesetze sie angingen, sie bekümmerten sich nicht darum. Der König mußte darüber von den Baronen die bittersten Reden hören, man drohte ihm sogar, wenn er die Fremden

nicht von sich thäte, ihn mit sammt seinen Franzosen aus dem Lande zu jagen. Doch gab Heinrich erst nach, als der Erzbischof von Canterbury ihm mit dem Banne drohte. Die Ausländer wurden entlassen, und Minister ernannt, welche das Zutrauen der Nation besaßen. Aber nur auf kurze Zeit. Denn als der König sich zwei Jahre nachher mit Eleonoren, der Tochter des Grafen Raimund Berengar IV. von Provence vermählte, traten die Oheime der Königin und andere Provençalen an die Stelle der früheren Günstlinge, und erregten die kaum beschwichtigte Unzufriedenheit von neuem.

Ein nicht geringeres Übel für das Land waren die Erpressungen des Römischen Stuhles. Haufenweise schickte der Papst Italiener nach England, um die dortigen Pfründen mit ihnen zu besetzen, und durch die dafür geleistete Bezahlung seine Schatzkammer zu bereichern. Es konnte auch Jemand mehr Pfründen als eine besitzen, nur versteht sich, daß er dafür der päpstlichen Kammer eine ansehnlichere Abgabe zahlen mußte. Auf gleiche Weise erkaufte man sich auch die Erlaubniß, die Geschäfte irgend einem armen, schlecht besoldeten Vicar zu überlassen, und die Einkünfte an den Höfen der Könige oder gar in Rom im Glanz eines Fürsten zu verprassen. Der königliche Hofprediger Mansel in London soll siebenhundert Pfründen zu gleicher Zeit besessen haben. Innocenz IV. trieb die Einkünfte aller unbesetzten Kirchenbedienungen ein, den Zwanzigsten von allen Pfarrstellen ohne Ausnahme, den dritten Theil von allen, die jährlich mehr als hundert Mark eintrugen, und die Hälfte von den Einkünften Derer, die sich nicht an dem Orte ihrer Pfründen befanden. Er eignete sich die Güter aller ohne Testament verstorbenen Geistlichen zu, er forderte alles durch Wucher erworbene Geld,

nahm nach Belieben Abgaben von dem Volke, und wenn der König einmal eine Vorstellung dagegen machte, so drohte er ihm mit denselben Strafen, die er über den Kaiser Friedrich hatte ergehen lassen. Ein Besuch eines päpstlichen Legaten war immer wie eine Landplage zu betrachten. Von einem derselben, der 1240 unter allerlei Vorwänden durch List und Drohungen von den Prälaten und Klöstern ungeheure Summen erpreßt hatte, sagte man, er habe mehr Geld aus dem Königreiche gezogen, als darin gelassen. Nicht lange vor diesem hatte ein anderer den Geistlichen ihre Einkünfte abgefordert, ehe sie dieselben noch selbst eingezogen hatten; weil aber der Papst das Geld sehr nöthig brauchte, so sandte er gleich Italienische Wucherer mit, die den Pfarrern das Fehlende zu ungeheuren Zinsen vorstrecken mußten. Vier Jahre nach jenem ersten kam schon wieder ein anderer Legat mit einer Menge Bannbullen, die er sogleich mit dem Namen derjenigen Priester ausfüllen durfte, welche die neuen Abgaben nicht bezahlen würden.

Zu diesem vielfachen Druck, unter welchem das Englische Volk während Heinrichs III. Regierung seufzte, kamen auch, was mehr als Armuth und Beleidigungen niederschlägt, Kränkungen der Volksehre. Wie Heinrich, bei einem Angriffe auf Frankreich, besiegt aus diesem Lande fliehen mußte, ist schon oben erzählt. Ehe noch Karl von Anjou sich auf die Eroberung Neapels einließ, bot Innocenz IV. dasselbe Heinrich III. für seinen Sohn Edmund an. Heinrich war unvorsichtig genug, sich ohne Befragung seines Parlaments auf diesen mißlichen Handel einzulassen, und dem Papste mit vollem Vertrauen alle zur Gewinnung der Neapolitaner erforderlichen Maßregeln anheim zu stellen. Innocenz und sein Nachfolger Alexander IV.

fingen alsbald auf seine Kosten mit Manfred den Krieg an, und berechneten ihm nach kurzer Zeit eine ungeheure Schuldenlast, zu deren Bezahlung abermals das Land mit unerschwinglichen Abgaben beschwert werden mußte, und die doch, wie wir wissen, ganz unnütz verschwendet waren. Eben so schlecht berechnet war auch die Unternehmung seines Bruders Richard von Cornwall, von der wir in der Deutschen Geschichte gehört haben. Dieser reichste Vasall von England erschöpfte sich so sehr, daß er genöthigt war, zuletzt sogar alle seine Holzungen in der Grafschaft Cornwall fällen zu lassen, um nur die Habsucht der geistlichen Fürsten in Deutschland befriedigen zu können, und das Alles für eine Krone, die ihm nichts als einen leeren Titel gewährte, um deswillen er in England nicht mehr geehrt ward als zuvor.

Die Barone trugen eine solche Regierung mit dem größten Unwillen und scheuten sich nicht, dem Könige, als er Geldforderungen machte, in der Parlamentsversammlung die herbsten Wahrheiten zu sagen. Sie beklagten sich sogar, daß selbst die Lebensmittel, die in seiner Haushaltung gebraucht wurden, die Kleider, welche er und seine Bedienten trügen, vor allem aber der Wein, den diese tränken, den Kaufleuten mit Gewalt und ohne alle Bezahlung weggenommen seyen, und daß aller Handel aufhöre, aus Furcht vor den Räubern, die sich für königliche Diener ausgäben. Der schwache König beantwortete diese Klagen mit schönen Worten und Versprechungen, die nicht gehalten wurden, und als er fünf Jahre nachher (1253) aus Geldmangel abermals seine Zuflucht zu den Baronen nehmen mußte, verlangten diese eine neue Bestätigung des großen Freiheitsbriefes auf eine feierliche und zuverlässigere Art. Die sämmtliche hohe Geistlichkeit schloß demnach einen

Kreis um ihn. Der Freiheitsbrief ward bei Fackelschein vorgelesen, und der Bann auf Jeden gewälzt, der ihn brechen würde; hierauf warfen sie alle ihre Fackeln auf den Boden und riefen: „So möge die Seele dessen, der dieses Urtheil auf sich ladet, in der Hölle stinken und umkommen!" Der König setzte hinzu: „Mit Gottes Hülfe will ich alles dieses unverletzt halten, so wahr als ich ein Mensch, ein Christ, ein Ritter und ein König bin." Allein dieser Vorsatz war eben so schnell vergessen als gefaßt.

So in ihren Erwartungen getäuscht, hielten drei Jahre nachher (1258) einige der angesehensten Barone eine Zusammenkunft, und faßten den Entschluß, den König zur Haltung seiner Zusagen zu zwingen. Es geschah dieses auf Antrieb und unter der Leitung Simons von Montfort, Grafen von Leicester. Dieser talentvolle, kühne und ehrgeizige Mann, ein jüngerer Sohn des uns schon aus den Albigenserkriegen (oben S. 75.) bekannten Grafen Simon von Montfort, hatte sich nach England gewandt, und dort mit ansehnlichen Gütern seiner Familie den Titel eines Grafen von Leicester erhalten. Als Heinrich jetzt wieder ein Parlament berief, erschienen die Barone bewaffnet, und verlangten von ihm die Abstellung aller Beschwerden. Er versprach ihnen ein neues Parlament nach Oxford zusammenzurufen, und diese am 11. Junius 1258 zusammengetretene Versammlung führt in der Englischen Geschichte den Namen des tollen Parlaments. Es wurden vier und zwanzig Barone gewählt, und ihnen die Verbesserung der Verfassung aufgetragen. Diese zwangen den König, seine vier Brüder auf kurze Zeit zu verbannen, setzten alle königliche Beamte ab, wählten andere aus ihrer Partei, und verordneten, daß das Parlament jährlich dreimal gehalten werden, in der Zwischenzeit aber ein

Ausschuß von zwölf Baronen die ganze Gewalt des Parlaments haben, und zugleich den König beobachten solle. So war die Monarchie umgeworfen, und die völlige Aristokratie eingeführt. Der König hatte Alles unterschreiben und beschwören müssen.

Aber eine aus so vielen Köpfen zusammengesetzte Regierung blieb nicht lange einig. Die Barone zerfielen unter einander selbst, und die Unruhen wurden noch größer. Das Volk murrte laut, und fiel dem Könige wieder zu. Dieser ließ sich 1261 von dem Papste seines Eides entbinden, und erklärte, daß er die Regierung wieder übernommen habe. Nun war der bürgerliche Krieg da. Das Volk in London stand in Masse auf, schlug sich zu den Baronen, und beging große Ausschweifungen. Viele Juden wurden todtgeschlagen, und nebenher auch christlicher Kaufleute Häuser geplündert. Endlich kamen beide Parteien, deren Kräfte sich ziemlich das Gleichgewicht hielten, überein, ihren Streit dem schiedsrichterlichen Ausspruche des wegen seiner Gerechtigkeit allgemein verehrten Königs Ludwig IX. von Frankreich zu überlassen. Der fromme König berief hierauf seine Großen nach Amiens (1264); hier, in Gegenwart des Königs von England und eines Sohnes des Grafen von Leicester, untersuchte er die Sache, und entschied, die königliche Würde solle wieder hergestellt, und der Oxfordsche Vergleich aufgehoben, aber auch die Freiheit des Volks aufrecht erhalten und allen Aufrührern verziehen werden. Mit diesem Ausspruch war aber der Graf von Leicester nicht zufrieden; er verwarf ihn, und griff wieder zu den Waffen. Endlich kam es zu einer Hauptschlacht bei Lewes in Sussex (14. Mai 1264), in der Leicesters Kriegskunst den Ausschlag gab. Das königliche Heer ward geschlagen, und Heinrich selbst nebst seinem

Bruder, dem Römischen König Richard, gefangen. Am folgenden Morgen ward ein Vergleich geschlossen, kraft dessen die beiden Könige und alle anderen Gefangenen losgelassen, der Kronprinz Eduard dagegen als Geisel in Leicesters Hände gegeben, und der ganze Streit durch Schiedsrichter beendigt werden sollte. Prinz Eduard ließ sich demnach ruhig in das Schloß zu Devonshire bringen, aber sein Vater und Oheim wurden darum nicht freigegeben. Vielmehr führte sie Leicester überall mit sich herum, und brauchte den königlichen Namen zu allen seinen Verordnungen. Die königlichen Truppen wurden zwar losgelassen, aber entwaffnet. Alle königlichen Schlösser wurden mit Geschöpfen des Siegers besetzt, und überall neue Obrigkeiten mit willkührlicher Gewalt angeordnet. Um sich in den Besitz großer Mittel zu setzen, zog er die Güter von achtzehn Baronen ein, ließ sich ungeheure Lösegelder und Abgaben bezahlen, und gab sogar den Englischen Seeräubern gegen ein Drittel von der Beute die Erlaubniß, alle fremden Schiffe wegzunehmen, was eine Zeitlang den Handel völlig aufhob. Am 20. Januar 1265 versammelte er ein neues Parlament zu London, und berief dazu, außer den Baronen und Geistlichen seiner Partei, zuerst zwei Ritter aus jeder Grafschaft, und aus jedem Burgflecken einen Abgeordneten. Dies ist die erste unbezweifelte Berufung von Stellvertretern der Gemeinen zum Parlamente, wenigstens der Städte, denn von den Rittern der Grafschaften kommen auch früher schon einige Spuren vor. Die Theilnahme der Gemeinen an den Parlamenten wurde in der Folge das wesentlichste Werkzeug der Englischen Freiheit. Diesmal mußte sie dazu dienen, Leicesters gewaltsame Maßregeln zu bestätigen.

Der tapfere Prinz Eduard gab diesen verworrenen

Angelegenheiten endlich eine glückliche Wendung. Er entsprang durch List aus seiner Haft, warb ein Heer, errang am 4. August 1265 in der Schlacht bei Evesham, in welcher Leicester selbst blieb, einen vollständigen Sieg, und vertilgte nach einiger Zeit die letzten Reste der Empörung. Die Sieger verfuhren mit großer Schonung und Milde. Kein Blut floß auf dem Schafot; die Söhne Leicesters wurden bloß verbannt, die Geldstrafen waren mäßig, das so ungehorsame London erhielt alle seine Freiheiten wieder. Um des trefflichen Sohnes willen vergaßen die Engländer alle Schwächen des Vaters, und unterwarfen sich ihm mit neuen Hoffnungen. Der Prinz Eduard aber, nachdem er sein Vaterland beruhigt, zog voll ritterlicher Schwärmerei den Französischen Kreuzfahrern 1270 nach Tunis nach, und da er den heiligen Ludwig nicht mehr am Leben fand, so ging er allein weiter nach Palästina, wo er den Ritterorden eine Zeitlang so tapfern Beistand gegen die Saracenen leistete, daß diese den jungen Fürsten durch einen Meuchelmörder aus dem Wege räumen lassen wollten. Sein Vater hielt indessen mit schwacher Hand die Zügel der wiedergewonnenen Herrschaft, und starb noch vor der Rückkehr seines Sohnes am 16. November 1272 im sechs und sechzigsten Jahre seines Alters.

Von dem bürgerlichen Elende und der allgemeinen Unsicherheit in diesem Zeitraume mag nur folgender Vorfall zeigen. Im Jahre 1249 kamen zwei Brabantische Kaufleute zum Könige und klagten ihm, daß einige Herren von seinem Gefolge ihnen alle ihre Güter geraubt hätten, daß dergleichen Räubereien alle Tage vorfielen, und daß man dagegen keine Gerechtigkeit erlangen könne, weil auch die meisten Richter mit den Räubern im Bunde ständen. Sie baten daher, ihnen den Zweikampf zu erlauben. Der

König verwies sie an ein Geschwornengericht. Dies sprach die Räuber wirklich frei. Hierauf ließ der König die Geschwornen gefangen nehmen und die Sache von anderen Geschwornen untersuchen. Diese fällten, die Strafe fürchtend, ein gerechtes Urtheil. Die Verbrecher entschuldigten sich mit der Noth, weil sie vom Könige keinen Unterhalt bekämen. Es war zu jener Zeit nichts seltnes, daß ganze Dörfer von solchen Räubern ausgeplündert wurden. — Wenn der König Geld brauchte, preßte er gewöhnlich die Juden aus. Oft mußte einer allein auf viertausend Mark geben, und wenn sie nicht geben wollten, wurden sie durch Martern gezwungen. Das so hart gedrückte Volk suchte seine Entschädigung in hohen Zinsen, die es oft bis auf funfzig vom Hundert getrieben haben soll.

---

41. Das Papstthum seit Gregor VII.

Ehe wir nun auf den Zustand der übrigen, mehr abgesonderten, und in die Verhältnisse der bisher geschilderten Hauptstaaten noch nicht wesentlich eingreifenden Völker Europa's während dieser Periode einen Blick werfen, wird es nöthig seyn, vorher noch einige allgemeine Verhältnisse, Kirche, Ritterthum u. s. w. zu berühren.

Im Laufe des dreizehnten Jahrhunderts bereiteten sich auch in der Hierarchie große und folgenreiche Veränderungen vor. Der Einfluß, welchen Innocenz III. auf die Staaten übte, wie keiner seiner Vorgänger, mußte der weltlichen Macht freilich höchst drückend seyn, doch herrschte in allen Schritten dieses Papstes eine Besonnenheit, die wol die Unterordnung des Gegners für die Zwecke der Kirche,

keineswegeges aber gewaltsame Vernichtung desselben wollte. Diese großartige Staatskunst aber verschwand bald nach ihm, und nachdem auch der milde Honorius, der den Frieden mit dem Kaiser aufrichtig wünschte, vom Schauplatze abgetreten war, kamen Päpste, bei welchen der Grundsatz, sich der Übermacht der Hohenstaufen entgegenzusetzen, zu einer todten Maxime erstarrte. Mit verblendetem Haß wüthete Innocenz IV. gegen Friedrich II. und sein Geschlecht, und glaubte Alles erreicht zu haben, als er diesen Gegner gestürzt hatte. Aber er bedachte nicht, daß kleinere Mächte, weil sie rücksichtsloser und bestimmter handeln konnten, als der von Allen beobachtete und beneidete Kaiser, der Papstmacht noch weit gefährlicher werden konnten. Die Kräfte der ganzen Christenheit bot er auf, um sie in seinem Kampfe gegen den Kaiser zu vergeuden, und vergaß, daß der noch unerhörte Druck, den er durch halb Europa übte, die ohnehin schon große Unzufriedenheit mit der Priesterherrschaft steigern, und besonnenen Gegnern der Papstmacht die wirksamsten Waffen bereiten mußte. Man darf daher wol behaupten, daß Innocenzens unverständige Willkühr die Säulen der Hierarchie zuerst bedenklich erschüttert und ihren Gegnern Grund zu den gerechtesten Klagen gegeben hat.

Indeß vollendeten Roms Bischöfe während dieses Zeitraums ihre absolute Gewalt innerhalb der Kirche. Nachdem sie die Höhe erreicht hatten, auf welche sie der falsche Isidor heben wollte, gingen sie, von den Zeiten Gregors VII. an, weit über dieses Ziel hinaus. Nach jenem System sollte der Papst die oberste Gewalt in der Kirche haben: jetzt strebten sie danach, nicht nur die obersten, sondern auch die einzigen Regenten in der Kirche zu seyn, nicht nur den Vorrang vor allen und die Aufsicht über alle Bischöfe

zu haben, sondern allein die Bischöfe der allgemeinen Kirche zu seyn, als deren Stellvertreter die übrigen Erzbischöfe und Bischöfe nur aus Gnaden gelten sollten *). Da in den Vorstellungen der Zeit alle Gewalt auf Erden als eine verliehene betrachtet wurde, die jeder Berechtigte nur im Namen und im Auftrage eines Höhern übte und verwaltete, und Alles auf eine höchste Spitze, einen Mittelpunct, eine Quelle zurückgeführt wurde, von der aus sich die Ströme nach allen Richtungen ergossen; so fand auch das Papstthum an diesem Princip des Lehnssystems eine sichere Grundlage. Jede Macht in der Kirche wurde als eine im Auftrage des unmittelbar von Gott dazu Berechtigten, des Papstes, geübte gedacht. Darauf gründeten die Päpste alle ihre Ansprüche und Forderungen, welche sie noch viel weiter trieben, als es die weltlichen Herren gegen ihre Vasallen thaten. Denn hier fand ein wechselseitiges Verhältniß von Rechten und Pflichten Statt, von welchem die Päpste nichts hören wollten.

Von Gregor VII. wurde zuerst den Bischöfen eine Eidesformel vorgelegt, die sie bei ihrer Einsetzung schwören mußten, und deren aus dem damaligen Lehnseide der Vasallen genommene Ausdrücke die Bischöfe zu förmlichen Lehnsmannen des Römischen Stuhls machten. Anfangs wurde dieser Eid zwar nur von den der Römischen Kirche unmittelbar unterworfenen Bischöfen und von den Metropoliten, welche ihr Pallium in Rom holten, gefordert; nach und nach aber rissen die Päpste das Bestätigungsrecht aller Bischöfe an sich, und ließen sonach diesen Eid von allen schwören. Daß aber in Demjenigen, der allein das Recht habe, sämmtliche Bischöfe zu bestätigen, auch die

---

*) Planck Gesch. der christlichen Gesellschafts-Verfassung, Bd. IV. Abschn. 2, 3. Cap. 3 u. fg.

Quelle aller kirchlichen Macht sey, war eine sehr natürliche Schlußfolge.

Aber diese in Anspruch genommene allgemeine bischöfliche Gewalt würde doch in der Ausübung sehr beschränkt gewesen seyn, wenn die Päpste nicht dafür gesorgt hätten, sie in allen Ländern durch ausgesandte Stellvertreter thätig in Anspruch zu nehmen. Dieses waren die Legaten, von denen in unserer bisherigen Geschichtserzählung schon häufig die Rede gewesen ist. Ihr Gebrauch war sehr alt, aber erst seit Gregors VII. Zeiten wurde ihr Wirkungskreis bedeutend. Oft wirkten sie heilsam für Frieden und Kirchenzucht, überschritten aber bald alle Grenzen der Billigkeit so sehr, daß der Nutzen, den sie stifteten, gegen ihre ungebührlichen Anmaßungen völlig in den Schatten trat. Sie beriefen Concilien, und geboten den Metropoliten und Bischöfen bei Strafe der Absetzung darauf zu erscheinen, führten auf diesen Versammlungen den Vorsitz, und zogen Streitsachen, die vor die Bischöfe gehört hätten, vor ihren Richterstuhl. Kurz, sie ließen den Bischöfen von der ihnen gebührenden Gewalt nur so viel, als ihnen gut dünkte. Mit dem Geschrei darüber wurde bei der Festigkeit, welche die päpstliche Gewalt einmal erlangt hatte, nicht viel ausgerichtet, so laut es sich auch erhob, und am lautesten über die unerhörten Erpressungen, welche die Legaten übten. Unter dem Namen der Procurationen, worunter die den Geistlichen gebührenden Tagegelder verstanden wurden, trieben sie in den Provinzen solche Summen bei, daß die Legationen deswegen vervielfältigt wurden, weil die Päpste sie als ein treffliches Mittel betrachteten, ihre Günstlinge und Verwandte zu bereichern. Schon der heil. Bernhard schrieb dem Papst Eugen III.: „sein Legat habe vom Fuß der Alpen bis an die Pyrenäen alle Französischen Kirchen

so rein ausgeplündert, daß man glauben möchte, die Madscharen wären ins Land gefallen." Johann von Salisbury, ein berühmter Schriftsteller des zwölften Jahrhunderts, klagt: „wenn ein Römischer Legat in eine Provinz kommt, so ist es, wie wenn der Teufel Hiobs von dem Herrn ausgeht, um ein Land zu verwüsten." Die Legaten raubten theils für sich, theils für den päpstlichen Stuhl, über dessen Geldgier, Habsucht und Verkäuflichkeit die Klagen aus jenen Jahrhunderten nicht minder laut erschallen. Ohne Zweifel mußte der Papst, wenn er einmal eine monarchische Gewalt und Stellung in der Kirche hatte, auch berechtigt seyn, Abgaben zu verlangen, welche zur Regierung des Ganzen erforderlich waren; aber eben so gewiß ist es, daß man weit über das Nothwendige hinausging, und besonders übte Innocenz IV., als er alle weltlichen Mittel aufbot, um den Kaiser Friedrich II. zu einem Opfer seines Hasses zu machen, die schamlosesten und drückendsten Erpressungen. Es sind schon oben (S. 203.) bei England Proben davon vorgekommen, und die Gesandten dieses Landes erklärten laut auf der Kirchenversammlung zu Lyon: „sie könnten die vor Gott und Menschen verabscheuungswürdigen Erpressungen, die unerträglichen Beschwerden, nicht länger ertragen."

Die Eingriffe der Legaten entzogen den Bischöfen in vielen einzelnen Fällen die ihnen gebührende Gerichtsbarkeit, aber damit begnügten sich die Päpste noch nicht. Sie machten es schon im zwölften Jahrhundert zum wirklichen Rechtsgebrauch, daß in allen erheblichen Sachen von den Aussprüchen der Bischöfe noch an ihren Stuhl appellirt werden könne, ja sie nahmen ohne weiteres schon in der ersten Instanz Rechtsstreitigkeiten an, die mit völliger Übergehung der bischöflichen an sie gebracht wurden. Sie

schrieben sich nicht nur ausschließlich das Recht zu, allgemeine Kirchenversammlungen zu berufen, sondern brachten es auch dahin, daß die Beschlüsse der Provinzialsynoden nur durch ihre Bestätigung Gültigkeit erhielten. Sogar die Besetzung der geistlichen Stellen und Pfründen suchten sie nach und nach an sich zu reißen. Sie schickten Leute mit Empfehlungsbriefen an die Bischöfe und Capitel, daß sie dieselben mit einer Stelle versorgen möchten. Der Papst, welcher diesen Gebrauch einführte, war Hadrian IV. Anfangs geschah dies unter der Form einer höflichen Bitte, daher die Bischöfe auch keinen Anstand nahmen, der Empfehlung Gehör zu geben. Aber in kurzer Zeit schickte man von Rom einen solchen Schwarm von Precisten (so nannte man die Bittenden dieser Art) in alle Lande, daß die Capitel wol anfangen mußten abzuweisen, wenn ihnen nur noch irgend etwas zu eigener Ertheilung übrig bleiben sollte. Sogleich änderten die Päpste ihre Sprache, und schon Alexander III. befahl, einen von ihm Empfohlnen einzusetzen. Ja im dreizehnten Jahrhundert hielt man die Formel des Bittens schon für eine sehr überflüssige, und die Päpste besetzten nun die Stellen ohne weiteres aus ihrer Machtvollkommenheit. Gewiß verhalfen die Päpste oft tüchtigen und gelehrten Männern zu Pfründen, aber solche löbliche Fälle verschwanden gegen den ungeheuren Mißbrauch, den sie bald mit dieser Einrichtung trieben. Sie füllten die Capitel mit ihren Creaturen an, und setzten alle Rücksicht auf den wahren Beruf des Priesters so schamlos aus den Augen, daß sie Fremdlinge schickten, welche nicht einmal die Sprache des Landes kannten, in das sie versetzt wurden. Ein ausgezeichneter, freimüthiger Geschichtschreiber des dreizehnten Jahrhunderts, der Englische Benedictinermönch Matthäus Paris,

erzählt in der Geschichte des Jahres 1240, daß man auf einmal von Rom aus nicht weniger als dreihundert Italienische Kleriker an drei Englische Bischöfe gesandt habe, welche auf diese Weise untergebracht werden sollten (vergl. oben S. 203.). Alles dieses geschah, weil die Päpste dafür bezahlt wurden. So sehr hatten sich die Zeiten seit Gregor VII. geändert. Als damals die weltlichen Herren mit geistlichen Stellen Handel trieben, bekämpfte jener Papst ihre Ungebühr zum Besten der Kirche mit Kühnheit und Glück; als aber die Päpste selbst den Tempel des Herrn zu einem Kaufhause machten, war Niemand, der ihre Wechslertische umstieß.

Die bisher geschilderte große Verderbniß in der Regierung der Kirche war jedoch keinesweges bloß bei dem Haupte derselben, dem Papste, zu finden, obschon sie bei diesem allerdings am deutlichsten und schneidendsten erscheint. Sie erstreckte sich vielmehr auch auf Bischöfe, Prälaten und Priester, die sich in ihren Wirkungskreisen nicht weniger Willkühr und Entfernung vom evangelischen Geiste zu Schulden kommen ließen. Ja ihre Gebrechen waren es zum Theil, welche die Papstmacht so hoben, weil ihre Untergebenen vielen Anlaß fanden, höhere Hülfe gegen sie zu suchen.

Von dem Verfahren der Kirche gegen die Ketzer ist schon bei dem Albigenserkriege (oben S. 74.) die Rede gewesen. Ging Innocenz III. in seinen Ketzergesetzen auch noch nicht so weit als seine Nachfolger, so waren sie doch auch schon hart und ungerecht genug. So sollte z. B. schon auf einen bloßen Verdacht der Ketzerei hin, von dem der Angeschuldigte sich nicht vollkommen zu reinigen im Stande wäre, der Bann verfügt werden. Die weltliche Macht unterstützte die Päpste bereitwillig, Friedrich II. und

Ludwig IX. erließen die härtesten Gesetze gegen die Ketzer. Doch das Schlimmste in diesem Zeitraume geschah auf einer zu Toulouse im Jahre 1229 gehaltenen Synode. Zuerst durch Schärfung der Vorschriften wider die Ketzer. Das Haus, worin ein Ketzer gefunden würde, sollte niedergerissen, freiwillig Reuige aus verdächtigen Orten in eine katholische Stadt versetzt werden, gezwungen Reuige sollten in solcher Haft bleiben, daß sie Niemand verführen könnten. Schon das Eigenthum eines jeden Gutsherrn, der nur wissentlich einen Ketzer auf seinem Grund und Boden dulden werde, sollte eingezogen werden. Noch mehr hat diese Synode ihr Andenken durch die erste Einrichtung der schrecklichen Inquisitions-Tribunäle befleckt. Es wurde nämlich hier verordnet, daß an jedem Ort und in jedem einzelnen Kirchspiele eine stehende Inquisitions-Commission eingerichtet werde, die sich das Ausspüren der Ketzer und Ketzereien zum eigenen und beständigen Berufsgeschäft machen solle. Für sie sollte kein Haus verschlossen, kein Schutzort unzugänglich seyn. Waren die Gesetze dieser Synode zwar nur für ihre Provinz bestimmt, wo die Kirche wegen der Albigenser ein ganz besonderes Verfahren nöthig zu haben glaubte, so machte doch Gregor IX. bald nachher die meisten der zu Toulouse gefaßten Beschlüsse zur Grundlage für das allgemeine Verfahren gegen Ketzer, und ernannte die Dominicaner zu beständigen Inquisitoren. In allen zur Römischen Kirche gehörigen Ländern gelang die Einführung der Inquisition freilich nicht, aber wo sie zu Stande kam, that sie Übles genug. Gegen Ketzer war das ungerechteste, versteckteste Verfahren, welches fast jeden Beweis der Unschuld unmöglich machen mußte, nicht nur erlaubt, sondern geboten. Die Anklagezeugnisse wurden geheim gehalten, und zu sol-

chen Zeugnissen ließ man Mitschuldige, Verbrecher und Ehrlose zu. Es wurde bestimmtes Gesetz, überführte Ketzer zum Feuertode zu verurtheilen, und zahllos loderten die Scheiterhaufen. Der Predigermönch Johannes ließ 1233 zu Verona auf einmal sechzig Männer und Frauen verbrennen. Viele waren von der Wahrheit ihres Glaubens so durchdrungen, daß sie mit Freuden in den Tod gingen und als Märtyrer sterben wollten. Auch in Deutschland trat der Dominicaner Konrad von Marburg 1231 mit dem Auftrage Gregors IX. auf, die Irrgläubigen zu bekehren oder zu bestrafen. Der stolze und finstere Mönch wollte den Angeklagten die treffliche Wahl lassen, ihr Verbrechen einzugestehen, und dann nach Übernahme schwerer Bußen ihr Leben zu erhalten, oder ihre Unschuld zu beschwören und verbrannt zu werden. Wirklich übergab Konrad Viele den Flammen, und lud Grafen und Herren vor seinen Richterstuhl, aber diese heiligen Gräuel erweckten in unserm Vaterlande so vielen Abscheu, daß Konrad 1233 auf dem Wege von Frankfurt nach Marburg erschlagen ward. Niemand hatte Lust in seine Fußtapfen zu treten, und ein Reichsschluß sicherte allen wegen Ketzerei Angeklagten billige Behandlung nach rechtlichen Formen zu.

---

42. Neue Mönchsorden.

Von den eigenthümlichsten der in diesen Zeitraume neu hervortretenden Mönchsgesellschaften, den Bettelorden, ist schon oben (S. 76.) die Rede gewesen. Schon früher aber waren, da beides, die Meinung und die Noth der Zeiten, die Klöster immer mehr füllte, einige strenge Äbte,

vorzüglich in Frankreich, darauf bedacht gewesen, der alten Regel des heiligen Benedict zweckmäßige Zusätze zu geben, und daraus entstanden dann mehrere neue Orden, von welchen wir hier nur folgende bemerken wollen.

1. Der Cluniacenserorden, von dem Kloster Clugny in Burgund, dem ein Abt Odo schon im zehnten Jahrhundert eine neue Vorschrift gab, die von so vielen anderen Klöstern angenommen wurde, daß zur Zeit Peters des Ehrwürdigen, der 1126 Abt war, diesem Stammkloster an zweitausend andere Klöster unterworfen waren. Daher stand Clugny in einem so großen Ansehen, daß der Abt desselben bischöfliche Abzeichen und bischöfliche Rechte erhielt. Die Cluniacenser gehörten zu den gebildetesten Mönchen, und liebten wissenschaftliche Beschäftigungen.

2. Der Karthäuserorden, von einer Sündenbüßungsanstalt zu Chartreuse, einer rauhen Gegend bei Grenoble. Ein Chorherr aus Rheims, Namens Bruno, der gelehrteste und angesehenste Theologe seiner Zeit, legte hier 1084 ein Kloster an, dessen Mönche er zu einem äußerst strengen Leben, zum Stillschweigen, immerwährenden Andachtsübungen, langem Fasten und scharfen Geißelungen verdammte. Denn damit hoffte man den bösen Trieb aus dem Fleische zu verbannen und Vergebung seiner Sünden bei Gott zu erlangen. Auch dieses Ordens Vorschrift ward in vielen anderen Klöstern nachgeahmt, hat aber wegen ihrer Strenge nie einen so ausgebreiteten Beifall erhalten als die übrigen, und besonders wenigen Eingang in Nonnenklöster gefunden.

3. Der Cistercienserorden, gestiftet 1098, vom heiligen Robert, dem die Cluniacenser nicht streng genug waren. Daher legte er zu Citeaux (Cistertium), bei Dijon, ein neues Kloster an, aus dem ein neuer Orden erwuchs,

der nach größerer Heiligkeit und Strenge strebte als die Cluniacenser. Wir wissen schon, daß sich der heil. Bernhard hieher wandte (Th. IV. S. 436.), und dies gab den Cisterciensern ein solches Ansehen, daß auch die Zahl ihrer Klöster allmählig auf zweitausend stieg.

4. Der Orden von Fontevrauld, ebenfalls von einer waldigen Gegend dieses Namens, unweit Tours, so genannt, wo ein anderer Robert, von Arbrissell, nachdem er durch seine Predigten eine Menge Sünder beiderlei Geschlechts, besonders liederliche Weibspersonen (denn er predigte sogar in dergleichen Häusern) bekehrt hatte, das erste Kloster dieses Ordens anlegte. Das eigene desselben war, daß eine Äbtissin an der Spitze aller Klöster stand, und daß selbst Äbte und Mönche ihr unterworfen waren.

5. Der Prämonstratenserorden, von Premontré, einer Gegend bei Laon in Isle de France, wo ein Niederrheinischer Edler, Norbert, nachheriger Erzbischof von Magdeburg, 1122 ein Kloster anlegte, dessen Regeln in vielen anderen Klöstern nachgeahmt wurden, die sich nun auch Prämonstratenserklöster nannten.

Alle diese Mönchsorden wurden von dem frommen Glauben jener Zeit mit Gütern und Vermächtnissen reichlich bedacht. Besonders die Cluniacenser, Cistercienser und Prämonstratenser sammelten ungeheure Reichthümer ein, von denen ein großer Theil nach Rom floß. Die Mönche überhoben sich bald ihrer Heiligkeit gegen die Bischöfe und Priester, welche bei den Stadtkirchen angestellt waren, und daher hat zwischen diesen sogenannten Weltgeistlichen und den Ordensgeistlichen nie ein gutes Vernehmen geherrscht.

Man spricht oft von den Mönchen als von einem Heer unverschämter Tagediebe und schlauer Betrüger, und verabscheut die vielen Klöster als die stillen Wohnsitze aller

Laster. In diesen Urtheilen hallt eigentlich noch immer das Geschrei der ersten Reformatoren wieder, die freilich zu einer Zeit lebten, wo das Mönchswesen schon sehr ausgeartet war. Denn das ist der Gang der Weltgeschichte, daß auch die beste neue Verfassung einer Menschengesellschaft schon bei ihrem Entstehen einen faulen Stoff in sich trägt, der, anfangs unbemerkt, allmählig aber immer sichtbarer um sich greift, und zuletzt das Ganze zerstört. In ihrer Blüthezeit waren die Klöster die Zufluchtsörter der verfolgten Unschuld, die Beschirmer der Schwachen, die Ernährer der Armuth, die Erhalter und Fortpflanzer der litterarischen Trümmer des Alterthums, die Beruhigungsörter so manches beängstigten Gewissens und die Vorbilder heldenmüthiger Entsagung und wohlthätiger Frömmigkeit. In ihnen allein waren die Gelehrten und Denker jener Zeit und auch wol die edelsten Menschen zu finden, nur daß von ihnen eben, weil sie im Verborgenen lebten, wenig bekannt geworden ist.

Wahrhaft rührend für den, der sich in den Geist jener Zeiten versetzen kann, erscheint der Beruf dieser der Welt abgestorbenen Menschen, für ihre draußen handelnden und sündigenden Brüder zu beten. Odilo, ein frommer Abt zu Clugny am Ende des elften Jahrhunderts, setzte sogar einen eigenen Tag im Jahre zu Gebeten für die Erlösung aller abgeschiedenen Seelen aus dem Fegefeuer fest. Eine so menschenfreundliche Bekümmerniß, selbst um die Verstorbenen, rührte Alle, die davon hörten, und des Stifters anfänglich gewiß uneigennütziger Gedanke ward nicht nur in der Folge die Quelle großer Erwerbungen für sein Kloster, sondern das Beispiel ward auch von anderen frommen Äbten nachgeahmt, und der Tag „aller Seelen" zuletzt förmlich zu einem Feste erhoben,

als welches er noch jetzt im Kalender unter dem 2. November bezeichnet ist.

---

43. Das Ritterwesen.

Wie die Zeit der Kreuzzüge jede Blüthe des Mittelalters zur Entfaltung brachte, so gewann in ihr auch das Ritterthum seine schönste Gestalt. Diese merkwürdige Erscheinung ging aus dem mächtigen Einflusse des Christenthums auf die ursprüngliche Germanische Gemüthsart hervor, und aus der innigen Verschmelzung beider. Dem alten Deutschen galt der Mann nur, in so fern er seine Kraft, den Inbegriff seiner Mannheit, darthat und übte, und keine Beleidigung seiner Ehre ungerochen ließ. Geadelt wurde diese Gesinnung schon durch die Verschmähung aller Hinterlist, durch die redliche Offenheit, mit der sie sich kund gab. Dies waren die ursprünglichen Elemente des ritterlichen Wesens, welches indeß noch ungezähmt und roh blieb, bis die Religion der Liebe den Ritter lehrte, sich vor dem zu beugen, was der äußern Kraft am wenigsten zu widerstehen vermag. Gerechtigkeit, Milde, Schonung der Schwachen, Schutz der Unterdrückten, besonders der Frauen und Geistlichen gegen mächtige Dränger, wurden allgemein anerkannte Pflichten christlicher Krieger. Endlich der Kampf für Gott und seine Kirche, der Streit gegen die Ungläubigen, galten der begeisterten Zeit mit Recht für die würdigste Weihe, für die Verklärung der irdischen Tapferkeit. Darum wurden auch die Kreuzzüge eben so von dem Ritterthum getragen, als dieses in ihnen sein höchstes Ziel fand.

Wenn man, um die ersten Keime des Ritterthums zu entdecken, bis zu den Gefolgschaften der alten Germanen (Th. IV. S. 36.) hinaufsteigt, so findet man hier zugleich die Spuren der Verbindung der Ritter zu einer Gemeinschaft. Es ist eine besonders bei den Germanischen Völkern hervortretende Eigenthümlichkeit, daß ein gemeinsames Lebensgeschäft, ein gemeinsames Ziel der Bestrebungen die Menschen zu eng verbundenen Genossenschaften führt, ohne Rücksicht auf die ursprünglichen Bande der Familie, des Stammes, selbst des Vaterlandes. Im Mittelalter vorzüglich haben diese Verbindungen sehr merkwürdige und folgenreiche Erscheinungen veranlaßt; sie bestanden unter Kriegern, Mönchen, Gelehrten, Künstlern und Handwerkern, und da sie fast durch ganz Europa gingen, so fanden sich in allen Ländern, wo nicht völlig gleiche, doch ähnliche Einrichtungen unter ihnen, und gegenseitiger Antheil an Fortschritten und Schicksalen. In diesen Genossenschaften fand Jeder die natürlichste Befriedigung des Bedürfnisses, sich in seinem Berufe von Anderen unterstützt zu sehen; im gemeinschaftlichen Handeln, in den steten lebendigen und persönlichen Berührungen gedieh Alles fröhlicher und besser. Die vollendete Tüchtigkeit eines Jeden zu seinem Geschäfte, seine Meisterschaft, wurde nur durch eine bestimmte Art von Erlernung und Bildung für möglich gehalten, die nach einer gesetzlich vorgeschriebenen Abstufung geregelt war, und auch das Ritterthum folgte einer solchen.

Den Ritterdienst zu erlernen, ward der Knabe an eines fremden Ritters Hof geschickt, wo er als Page oder Bube aufwarten und die ersten Reiterkünste lernen mußte. Wuchs er heran, so hieß er Knappe, und wurde nun Bereiter, Stallknecht und Waffenträger seines Herrn. Er mußte

ihn auf seinen Zügen begleiten, ihm das Streitroß nachführen, während der Schlacht hinter ihm warten, u. dgl.

Die Aufnahme in den Ritterstand selbst war eine feierliche Ceremonie. Sie geschah gewöhnlich an großen Höfen, bei Hoffesten in einer glänzenden Versammlung von Fürsten, Geistlichen und Edelfrauen. Wenn ein vornehmer Jüngling zum Ritter geschlagen werden sollte, so fanden sich dazu gewöhnlich viele andere Knappen ein, die alsdann von jenem sogleich wieder den Ritterschlag empfingen. Denn Jeder, der selbst Ritter war, konnte einen Knappen dazu machen. Der Ritterschlag bestand in einer dreimaligen Berührung mit dem flachen Schwerte, wobei gewisse religiöse Formeln ausgesprochen wurden. Geschah die Handlung in einer Kirche, so wurde ein Hochamt vorher gehalten, und die Geistlichen wurden großmüthig beschenkt. Ein Schmaus und andere Ergötzlichkeiten beschlossen meistens die Feier des Tages. Oft schrieben auch die Geistlichen einem aufzunehmenden Knappen eine andächtige Vorbereitung durch Fasten, Gebet, Baden, Wachen und Almosengeben vor.

Ärmere Ritter begnügten sich mit weniger Ceremonie. Oft belohnte ein alter Held nach einer gewonnenen Schlacht unmittelbar auf der Wahlstatt eine Anzahl von Jünglingen, die sich tapfer gehalten hatten, mit dem Ritterschlage.

Um Ritter zu werden, mußte man jedoch nicht bloß die vorgeschriebenen Dienstjahre ausgehalten haben, sondern auch aus einem ritterlichen Geschlechte seyn, d. h. aus einem solchen, in welchem neben freier Geburt die kriegerische Lebensart herkömmlich war. Aus Solchen bildete sich in Deutschland allmählig der Stand der Ritterbürtigen, welche zwischen dem hohen Adel und den übrigen freien Geschlechtern in der Mitte standen, und aus denen,

wie schon an einem andern Orte (Th. IV. S. 417.) erwähnt ist, der niedere Adel erwuchs.

Zu den schärfsten Gegensätzen des Alterthums und der modernen Zeit gehört das Verhältniß der Männer zu den Frauen, welches durch das Christenthum auf eine Stufe gehoben wurde, von der auch die feinsten Griechen und Römer keine Ahnung hatten. Die Frau wurde jetzt nicht mehr wie eine halbe Sklavin vom Manne besessen, sie sollte ihm nur dann zu Theil werden, wenn er ihre Gunst erlangt, wenn er, um sie werbend, sich ihr freiwillig unterworfen hatte. Dies begründet das Wesen der modernen Liebe, die nirgends so weit getrieben wurde als bei den Rittern, und ihrem aus Tapferkeit und Frömmigkeit bestehenden Charakter das dritte Element hinzuthat, die Galanterie. Eine Dame der Gedanken und des Herzens durfte dem rechten Ritter nicht fehlen, und jede Liebeswerbung erhielt einen poetischen, romantischen Anstrich. Das Fräulein, das er sich erwählte, mußte lange streng gegen ihn seyn, mußte ihm Abenteuer auflegen, damit er ihre Liebe erst durch Tapferkeit verdienen konnte, und selbst wer von seiner Geliebten noch nicht einmal anerkannt war, sondern nur noch im Stillen für sie seufzte, schlug sich doch für sie mit allen Läugnern ihrer Schönheit und Tugend freudig auf Tod und Leben. Wer aber die seinige laut nennen durfte, trug ihr Bildniß am Halse, führte beständig ein Zeichen ihrer Gunst, eine Leibbinde, einen Ring, oder eine Halskrause von ihrer Arbeit mit sich herum, und ließ sich von ihr ein Losungswort (parole) geben, das er in allen Gefahren im Munde führte. Ging er zu öffentlichen Kampfspielen, so mußte sie ihm die Rüstung anlegen, ihm ein Andenken an sie mitgeben, und wenn es seyn konnte, auch bei dem Ritterspiel selbst zugegen seyn. Doch

diese an sich sehr löbliche Achtung gegen das weibliche Geschlecht artete späterhin, besonders im vierzehnten Jahrhundert, in läppische Tändelei aus, wie folgende Beispiele zeigen mögen.

Einmal kam ein fremder Ritter nach Paris, dessen Arm und Fuß mit einer langen goldenen Kette geschlossen war. Er hatte seiner Geliebten gelobt, diese Fesseln fünf Jahre lang zu tragen, wenn er bis dahin nicht von einem tapfrern Ritter überwunden würde. Er ließ die Sache durch einen Herold bekannt machen, und lud alle Französischen Ritter zum Kampfe mit sich ein. Viele stellten sich, unter anderen der starke Ritter Saintré, der von seiner Dame den Auftrag dazu erhalten hatte. Dieser überwand ihn in jeder Art des Kampfes zu Pferde und zu Fuß, und lösete ihm dann seine Kette ab.

Von ganz anderer Art war die Bedingung, unter welcher ein Französisches Fräulein einem Ritter Herz und Hand zu geben versprach. Er sollte ihr die Bildnisse von dreißig anderen Schönen bringen, deren Ritter er überwunden hätte. Auch er zog von einer Hoffstadt zur andern, forderte alle Ritter heraus, und setzte Bildniß gegen Bildniß ein. Binnen einem Jahre, sagt man, hatte er die verlangte Anzahl glücklich beisammen, und legte sie nebst den Namen der Schönen seiner Dame ehrerbietig zu Füßen.

Es gab endlich auch fahrende oder irrende Ritter, die auf Abenteuer umherzogen, um Ehre und Ruhm, auch wol um Beute zu gewinnen. Ihr Sinn und Streben findet sich treffend in den Worten eines altdeutschen Gedichts ausgesprochen, wo ein Ritter auf die Frage, was das sey, Abenteuer suchen, antwortet: „Ich heiße ein Ritter, und bin des Sinnes, daß ich suchend ausreite, um einen Mann zu finden, der mit mir streitet, und der wie

ich gewappnet sey. Schlägt er mich, so wird er gepriesen, besiege ich ihn aber, so hält man mich für einen Mann, und ich werde dadurch würdiger, als ich bisher war" *).

---

44. Die Turniere.

So hießen bekanntlich die ritterlichen Kampfspiele des Mittelalters. Sie haben zur Erhaltung des kriegerischen Geistes nicht wenig beigetragen. Auch ihr Entstehen fällt ins elfte Jahrhundert, es ist aber zweifelhaft, ob damals schon die Sitte, einzeln gegen einander zu fechten, festgesetzt war, oder ob man nicht zuerst in ganzen Scharen focht, um so einen Krieg im Kleinen vorzustellen.

Gewöhnlich veranstaltete man ein großes Turnier zur Ehre eines sehr festlichen Tages, und machte es lange vorher bekannt. Da fanden sich denn aus der Ferne und Nähe eine Menge tapferer Ritter ein, prächtig geschmückt mit Sammet, Seide, Gold und feinem Pelzwerk, und vom Haupt bis zu den Füßen geharnischt. Auch die Pferde der Ritter waren fast ganz mit glänzendem Eisenblech überzogen. Nur Ritter von gutem Adel wurden zugelassen, und deshalb mußte sich Jeder erst vorher bei den Kampfrichtern melden, und seine Turnierfähigkeit erweisen. Es gab eine Menge Turniergesetze, desgleichen viele Personen, die dazu da waren, die Ordnung zu erhalten, z. B. Turniervögte, Herolde, Wappenkönige, Grieswärtel (welche die zu hart streitenden aus einander brachten) und Prügelknechte (die das Volk in Ruhe hielten).

*) Büsching Ritterzeit und Ritterwesen, Bd. II. S. 60.

Der Platz, auf dem das Spiel gehalten werden sollte, war mit Schranken umgeben. Auf Balconen und Gerüsten saßen die Damen und vornehmen Zuschauer, rings umher stand das Volk. Die Paare der Fechter, die schon vorher, entweder durchs Loos oder nach dem Range, ausgesondert wurden, ritten unter kriegerischer Musik in einem pomphaften Aufzuge in die Schranken ein. Ein Herold rief die einzelnen Paare nun namentlich auf, außer wenn etwa ein unbekannter Ritter mit geschlossenem Visiere, der aber seinen Stand den Kampfrichtern anvertraut haben mußte, ausdrücklich unbekannt zu bleiben wünschte.

Das erste war das Lanzenstechen. Mit eingelegter Lanze im rechten Arme rannten die beiden Ritter auf ihren scharf angespornten Pferden gegen einander an, und suchten sich gegenseitig vom Pferde zu stoßen. Saßen sie Beide fest, so zersplitterten oft die Lanzen an den Brustharnischen, zuweilen flogen auch Beide zugleich aus dem Sattel, zuweilen ward einer, der Zügel und Steigbügel nicht loslassen wollte, sammt dem Pferde rücklings zur Erde geworfen. Dann focht man auch mit dem Schwerte, zu Fuß und zu Pferde. Hier konnten die Verwundungen nicht häufig seyn, weil der Kämpfer ganz mit Eisen bedeckt, und Stechen nicht erlaubt war. Zuletzt pflegte man wol noch scharenweise einige Angriffe zu thun, und wenn die Ritter abgetreten waren, hielten die Knappen noch zur Übung ein sogenanntes Gesellenstechen.

Die Ritter, welche in allen Arten des Kampfes den Sieg davon getragen, erhielten, nach dem Ausspruche der Richter, aus den Händen der vornehmsten und schönsten Damen, einen sogenannten Dank, etwa eine goldene Kette, ein Wehrgehenk, eine gestickte Leibbinde, ein Schwert, oder sonst ein kostbares Geschenk. Der Ritter, der damit ge-

schmückt ward, hatte die Erlaubniß, der Dame, die sich so huldreich gegen ihn erwiesen, die Lippen zu küssen. Zuweilen gaben die Edelfrauen selbst die Geschenke aus ihrem Vermögen her. So brachten zu einem Turniere, welches die Rheinische Ritterschaft 1290 nach Worms ausgeschrieben hatte, vier Fürstinnen selbst die Preise oder den Dank mit. Den ersten, einen Kranz mit zwölf goldenen Ringen, dessen Werth zwölfhundert Gulden betrug, überreichte eine Gräfin von Montferrat einem Herzoge von Böhmen; den zweiten, der auf vierhundert Gulden geschätzt ward, empfing Graf Ruprecht von Kärnthen aus den Händen einer Fürstin von Lothringen; der dritte und vierte ward zweien Rittern von Limpurg und Nußdorf durch die Gräfinnen von Kleve und von Bitsch zu Theil. — Nach dem Turniere ging man zu Tische, und hier hatten die Sieger die Ehre, von den Damen entwaffnet und mit prächtigen Feierkleidern angethan zu werden, und neben den schönsten Frauen und Jungfrauen zu sitzen.

Nicht immer liefen diese Spiele so fröhlich ab. Mancher Ritter mußte mit zerbrochenen Rippen weggetragen werden. Im Jahre 1186 verlor Herzog Gottfried von Bretagne, der Sohn König Heinrichs II. von England (oben S. 88.), in einem Turnier zu Paris das Leben. Markgraf Johann von Brandenburg, ein Sohn Otto's III., blieb 1269 todt auf dem Platze. Eben so erhielt 1175 Konrad, Markgraf Dietrichs von Meißen Sohn, einen tödtlichen Lanzenstoß. Zuweilen mischte sich persönlicher Groll in das Spiel, und dann verwandelte sich Scherz in Ernst. So kamen im Jahre 1175 allein in Sachsen sechzehn Ritter in Turnieren um, und in einem einzigen Turniere zu Nuys in Niederlothringen blieben gar einmal zwei und vierzig Ritter und eben so viele Knappen. Bei einem

Turniere zu Darmstadt, 1403, geriethen die Hessen und Franken so hart an einander, daß sie trotz aller Bemühungen der Grieswärtel nicht aus einander gebracht werden konnten.

Auch bei diesen Turnieren offenbarte sich der phantastische Geist der Rittergalanterie und Prunksucht in allen ihren Ausschweifungen. Mancher Kämpe ließ sich von seiner Gebieterin, zum Zeichen seiner Sklaverei, an einem Kettlein in die Schranken führen. Jeder trug ein Pfand der Liebe von seiner Schönen als Amulet an sich, und bat sich, wenn es im hitzigen Kampfe verloren ging, ein neues aus. In einem Französischen Turniere mußten die anwesenden Damen ihre Paladine so oft durch neue Liebespfänder stärken, daß sie zuletzt fast ganz entblößt da saßen. Auf einem Turniere zu Beaucaire 1174 schenkte ein Graf von Toulouse einem Ritter hunderttausend Goldstücke, welche dieser sogleich wieder an hundert andere Ritter austheilte. Bertrand Raibaux ließ das Feld, auf dem ein Turnier gehalten werden sollte, mit zwölf Paar Ochsen umpflügen, und dreitausend Silberstücke hineinsäen. Guillaume Gros de Martello ließ seine Tafel mit Gerichten besetzen, die bloß bei Wachskerzen und Fackeln gekocht worden waren, und ein Herr Ramnon de Venans glaubte sich dadurch zu verherrlichen, daß er dreißig prächtige Pferde vor den Augen der ganzen Versammlung verbrennen ließ.

Zum Schlusse verdienen hier noch die Wappen Erwähnung, die auf Veranlassung der Turniere und der Ritterzüge entstanden sind. Da die Ritter durch ihre alles verhüllende Rüstung ganz unkenntlich geworden waren, so diente irgend ein symbolisches Zeichen, auf den Schild gemalt, oder an den Helmbüschen angebracht, ihren Knappen und Freunden zum Unterscheidungsmerkmal. In den

Wappen, welche seitdem in den adeligen Familien erblich geworden sind, hat sich die ritterliche Phantasie in ihrer Eigenheit gegen andere Zeitalter charakteristisch ausgesprochen. Sie enthalten nicht selten eine schöne und sinnreiche Hieroglyphik, in Bezug auf sprechende Namen, auf Eigenschaften der Länder, oder verewigen auch mit kurzen treffenden Zügen das Andenken irgend einer glorreichen That oder wundervollen Begebenheit *).

45. Das Narren- und Eselsfest.

In der Sittengeschichte dieses Zeitraums erwähnen die Französischen Schriftsteller gewöhnlich jener Volkslustbarkeiten, die unter dem Namen des Narren- und Eselsfestes noch bis auf neuere Zeiten fortgedauert haben. Sie sind auch in der That merkwürdig, als Beispiele, wie gern auch in Zeiten, wo fromme Andacht neben Aberglauben herrscht, der dem Menschen angeborne Muthwille selbst mit dem Heiligsten spielt.

Beide Feste sind uralt. Das Narrenfest ging schon aus dem Heidenthum ins Christenthum über, und die Vorsteher der damaligen Gemeinden mochten wol bei solchen Dingen dem Volke etwas nachsehen. Es fällt in die Jahreszeit, in der die Römer ihre Saturnalien feierten, dies bekannte Possenfest, an dem die Herren sieben Tage lang mit ihren Sklaven die Rollen tauschten, womit die Neujahrsfeier verbunden wurde, bei der man sich mit lächerlichen Vermummungen belustigte. So übernahm nun in der Zeit zwischen Weihnachten und Epiphanias, am ge-

---

*) A. W. v. Schlegel im Deutschen Museum, Bd. II. S. 452.

wöhnlichsten aber am Neujahrstage, der Pöbel die Rolle seiner geistlichen Vorgesetzten, und travestirte sie folgendermaßen. Nachdem ein Haufe junger Leute, als Pfaffen gekleidet und die Gesichter geschwärzt, sich in einer Kirche versammelt hatte, wählten sie unter tausend lächerlichen Gebräuchen einen Narrenbischof, mit dem sie im feierlichen Aufzuge durch die Stadt zogen, und dann wieder in die Kirche zurückkehrten. Hier hielt der Narrenbischof einen förmlichen Gottesdienst, und sprach den Segen. Hierauf tanzten und sprangen die als Geistliche Vermummten auf das Priesterchor, und stimmten Sauf- und Zechlieder an. Während ein Priester Messe las, aßen die Diakonen und Subdiakonen Würste, die sie auf dem Altare zerschnitten, spielten unter seinen Augen mit Würfeln oder Karten, warfen ihm alte Schuhsohlen ins Rauchfaß, u. s. w. Nach der Messe stiegen sie auf Mistkarren, von denen sie den nebenher laufenden Pöbel mit Koth bewarfen. Alle möglichen Ausschweifungen gingen den Frechen an diesem Tage durch, und Groß und Klein kannte nichts Lustigeres als dieses Narrenfest. Ungeachtet es schon 633 von einem Concilium zu Toledo verboten wurde, so dauerte es doch, in Frankreich besonders, noch bis ins sechzehnte Jahrhundert fort, wo es denn zum großen Leidwesen der Pariser durch einen Parlamentsschluß zu Dijon 1552 gänzlich aufgehoben wurde. Die Vertheidiger desselben sagten, es sey höchst nothwendig, daß der so lange unter dem Zwange des Ernstes und der religiösen Furcht beklommene Mensch einmal Luft bekomme, und seine angeborne Narrheit ausdunsten lasse, so wie man von den Weinfässern von Zeit zu Zeit den Spund lüften müsse, damit der gährende Most die Fässer nicht zersprenge; ein Satz, hinter welchem wol etwas mehr als bloßer Scherz stecken möchte.

Durch das Eselsfest wollte man die Flucht der Jungfrau Maria nach Ägypten vorstellen. Man suchte dazu das schönste Mädchen aus der Stadt aus, setzte sie schön geputzt auf einen stattlich behängten Esel, und gab ihr ein Kind als Jesusknäblein in die Arme. So führte man sie unter Begleitung der ganzen Geistlichkeit und des Volkes in die Hauptkirche, und stellte den Esel neben den Hochaltar. Nun ward die Messe gelesen. Jedes Stück derselben, der Eingang, das Kyrie, das Gloria und das Credo, wurde mit dem Tone des schreienden Esels, Hinham! Hinham! geendigt. Auch am Schlusse des Gottesdienstes stimmte der Priester statt des Segens den Eselsgesang dreimal an, welchen dann das ganze Volk dreimal mit Hinham beantwortete. Den Beschluß machte die Absingung eines halb Lateinischen, halb Französischen Liedes, von dem jede Strophe folgendermaßen schloß:

He! Sire Asne, car chantez!
Belle bouche, rechignez!
Vous aurez du foin assez,
Et de l'avoine à plantez.

---

46. Romanische Dichtkunst.

Alle von der Natur begabten Völker zeigen, so weit man ihre Geschichte verfolgen kann, eine große Liebe zur Poesie, und bilden sie um so eigenthümlicher aus, je weniger sie mit anderen Nationen in Berührung kommen. Schon im Tacitus finden sich die deutlichsten Spuren von Heldengesängen der Germanen. Sie brachten diese Liebe mit in die Länder des Römischen Reiches, die sie eroberten, aber eine Reihe von Jahrhunderten verging, ehe die neuent-

standenen Sprachen sich einer kunstmäßigen Gestaltung der Poesie fügten. Die erste, welche diese Ausbildung erreichte, war die Provenzalische. Die Provence machte einen Theil des Arelatischen Reiches aus, aber ihre Grafen, auch Grafen von Arles genannt, waren so gut wie unabhängig. Nach dem Aussterben derselben kam das Land an die Grafen von Barcelona, und wurde dadurch auf eine Zeit mit Aragonien vereinigt *). Unter Provenzalen verstand man aber damals nicht nur die Bewohner der heutigen Landschaft Provence, sondern die des ganzen südlichen Frankreich, welches sich vor dem nördlichen durch größere Betriebsamkeit (besonders in den Handelsstädten Toulon und Marseille), feinere Sitten, und eine verschiedene, gebildetere Sprache, die Provenzalische genannt, auszeichnete **). Diese Sprache war auch über das Aragonische Reich verbreitet, wo sie eben so wie im südlichen Frankreich, freilich mit merklichen Veränderungen, noch heut zu Tage im Munde des Volkes ist.

Der Hof der Grafen von Provence galt im zwölften Jahrhundert für den gebildetesten und prachtvollsten in Europa. An ihm konnte man nur durch das Talent geistreicher und in eine zierliche Sprache gekleideter Unterhaltung gefallen. Die Ritter bereiteten sich zu jedem Besuch durch künstlich gesuchte Verse vor, und Dichtkunst und Musik waren die Würze jeder gesellschaftlichen Unterhaltung. Der Adel vertauschte auf eine Weile Schwert und Lanze

*) Der Mannsstamm dieser Herrscher erlosch mit Raimund Berengar IV., dessen Erbtochter Beatrix Karl von Anjou, dem nachmaligen Könige von Neapel, ihre Hand reichte und ihm die Provence zubrachte.

**) Da die Südfranzosen oc für oui sagten, theilte man die beiden Sprachstämme in Frankreich in langue d'oc (wovon der Name der Provinz) und langue d'oui.

mit der Laute, und ergötzte die Damen abwechselnd mit kriegerischen und poetischen Wettkämpfen. Alles reimte, auch Damen, Fürsten, Könige und Kaiser. Troubadours (Erfinder) war der eigentliche Name der Provenzalischen Dichter. Sie nannten ihre Kunst die fröhliche Wissenschaft (gaya ciencia), mit Bezug auf ihre kunstreichen Sylbenmaße, Rhythmen und mannichfaltige Art zu reimen *). Ihre Gesänge gehörten fast alle der lyrischen Gattung an, und feierten Frauenliebe, Ritterthum und die Schönheiten der Natur. Dagegen bildeten die Nordfranzosen die Gattung der größeren Rittergedichte oder Romane aus, und zwar ursprünglich und bis auf Philipp August in Lateinischer Sprache, bis endlich unter diesem König auch die Französische diejenige Bildsamkeit erhielt, die sie zu poetischen Vorträgen geschickt machte.

Um die Zeit der Kreuzzüge wurde die Geschichte Karls des Großen ein vorzüglicher Stoff der Rittergedichte. Nicht seine wahre, die, an romantischen Begebenheiten arm, dazu wenig Stoff gegeben hätte, sondern eine erdichtete, welche an die unglückliche Niederlage bei Roncesvalles (Th. IV. S. 162.) anknüpfte. Dieser Krieg gegen die Saracenen wird hier nicht nur fabelhaft ausgesponnen und mit den wunderbarsten Abenteuern bereichert, sondern auch dem alten Kaiser, in der Absicht den damaligen Kreuzfahrern ein hohes Vorbild aufzustellen, ein Kreuzzug nach dem Morgenlande zugeschrieben. Allmählig wurden alle Fürsten und Zaubereien des Orients in diese Geschichten gezogen, in welchen Karl übrigens, im völligen Gegensatz mit seinem geschichtlichen Charakter, müßig im Hintergrunde steht, und Alles sich um die Abenteuer seiner Helden dreht. Die be-

*) A. G. de Schlegel observations sur la langue et la littérature provençales, p. 8.

rühmteste unter diesen romantischen Chroniken schrieb man fälschlich einem Zeitgenossen Karls des Großen, dem Erzbischofe Turpin zu; sie erhielt im Anfange des zwölften Jahrhunderts allgemeines Ansehen. Ein anderer Sagenkreis war der vom Brittischen König Artus und den zwölf Rittern seiner Tafelrunde. In dieser Dichtung suchte man besonders das Ideal des vollkommenen Ritterthums zu entfalten; der geschichtliche Artus, ein christlicher König vom Celtischen Stamm in Britannien, und dessen Kriege gegen die noch heidnischen Sachsen wären nur ein sehr beschränkter Gegenstand gewesen *). Endlich nahm man auch die alten Griechischen Helden zu Hülfe, schmolz den Curtius und Virgil zu gereimten Ritterbüchern um, und schmückte den großen Alexander und die Trojanischen Helden mit allen Zierden neuerer christlicher Ritterschaft. Auch die Feen bekamen allmählig eine Stelle in den Französischen fabliaux. Sie sind den Peri'n in den Persischen Mährchen nachgebildet, himmlischen Genien, welche die eingeschlossenen Schönen im Harem mitleidsvoll umschweben, und ihnen die Qualen der Sklaverei durch ihren unsichtbaren Umgang versüßen. Die Phantasie der Französischen Ritter schuf diese holden Wesen zu weiblichen Schicksalsgöttinnen (fate) um. Sonst haben die Abendländischen Dichtungen vom Morgenlande bei weitem nicht so viel entlehnt, als man wol irrig anzunehmen pflegte.

Viele dieser Gedichte waren für die öffentliche Absingung zur Harfe bestimmt. Das übernahm entweder der Verfasser selbst, oder solche Ritter, die sich durch die Gabe der Darstellung auszeichneten. Diese scheinen ausschließ-

---

*) Fr. Schlegel Werke, Bd. I. S. 292.

lich den Namen Jongleurs (joculatores), vielleicht auch menêtriers (ministeriales) geführt zu haben. Die Dichter selbst, in Südfrankreich Troubadours genannt, hießen in Nordfrankreich Trouveres, in England Minstrels. In einer Kunst, die der Zeitgeschmack so sehr begünstigte, mußte gewiß durch den allgemeinen Wetteifer viel Vorzügliches geleistet werden. Kaum ehrte an den Höfen der Könige und in den Zirkeln der Frauen Rittertugend so sehr, als die Gabe des Gesanges. Ludwig dem VII. und dem tapfern Richard Löwenherz mußten Dichter ins gelobte Land folgen, um die Muße der Helden im Lager durch ihre Gesänge zu erheitern. Für einen neuen Gesang wurden Dichtern aus den Händen der Frauen schöne Geschenke, ein Kleid, ein Waffenstück, ein Pferd, eine goldene Blume oder ein anderes Denkmal von Werth geschenkt *).

Als endlich die Provenzalische Gesangskunst im vierzehnten Jahrhundert auszuarten drohte, wollte die Stadt Toulouse, die bisher so fruchtbar für dieselbe gewesen war, sie zusammenhalten und veredeln, und errichtete in dieser Absicht 1324 die sogenannte Académie des jeux floraux, in deren Sitzungen — die jährlich zweimal, am

*) Nach der gewöhnlichen Ansicht sind auch die berühmten Liebeshöfe (cours d'amour), welche um die Zeit der Kreuzzüge in der Provence erschienen, wo Damen Sitzungen hielten, und Fragen über Verhältnisse und Streitfälle der Liebe entschieden, aus den dichterischen Spielen der Troubadours hervorgegangen. Aber neben den Antworten, die sie auf spitzfindig ersonnene Liebesfragen ertheilten, ahndeten sie unsittliche Vergehungen gegen die Gesetze der Minne mit sehr nachdrücklichen Strafen, und wachten mit strengem Ernst über Sitte und Anstand im Umgange beider Geschlechter. Es scheint daher, daß die Liebeshöfe auch einen ernstern Ursprung hatten, und daß zu einer Zeit, wo alle Verbindungen bestimmte Formen und Gesetze annahmen, auch die Damen Vereine schlossen für Recht und Sitte in ihren Verhältnissen. S. Ebert, im Hermes No. XII. S. 65 fg.

1. und 3. Mai, im großen Rathhaussaale gehalten wurden — dem besten Gedicht ein goldenes Veilchen als Preis zuerkannt ward. Diesem Beispiele folgte späterhin der König von Aragonien Johann I. Er schickte 1388, wie in einer wichtigen Reichsangelegenheit, eine außerordentliche Gesandtschaft an den König Karl VI. von Frankreich, und erbat sich einige Dichter aus Toulouse, um in Barcelona ein ähnliches Institut anlegen zu können, wofür er ihnen die anständigsten Belohnungen zusicherte. Sie kamen, und richteten nach seinen Wünschen ein Consistorio de la gaya ciencia ein, das sich monatlich versammelte, eine poetische Bibliothek anlegte, und bestimmte Gesetze, Privilegien und Einkünfte erhielt.

Dennoch erlosch allmählig die schöne Kunst, nach einer Blüthe von beinahe drei Jahrhunderten, erschöpft an Stoff und an Behandlungsarten. Die Ritter überließen nun das Dichten dem gemeinen Haufen, und so sank der edelste Zeitvertreib der Höfe zur Bänkelsängerei vor dem Pöbel herab. Die letzten Troubadours und Minstrels sind elende Gaukler und Zotenreißer gewesen.

---

47. Deutsche Dichtkunst der Schwäbischen Zeit.

Der Antheil, den das Deutsche Volk an jenem Frühling der Poesie nahm, welcher sich bei allen Völkern des Abendlandes durch die Rittersitten und Kreuzzüge gezeitigt entfaltete, fällt gleichfalls in das Zeitalter der Hohenstaufen. Daß der Minnegesang, der einen großen Theil dieser dichterischen Blüthe ausmacht, von den Provenzalen entlehnt sey, wie Viele annehmen, ist unerweislich. Es ist gar

nicht nöthig, daß von ähnlichen Erscheinungen, die bei verschiedenen Völkern in demselben Zeitraume hervortreten, die eine der andern nachgebildet sey, wenn die Richtung, von der sie ausgehen, die ganze Zeit durchdringt. Damals aber beseelte Ein Geist das ganze christlich-germanische Europa, wie es ein Deutscher Dichter schön ausdrückt:

Ein Ritterthum schuf Kämpfer zu Genossen,
Für Einen Glauben wollten Alle streiten,
Die Herzen waren Einer Lieb' erschlossen,
Da war auch Eine Poesie erklungen
In Einem Sinn, nur in verschiednen Zungen.

Mit Kaiser Friedrich I. beginnt eine große, herrliche Blüthenzeit der Deutschen Poesie, mit dem Ende der Hohenstaufischen Herrschaft ist diese Blüthe schon fast vorüber. Weil die Schwäbische Mundart damals die Hofsprache geworden war, und zu gleicher Zeit die in den meisten Gedichten vorwaltende, nennt man diese Periode der Deutschen Poesie auch die Schwäbische. Heinrich von Veldeck, in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts, ist einer der ältesten in dieser Dichterreihe, Konrad von Würzburg, in der zweiten Hälfte des dreizehnten, einer der lezten. Zwischen Beiden liegt ein großer Reichthum herrlicher lyrischer und epischer Gedichte.

Die lyrischen, bekannt unter dem Namen der Minnelieder, voll Anmuth in der Sprache und kunstreich im Versbau, besingen vornehmlich die Liebe und den Frühling in den mannichfaltigsten Wendungen und Weisen; doch giebt es von den Dichtern dieser Lieder auch andere, religiösen, moralischen und politischen Inhalts. Zu den berühmtesten Minnesängern gehören außer den beiden schon oben genannten: Wolfram von Eschenbach, Walther von der Vogelweide, Heinrich von Ofterdingen,

Ulrich von Lichtenstein, Gottfried von Strasburg und Andere. Von dem größten Gewichte für diese Poesie war es, daß sie nicht bloß von den mittleren und niederen Ständen getrieben ward. Kaiser und Könige, Fürsten und Grafen, welche die Geschichte sonst nur in ernsthafter Anstrengung, in kühnen Schlachten, in gewaltigen Thaten darstellt, treten selbst als Dichter auf, und erscheinen in diesem Kreise mild, zart und fast tändelnd. Wir haben Gedichte, die Kaiser Heinrich VI. und dem unglücklichen Konradin zugeschrieben werden; andere rühren von dem Könige Wenzel von Böhmen, dem Markgrafen Otto mit dem Pfeile von Brandenburg, den Herzogen Heinrich von Breslau und Johann von Brabant u. s. w. her. Unter den Fürsten, welche sich als Beschützer und Beförderer der Dichtkunst zeigten, treten besonders der Landgraf Hermann von Thüringen und die Österreichischen Herzoge aus dem Babenbergischen Hause hervor. An ihren Höfen sammleten sich die liederreichen Sänger, und der poetische Wettstreit auf der Wartburg, ein noch vorhandenes Werk, hat eine solche Zusammenkunft der berühmtesten Minnesänger zum Gegenstande. Die Poesie, sagt ein geistreicher Schriftsteller, war ein allgemeines Bedürfniß des Lebens und von diesem ungetrennt. — Rüdiger von Manesse, der ums Jahr 1300 zu Zürch oder auf seiner Burg zu Manegk lebte, veranstaltete eine noch vorhandene Sammlung ausgewählter Lieder aus dieser Zeit von etwa hundert und vierzig Dichtern.

Die epischen Gedichte beziehen sich hauptsächlich auf drei Sagen- und Fabelkreise, nämlich auf die schon angeführten von Karl dem Großen und dem Könige Artus, und auf den von den alten Gothischen, Fränkischen und Burgundischen Helden aus der Zeit der Völkerwanderung.

Aus allen dreien sind Werke Deutscher Dichter dieser Zeit, nach Französischen Vorbildern bearbeitet, vorhanden. Dem erstern gehört Wolframs von Eschenbach Wilhelm von Oranse; dem zweiten desselben Dichters Parcival und der Tristan des Gottfried von Strasburg an. Aber merkwürdiger noch sind die Gesänge, welche den dritten Fabelkreis betreffen, zu dem die Nibelungen gehören. Diese Gedichte sind ihrem Stoff und ihrer Weise nach ganz Deutsch, und den Provenzalen und Franzosen kaum bekannt gewesen; sie weisen, wie ein neuerer Beurtheiler sagt *), nach dem Norden hin und seiner Mythologie; auch ist ihr Gegenstand in den Skandinavischen Sprachen vielfach behandelt worden. Das Nibelungen-Lied, dessen letzte Bearbeitung, so wie es auf uns gekommen, in die letzten Zeiten des zwölften, oder in die ersten des dreizehnten Jahrhunderts fällt, zeichnet sich durch Sprache, Versbau und innere Vollendung vor allen Gedichten dieser Zeit aus; die Rundung und die Beziehung alles Einzelnen auf einen großen Mittelpunct in diesem Werke haben mit Recht eine besondere Bewunderung und Verehrung gefunden, und der wiederbelebte volksthümliche Geist der Deutschen erfrischt sich daran wie an einer reinen und ungetrübten Quelle der Vorzeit. Der große Dichter, der ihm seine letzte Gestalt gab, dessen Namen wir nicht einmal kennen, da er bescheiden von sich selbst schweigt, muß sich mit möglichster Treue an die ehrwürdige Sage angeschlossen haben, da er sich der Einmischungen aus späteren Zeiten fast gänzlich enthalten hat, und selbst von den Kreuzzügen, die sonst in allen Werken jener Zeit vorkommen, nichts erwähnt.

Außer diesen Gedichten, welche jenen drei Fabelkreisen

*) Tieck Vorrede zu den Minneliedern, S. VIII.

angehören, giebt es noch eine Menge anderer historischen Inhalts, die entweder aus der spätern Geschichte entnommen sind, wie der Herzog Ernst von Heinrich von Veldeck, oder, nach der schon im vorigen Abschnitt erwähnten Art, Begebenheiten des Griechischen und Römischen Alterthums behandeln, wie zum Beispiel die Äneide von Heinrich von Veldeck, die Trojanischen Abenteuer von Konrad von Würzburg bearbeitet. Aber der Stoff dieser letztern Gattung ist nicht aus den Römischen und Griechischen Dichtern selbst geschöpft, sondern aus späteren Bearbeitungen entlehnt, wo er zum Theil schon die Umbildung in den romantischen Geist und Sinn erhalten hatte, in welchem alle Sagen aus der antiken Welt in diesen Werken dargestellt erscheinen.

Diese schöne Zeit der Poesie war, wie schon gesagt, nicht von langer Dauer, sie ging unter, zerstört und vernichtet durch den veränderten Zustand der Dinge. Die Fürsten entzogen sich den Dichtern *), und der Adel gab die Beschäftigung mit der Poesie auf, welche nun in die Städte und in die Werkstätten der Handwerker eindrang. Hiedurch mußte sich der ganze Stoff und die bisherige Weise verändern. An die Stelle ritterlicher und romantischer Gefühle trat moralischer Ernst, und ein breites lehrhaftes Wesen, und das freie Spiel der Verskunst verwandelte sich unter den Händen der Meistersänger in eine steife handwerksmäßige Förmlichkeit. Unter dieser Benennung versteht man nämlich gewöhnlich diejenigen Dichter, welche vom Ende dieser Periode oder vom Anfang des vierzehnten Jahrhunderts an die sinkende Kunst in soge-

*) Konrad von Würzburg klagt sehr häufig, daß die Kunst von Denen, welche sie ehren sollten, verachtet werde.

nannten Singschulen übten, während Andere sie auch über die kunstreichen Dichter der Schwäbischen Zeit, im Gegensatz zu den Volksſängern, ausdehnen.

---

48. Die Scholastiker.

Während unter fröhlichen Festen an den Höfen der Fürsten süße Gesänge von Liebe und ritterlichem Leben in der lebendigen Landessprache ertönten, bildete sich, abgesondert von dem Leben und seiner Sprache, in den dumpfen Zellen der Klöster in der genauesten Beziehung zur Hierarchie die tiefsinnige Scholastik.

Die ganze Richtung der Zeit wies die nach höherer Wissenschaft Strebenden fast einzig und allein auf Religion und Theologie hin, deren Grundlage das Kirchenthum unabänderlich festgestellt hatte. Es blieb also dem speculativen Sinne nichts übrig, als der Versuch, die Ergebnisse seiner Forschung mit der Offenbarung, wie die Lehren derselben von der Kirche gefaßt und bestimmt wurden, in Einklang zu bringen, und auf diese Verbindung ihr Gebäude zu errichten. Indem aber die Scholastik von unveränderlichen Sätzen ausging, und späterhin sich an das für unbestreitbar geachtete Ansehen des Aristoteles band, wurde sie ein wunderbares Gemisch von Glauben an feste, alle weitere Auflösung verbietende Bestandtheile, und von alles auseinanderlegender und nach allen Seiten wieder frei verknüpfender Wissenschaft, von Beharrlichkeit bei festen Ausgangspuncten und von strenger Durchführung; welches Gemisch Denen, welche den rechten Gesichtspunct nicht gefunden haben, so wunderbar vorgekommen ist, daß

sie, indem sie auf der einen Seite mit Bewunderung den redlichen Ernst in der Untersuchung, den nie ermüdenden Scharfsinn bei der Erforschung bemerkten, doch andrerseits sich kaum eines mitleidigen Lächelns enthalten konnten, wenn sie den Inhalt mancher Fragen betrachteten, bei welchen dieser bewunderte Tiefsinn geschäftig war.

Eine ausgestorbene, mit dem kirchlichen Wesen verwachsene Sprache, die Lateinische, wurde das Werkzeug dieser Scholastiker. Da aber diese Sprache, selbst in ihrer lebendigen Blüthe, zur Bezeichnung philosophischer Begriffe nicht sehr tauglich gewesen war, so mußten die Scholastiker bis an ihre Wurzel greifen, und, zum größten Nutzen aller neulateinischen Sprachen, die dadurch einen Vorrath von Wörtern zur Bezeichnung abgezogener Begriffe erhielten, sie zwingen, eine neue Frucht zu treiben, welche den Verehrern des Lateinischen in seinen classischen Formen als eine Ausartung und geschmacklose Barbarei erscheint. Die Scholastiker aber, welche nur strebten, die Sprachbezeichnung so zu vervielfältigen, wie es die sich immer überbietende Abstraction erforderte, wie sie z. B. die Diesheit, haecceitas, und vieles Ähnliche sagten, setzten sich über alle Kunst und Geschmacksforderung hinweg, welche auch ihrer ganzen Darstellung fern blieb. Aller Stil ging unter in den bloß logischen Formen von Sätzen und Gegensätzen, Beweisen und Widerlegungen, die noch dazu in förmlichen Schlußreihen ausgesprochen wurden, so daß die Losreißung von aller Schönheit und Kunst sich nicht allein durch die Beschränkung des Inhalts, sondern auch durch die Form beurkundet. Daher ist auch an keine lebendige Eigenthümlichkeit der Schriftsteller zu denken, sondern alle sehen sich in der Darstellung gleich, und unterscheiden sich nur durch den höher getriebenen Grad der Spitzfindigkeit und der

Abgezogenheit. Bei dem beginnenden Kampfe mit der Hierarchie wurde auch die Scholastik der Gegenstand des Angriffs. Der aufkeimende Kunstsinn und der Protestantismus verdrängten sie, und die Erforschung der Natur und der Geschichte gab andern, vollen und reichern Stoff.

Die Scholastik bildete sich, wie natürlich, nicht auf einmal, sondern entstand nach und nach. Schon früher (Th. III. S. 452.) ist bemerkt, wie die Theologie von den Kirchenvätern auf philosophische Weise behandelt, und so eine Verbindung der Philosophie mit der Religion herbeigeführt wurde. Als um die Zeit Karls des Großen die Wissenschaften sich wieder einigermaßen zu heben begannen, philosophirte Johannes Scotus Erigena (Th. IV. S. 223.) in diesem Sinne. Doch gab erst im elften Jahrhundert Lanfrancus, zuletzt Erzbischof von Canterbury (Th. IV. S. 358.), der Dialektik einen neuen Schwung. Er griff den Berengarius von Tours, weil dieser verständige Mann das Dogma von der Brotverwandlung bestritt, heftig an und verketzerte ihn, und da er nach der Meinung der Meisten in diesem Kampfe den Sieg davon getragen hatte, so wuchs sein Ruhm außerordentlich. Sein Nachfolger auf dem erzbischöflichen Stuhle von Canterbury, Anselmus aus Aosta (oben S. 80.) übertraf ihn bei weitem. Dieser auch durch seinen trefflichen Wandel und ächt christliche Tugenden ausgezeichnete Mann vollendete die innige Verbindung der Dialektik und der Theologie, und wurde der eigentliche Begründer der Scholastik.

Eine neue Periode dieser Philosophie begann, als Johann Roscelin aus der Bretagne (um 1100) mit der Lehre auftrat, daß die allgemeinen Begriffe keine Wirklichkeit haben, sondern bloße Worte seyen. Dieser Behauptung stellte sich zunächst Wilhelm von Champeaux ent-

gegen, und behauptete die Realität der Gattungsbegriffe. So entstanden die zwei Schulen der Nominalisten und Realisten, die einander mit großer Heftigkeit bekämpften. Die letzteren bildeten lange die mächtigere und zahlreichere Partei und besetzten alle Lehrstühle auf den Universitäten; späterhin erhielten die Nominalisten das Übergewicht. Der berühmte Abälard (Th. IV. S. 447.) war anfangs ein Schüler Wilhelms von Champeaux. Bald aber bestritt er ihn, und verdunkelte ihn völlig.

Mit dem Albertus Magnus, um das Jahr 1200 zu Lauingen an der Donau aus einem adeligen Geschlechte geboren, fing vorzüglich das Ansehn des Aristoteles an, und es sonderte sich die natürliche Theologie von der dogmatischen ab. Die Schwierigkeit, des Aristoteles Behauptungen mit dem kirchlichen dogmatischen System auszugleichen, zwang oft zu der Unterscheidung zwischen einer theologischen und philosophischen Wahrheit. — Albertus lehrte in den Mönchsschulen zu Hildesheim, Regensburg und Köln, ja auch in Paris. Im Jahre 1249 ward er der Schule zu Köln vorgesetzt, und sogar vom Könige Wilhelm mit einem Besuche beehrt. Sein ihm vom Papst übertragenes Bisthum zu Regensburg gab er freiwillig auf, um sich als Mönch in seiner Zelle zu Köln mit den Wissenschaften zu beschäftigen.

Sein großer und scharfsinniger Schüler Thomas von Aquino wurde eine Hauptstütze der Scholastiker. Er war ein Neapolitaner, aus einem edlen Geschlechte. Weder Gewalt noch Überredung von Seiten seiner Ältern konnten ihn von den Studien abhalten. Er entsprang aus einem Fenster, um in den Dominicanerorden zu treten, und lebte erst zu Rom, dann zu Köln, wo Albert der Große lehrte. Nachdem er in Paris 1255 die Doctorwürde erhalten hatte,

trat er fast in allen angesehenen Städten Italiens als Lehrer auf. Die große dialektische Kunst, vermöge deren er neue Sätze erfand oder alte bestritt und berichtigte, machte ihn zum Haupte einer Schule, deren Anhänger sich nach ihm Thomisten, ihn selbst aber den engelgleichen Lehrer (Doctor angelicus) nannten.

An grübelndem Tiefsinn, an einem Scharfsinn, der alles bis zur höchsten Spitze trieb, übertraf ihn noch sein Gegner, der große Johann Duns Scotus (geb. 1275, gest. 1308), mit dem Beinamen der Scharfsinnigste (Doctor subtilissimus), ein Franziscaner aus Duns in Irland, der in Oxford mit außerordentlichem Beifall lehrte. Seine neuen Distinctionen und Abstractionen, durch welche er alle bisherigen Scholastiker überbot, machten ihn zum Haupt einer andern Schule, deren Anhänger Scotisten hießen. Zu ihm bekannten sich vorzüglich die Franziscaner, so wie zum Thomas die Dominicaner. Die schriftstellerische Fruchtbarkeit beider Männer war nicht gering. Die Werke des Erstern sind in achtzehn, die des zweiten in vierzehn Folianten gesammelt, ohne das was ungedruckt geblieben ist.

Die Bekanntschaft mit den naturhistorischen Schriften des Aristoteles brachte auch einige physikalische Kenntnisse und Untersuchungen in Gang. Schon Albert der Große beschäftigte sich neben seiner Scholastik damit, und er soll viele sehr künstliche Maschinen verfertigt haben. Weit mehr aber leistete der Engländer Roger Baco (geb. 1214, gest. 1294), ein Franziscanermönch. Nachdem er zu Paris den Doctorgrad erworben hatte, eröffnete er zu Oxford Vorlesungen. Er machte manche bedeutende Erfindungen, die ihm aber den Ruf eines Zauberers zuzogen, den Ansichten jener Zeit gemäß, welche weder das Verhältniß Gottes noch das der menschlichen Vernunft zur Natur richtig ein=

sahen. Er wurde daher auch heftig verfolgt, woran freilich Neid eben so viel Schuld hatte als Aberglauben, endlich sogar in das Gefängniß geworfen, aus dem er erst nach vielen Jahren, kurz vor seinem Tode, befreiet wurde. Auch die Bekanntschaft mit den Arabern verbreitete mathematische, chemische und medicinische Kenntnisse, allein man überkam zugleich damit alchymistische und astrologische Verirrungen.

Neben der strengen und ernsthaften Scholastik hatte sich auch als ihr Gegensatz die Mystik gebildet. Sie lag eben so natürlich in dem Wesen der christlichen Religion, die ja noch viel inniger mit der Tiefe der Empfindungen als mit der Schärfe des Begriffs aufgefaßt werden kann und soll, zum Theil aber ward sie, wie die Scholastik durch den Aristoteles, so durch die Platonische Philosophie gefördert. Zu den Schriftstellern dieser Art gehört Johann Bonaventura aus dem Florentinischen (geb. 1221, gest. 1274) der im Franziscanerorden bis zum General, dann auch zum Cardinal emporstieg. Der Deutsche Sinn neigte vorzüglich zu dieser Richtung hin, und die Verehrer derselben nannten sich in der spätern Zeit die „Jünger der Brüderschaft der ewigen Weisheit." Einer der merkwürdigsten dieser Männer ist der Dominicanermönch Johann Tauler aus Strasburg oder Köln (geb. 1294, gest. 1361), der durch seine begeisterten Predigten seine Zeitgenossen und spätere Geschlechter erbauet hat, und eben so merkwürdig ist die sogenannte „Deutsche Theologie" ein Buch, dessen Verfasser man nicht kennt, dessen Vortrefflichkeit aber schon allein aus der Liebe und Hochachtung erhellt, welche Luther gegen dasselbe hegte.

---

49. Die ersten Universitäten *).

Die ältesten hohen Schulen gingen nicht von Stiftungen der Fürsten oder Stadtobrigkeiten aus, sondern bildeten sich von selbst, wenn an einem Orte ein berühmter Lehrer auftrat, viele Schüler zu sich lockte, und aus diesem einmal geknüpften Verhältniß dann eine ganze Reihenfolge von Lehrern hervorging. Es war das Zeitalter der Corporationen, und nichts natürlicher, als daß auch die des Studirens wegen an einem Orte Versammelten eine Innung bildeten, wie Geistliche, Ritter und Handwerker, und besondere Gesetze und Verfassungsregeln erhielten. In jenen Jahrhunderten, wo Bücher noch wenig verbreitet und schwer zu erlangen waren, wo daher mündlicher Unterricht beinahe der einzig mögliche Weg war, zu umfassenden Kenntnissen zu gelangen, waren Einfluß und Wirksamkeit der Universitäten noch viel größer als heut zu Tage, und als es nur noch wenige gab, war ihr Ruhm um so höher und um so verbreiteter. Man studirte weit länger als jetzt, viele der Lernenden standen durch ihr reiferes Alter, ihren Rang, ihre Ämter und Würden in weit größerm Ansehn, als die Studenten unserer Tage.

Die drei Universitäten, welche am frühesten blühten, waren Salerno für Arzneikunde, Paris für Theologie und Philosophie, und Bologna für Rechtswissenschaft. Denn zuerst lehrte man an diesen Orten nur einzelne Wissenschaften oder einen bestimmten Kreis von Disciplinen, erst später kamen die übrigen Lehrgegenstände hinzu. Daher auch der Name Universitas nicht auf die Gesammtheit

*) v. Savigny's treffliche Darstellung in der Geschichte des Röm. Rechts im Mittelalter, Bd. III. Cap. XXI.

der Wissenschaften zu beziehen ist, sondern auf die bei Gelegenheit der hohen Schule entstandene Corporation. Auch der in jenen Jahrhunderten gebräuchliche Ausdruck studium generale geht nur auf die ausgedehnte Bestimmung und Wirksamkeit der hohen Schulen. Salerno erhielt seine Verfassung durch König Roger II. von Sicilien, die beiden anderen genannten Universitäten aber sind für die allgemeine Culturgeschichte ungleich wichtiger, weil sie den zahlreichen späteren hohen Schulen als Vorbild gedient haben, welches bei Salerno nicht der Fall ist. Paris wurde das Muster für England und Deutschland, während sich fast alle übrigen Universitäten in Frankreich so wie die Italienischen und Spanischen nach Bologna bildeten.

Der Anfang der Universität von Bologna kann so wenig als der der beiden übrigen mit Genauigkeit bestimmt werden. Das Römische Recht war in Italien zu keiner Zeit völlig erloschen, es wurde in Gerichten angewendet, in Schriften bearbeitet und mündlich gelehrt, aber die Kenntniß und Anwendung desselben waren dürftig, bis die Cultur, der Wohlstand, die Macht, die republikanische Gestaltung, zu welchen die Lombardischen Städte im zwölften Jahrhunderte emporwuchsen, auch ein ausgebildetes bürgerliches Recht erforderten, und daher ein gründlicheres, lebendigeres Studium des Römischen Rechts hervorriefen. Dieses fand zu Bologna seine Hauptstätte *). Der erste

*) Neben dem Römischen Rechte wurde auch das canonische oder kirchliche ein vorzüglicher Lehrgegenstand der hohen Schulen. Der neu erwachte große Eifer für die Rechtswissenschaft regte den Benedictinermönch Gratian zur Bearbeitung eines Systems des geistlichen Rechts an, welches er um das Jahr 1150 in einer Sammlung von Kirchenschlüssen und päpstlichen Verfügungen aufstellte. Das Decret Gratians (so wurde es genannt) erhielt außerordentlichen Beifall, und wurde als Rechtsquelle betrachtet. Da aber die

berühmte Lehrer, welcher der dortigen Rechtsschule ihren großen Schwung gab, war Irnerius (gest. um 1140); Kaiser Friedrich I. ertheilte ihr 1158 auf dem Roncalischen Reichstage die ersten Privilegien, durch welche die Schüler in besondern Schutz genommen, und ihnen ein eigener Gerichtsstand bewilligt wurde. Überhaupt begünstigte sie die weltliche und geistliche Obrigkeit hier so wie auf anderen Universitäten so viel als irgend möglich. Sie waren frei von bürgerlichen Lasten, und obschon sie dadurch, daß man sie zu den Geistlichen zählte, mancher härtern weltlichen Strafe entgingen, so drangen doch selbst die Päpste darauf, daß man die Kirchengesetze nicht sogleich streng gegen sie anwenden solle*). Zur Zeit des berühmten Rechtslehrers Azzo, der um das Jahr 1200 blühte, waren in Bologna zehntausend Studirende aus allen Ländern. Die Schüler waren es, die hier die eigentliche Corporation bildeten, und aus ihrer Mitte die Häupter der Genossenschaft wählten. Man wird diese Einrichtung weniger seltsam finden, wenn man bedenkt, daß ein großer Theil der damaligen Studirenden aus Männern bestand, welche in der Heimath schon Ämter und Würden besaßen, und nur aus Liebe zur Wissenschaft das ferne Bologna aufsuchten, daher große Begünstigungen erwarteten und verdienten. Noch ehe die übrigen Facultäten in Bologna auftraten und abgesonderte Corporationen bildeten, theilten sich die dortigen

---

Decretalen der Päpste sich seit dieser Zeit außerordentlich häuften, so entstanden wieder mehrere Sammlungen derselben, bis Gregor IX. durch den Dominicaner Raimund von Pennaforte eine neue in fünf Bücher getheilte verfertigen ließ, die er als die völlig authentische betrachtet wissen wollte. Daher sandte er sie 1234 den Universitäten Paris und Bologna zu, damit sie in den Vorlesungen erklärt würde, und befahl, daß in den Gerichten danach gesprochen werden sollte.

*) v. Raumer Gesch. der Hohenstaufen, Bd. VI. S. 456.

Scholaren in zwei Hauptkörper oder Universitates nach dem Vaterlande, nämlich in Citramontaner und Ultramontaner. Jene bestanden wieder aus siebzehn Nationen, diese aus achtzehn. Der erste Beamte der Universität war der Rector. Um zu dieser Würde zu gelangen, mußte man Scholar seyn (doch kommen auch Professoren als Rectoren vor), unverheirathet, fünf und zwanzig Jahre alt, und wenigstens fünf Jahre auf eigne Kosten die Rechtswissenschaft studirt haben. Der Rector wurde jährlich neu gewählt, und sollte im Range, mit Ausnahme des Bischofs von Bologna, allen Bischöfen und Erzbischöfen vorangehen. Anfänglich bezeichnete man die Lehrer mit dem Namen Doctor, ohne darunter eine besondere Würde zu verstehen, erst um die Mitte des zwölften Jahrhunderts scheint der Name und die Würde eines Doctors besonders verliehen worden zu seyn. Die sich dazu meldenden Candidaten wurden geprüft, und wenn sie würdig erschienen, als neue Glieder in die Reihe der Doctoren einzutreten, so erhielten sie durch diese Aufnahme (Promotion) ein unbeschränktes Recht zu lehren, und das Recht der Theilnahme an neuen Promotionen.

Keine Universität hat ihren Ruhm so lange behauptet und einen solchen Einfluß auf Kirche und Staat geübt, als Paris. Obschon die Meinung einiger Schriftsteller, welche die Stiftung dieser Universität unmittelbar von den Einrichtungen Karls des Großen ableitet, unhaltbar ist, so ist sie doch sehr alt, aber ihr eigentlicher Anfangspunct nicht anzugeben. Im zwölften Jahrhundert fanden sich hier mehrere ausgezeichnete Lehrer der Theologie und Philosophie, unter welchen Petrus Lombardus (gest. 1164), ein Schüler Abälards, der berühmteste wurde. Seine libri sententiarum enthalten ein System der Theologie,

welches Jahrhunderte hindurch aller Bildung in derselben zum Grunde gelegt worden ist. In der Verfassung der Universität Paris zeigt sich ein merkwürdiger Gegensatz zu der von Bologna. Denn hier bestand die Corporation aus sämmtlichen Lehrern, diese waren im Besitz aller Gewalt, und von den Schülern, als bloß unterthänigen Mitgliedern des kleinen Staates, war dabei gar nicht die Rede. Ja so groß zeigte sich der Unterschied in der Disciplin der Scholaren, daß Ruthenstreiche, die dem Schuldigen in Gegenwart des Rectors auf den entblößten Rücken gegeben wurden, eine sehr gewöhnliche Strafe waren. Dennoch fehlte es weder hier noch auf anderen Universitäten an Unruhen, Händeln mit der Bürgerschaft und Auswanderungen der Studenten. Die Furcht vor diesen Auswanderungen bewirkte, daß Unruhestifter unter den Studirenden oft weniger streng bestraft wurden, als sie es verdient hätten.

Zu den Universitäten, die in diesem Zeitraume noch entstanden, gehören in Italien: Padua, Neapel (oben S. 107.), Reggio, Rom, Treviso; in Frankreich: Montpellier, Orleans und Toulouse. In Spanien war Salamanca. In England sind Cambridge und Oxford so alt, daß man ihren Ursprung nicht angeben kann.

---

50. Spanien und Portugal.

Die christlichen Staaten der Pyrenäischen Halbinsel, Castilien, Leon, Navarra, Aragonien, Barcelona (Th. IV. S. 376.), bildeten eine kleine für sich bestehende Welt, die in ihrem Innern genugsam beschäftigt, in wenige Berührungen mit den übrigen Staaten des westlichen Europa kam. Alle Kräfte waren fortwährend auf den hartnäckigen Kampf

gegen die Araber gerichtet, die gegen die Christen immer mehr in Nachtheil traten, seitdem der Omijadenstaat in eine Menge kleiner Herrschaften zersplittert worden war. Unter den Fürsten dieser Staaten war der über das vereinigte Cordova und Sevilla regierende König der mächtigste, aber auch er hatte von den Castiliern, als diese 1085 Toledo erobert hatten, Alles zu fürchten, und obschon das christliche Spanien nicht minder getheilt, und oft in sich selbst zwieträchtig war, würde die Arabische Herrschaft in Spanien schneller ihr Ende erreicht haben, wenn sich der Mohammedanismus nicht aus Africa wieder erfrischt hätte.

Im Nordwesten dieses Erdtheils hauseten im elften Jahrhundert rohe Arabische Stämme, fast ohne alle Kenntniß von Religion. Zu diesen kam Abdalah Ben Yasim, predigte den Islam und erweckte Lust und Muth zu Krieg und Eroberung. Er nannte diese neuen Streiter für den Islam Morabethen oder Almoraviden, und ernannte den Abu Bekr zu ihrem Herrscher, der die begonnenen Eroberungen fortsetzte und 1070 Marocco gründete *). Abu Bekrs Nachfolger, Jusef Ben Tasfen, ein tapferer und thätiger Fürst, der die Macht der Morabethen noch weiter ausgedehnt und höheres Ansehen erworben hatte, ward von dem Könige von Sevilla zu Hülfe gerufen. Er erschien, und schlug die Christen 1086 in einer großen Schlacht bei Zalacca, aber bald wurde er nach den Besitzungen, die er geschützt, selbst lüstern, und unterwarf sich durch Gewalt und Treulosigkeit das ganze Arabische Spanien. So bekamen die Feinde des christlichen Glaubens neue Stärke; doch die Christen verloren darum den Muth

*) Conde Gesch. der Mauren in Spanien, Deutsche Übers. Bd. II. S. 73.

nicht. Die Könige von Aragonien drangen gerade damals aus ihren Gebirgen hervor, und Alfons I. erweiterte sein kleines Besitzthum durch Huesca, Tudela und das besonders wichtige Saragossa (1118). Der König von Castilien und Leon, Alfons VI. (gest. 1109), gab damals alle im heutigen nördlichen Portugal gemachten Eroberungen mit der Hand seiner natürlichen Tochter Therese an den Grafen Heinrich von Burgund (vom Capetingischen Königsstamme), der ihm zu Hülfe geeilt war, als ein von Castilien abhängiges Fürstenthum. Als endlich Alfons VIII., König von Leon und Castilien, dem die Könige von Aragonien und Navarra, die Grafen von Barcelona und Toulouse huldigten, sich auf einer feierlichen Versammlung zu Leon zum Kaiser von Spanien ausrufen ließ (1135), schien er dabei den Gedanken zu haben, alle christlichen Kräfte der Halbinsel zu einem kräftigen Ganzen zu vereinigen. Aber dieses Kaiserthum war von kurzem Bestande. Schon bei Alfonsens Lebzeiten fingen die Kämpfe der christlichen Staaten unter einander wieder an; selbst sein Lehnsmann der Graf von Portugal machte sich unabhängig, nahm die Königswürde an, und vermehrte dadurch nur die Verwickelung der inneren Fehden; bei seinem Tode aber (1157) theilte Alfons sogar das von ihm unmittelbar beherrschte Reich in zwei Theile: Leon, mit Asturien und Galicien, und Castilien, wozu Burgos, Biscaya und Toledo gehörten. Gegen das Ende dieser Regierung wurde der Grund zu dem geistlichen Ritterorden von St. Julian, späterhin von Alcantara genannt, gelegt, der zum Kriege gegen die Mauren bestimmt und nach dem Muster der Templer gebildet war. In der Folge entstanden im Castilischen Reiche noch zwei andere ähnliche Orden zu demselben Zwecke, der von Calatrava und der von St. Jago di Compostella.

Indeß ward, dem sich stets wiederholenden Entwickelungsgange der Arabischen Reiche gemäß, die Macht der Almoraviden eben so schnell zerstört, als sie entstanden war. Eine von frischem Fanatismus durchdrungene Secte, die Muahedim oder Almohaden, stürzte sie, und machte 1146 durch Eroberung von Marocco ihrem Reiche in Africa ein Ende. Um dieselbe Zeit gingen die Sieger nach Spanien hinüber, und begannen auch hier ihre Macht auszubreiten. Ihr Fürst Jacub Almanzor, dessen Trefflichkeit und Macht die Arabischen Geschichtschreiber nicht genug preisen können *) errang 1195 über die Castilier bei Alarcos einen großen Sieg, und doch konnte die drohende Gefahr die Christen nicht dahin bringen, von ihren Zwistigkeiten zu lassen. Größere Erfolge zu erringen kam 1210 Jacubs Nachfolger Muhamed mit einem Heere nach Spanien, welches mehr als fünfmal hunderttausend Streiter gezählt haben soll. Zum Glück hatten die christlichen Könige damals Friede geschlossen; das geistliche Haupt der Christenheit, der Papst Innocenz III., ermahnte dringend, diese Eintracht zu erhalten, und verstärkte die Kräfte der Spanier durch einen Kreuzzug, den er predigen ließ. So erfochten die vereinigten Könige von Castilien, Aragonien und Navarra auf der Ebene von Tolosa jenseits der Sierra Morena, durch deren Pässe ein Schäfer ihnen einen sichern Weg gezeigt, einen der allerglänzendsten Siege (1212). Fast zweimal hunderttausend Araber blieben auf dem Schlachtfelde, und von der ganzen Masse kamen nur wenige nach Africa zurück. Die Arabischen Geschichtschreiber selbst sehen diese Schlacht als eine Hauptursache des Verfalls ihres Reiches in Spanien an **).

*) Conde, Bd. II. S. 394.

**) Conde, Bd. II. S. 431.

Die nächste Folge derselben war, daß, da auch in Africa Erschütterungen folgten, die Herrschaft der Almohaden in Spanien sich auflösete. Zwar versuchte nun noch einmal ein kräftiger Mann, Aben Hud, ein Abkömmling der alten Könige von Saragossa, der sich zum Herrn von Sevilla, Granada und Murcia gemacht hatte, sich aller Mohammedanischen Staaten in Spanien zu bemächtigen und dadurch eine Kraft zu bilden, welche den immer gewaltigern Strom der christlichen Herrschaft in ein engeres Bett zurückzudrängen vermöchte; aber die Könige von Leon und Castilien merkten seine Absicht, und ließen ihm nicht Zeit sie auszuführen. Bei Merida gewann Alfons IX. von Leon einen Sieg über ihn (1230), der um so glänzender war, weil die Christen gegen eine sehr überlegene Macht mit einem kleinen Haufen gefochten hatten. Von dieser Zeit an wurde die Macht der Christen immer bedeutender. Ferdinand III. der Heilige, seit 1217 durch seine Mutter König von Castilien und 1230 beim Tode seines Vaters Alfons IX. auch von Leon, vereinigte beide Reiche auf immer, indem er die Untheilbarkeit derselben und das Recht der Erstgeburt als Grundgesetze für alle folgenden Zeiten feststellte. Castilien und das neben ihm mächtig emporstrebende Aragonien waren jetzt die beiden Hauptstaaten des christlichen Spaniens, Navarra dagegen, welches 1234 nach dem Tode König Sancho's VII. an den Grafen Theobald von Champagne kam, hatte wenig Bedeutung und Macht. Ferdinand der Heilige griff das mächtige Cordova an, an dessen Besitz, weil es immer die Hauptstadt der Arabischen Herrschaft gewesen war, bei den Mohammedanern der Glaube an die Fortdauer derselben haftete. Vergebens thaten die Einwohner den heftigsten Widerstand, Cordova mußte sich am 29. Juni 1236

den Christen ergeben, nachdem es fünfhundert und zwei und zwanzig Jahre in den Händen der Ungläubigen gewesen war. Die Bestürzung der Araber war außerordentlich, und bald nachher (1238) hatten sie auch den Verlust Aben Huds zu bedauern*), den einer seiner Günstlinge verrätherisch ermorden ließ. Aben Alahmar, König von Granada, verzweifelte am Widerstande, begab sich in Ferdinands Schutz, verpflichtete sich zu Zinszahlung und Heeresfolge, und überlieferte ihm die von den Christen hart bedrängte Stadt Jaen (1245). Ferdinand wandte nun seine Waffen gegen Sevilla. Sein Landheer rückte vor die Stadt, seine Flotte besetzte den Ausfluß des Guadalquivir. Von beiden Seiten wurden die ungeheuersten Anstrengungen gemacht; nur erst der gänzliche Mangel an Lebensmitteln nöthigte die Belagerten nach einem sechzehnmonatlichen Widerstande zur Übergabe (1248). Die Bewohner erhielten die gewöhnlich zugestandene Erlaubniß, mit ihren Habseligkeiten abzuziehen. Drei mal hunderttausend Mauren sollen Sevilla verlassen haben; sie gingen theils nach den noch übrigen Arabischen Gebieten, theils nach Africa. Zwei Jahre darauf unterwarf sich Ferdinand auch Xerez de la Frontera, Medina Sidonia, Cadiz und mehrere andere Plätze. Endlich wollte er durch einen Angriff auf Africa selbst den Quell aller frischen Kräfte des Feindes verstopfen, als ihn der Tod überraschte (1252).

Die Ausführung dieses fruchtbaren Gedankens, die Araber in Africa selbst anzugreifen, überließ er seinem Sohne und Nachfolger Alfons X. Dieser Fürst, welcher den Beinamen des Weisen erhalten hat, liebte und beför-

*) In dieses Jahr setzt Conde (Bd. III. S. 22.) Aben Huds Tod; nach Cardonne, Ferreras und Anderen wurde er noch vor der Einnahme von Cordova getödtet.

derte die Wissenschaften. Er erweiterte 1254 die Freiheiten der Universität zu Salamanca, und errichtete daselbst zwei neue Lehrstühle für die Naturlehre und einen für die Musik. Um die Landessprache in Aufnahme zu bringen, verordnete er 1260, daß alle öffentlichen Urkunden in derselben verfaßt werden sollten. Auch eine allgemeine Chronik von Spanien ließ er schreiben, die wir zum Theil noch haben. Auf seine Kosten wurden ferner astronomische Tafeln verfertigt, die den Sternkundigen noch jetzt unter dem Namen der Alphonsinischen bekannt sind. Er selber beschäftigte sich mit Musik, Dichtkunst und Sternkunde, mit Sterndeutung und Alchymie, Zweigen jener mystischen Naturlehre, die seine Arabischen Nachbarn damals so sehr in Aufnahme gebracht hatten. Aber die praktische Weisheit, welche das Rechte im Leben aufzufinden und mit Sicherheit zu vollführen vermag, fehlte ihm. Seine Regierung war von einer Reihe innerer, zum Theil über seine Lebenszeit hinaus dauernder Unruhen erfüllt. Anfangs schien er den Gedanken zu dem Africanischen Kriege mit großer Lebendigkeit zu ergreifen. Der Papst gab ihm den vierten Theil des Kirchenzehnten, er selbst vermehrte seine Schätze durch Ausprägung geringhaltiger Münzen, und ließ auch in Sevilla Schiffe bauen. Aber bald vertauschte er diesen Plan mit einem andern, der den Verhältnissen seines Reiches auf keine Weise angemessen war. Er wollte nämlich, wie wir schon aus der Deutschen Geschichte wissen, Römisch-Deutscher Kaiser werden, stürzte aber, ohne seinen Zweck zu erreichen, Castilien in Verwirrung. Denn um dies Schattenbild zu erjagen, vergeudete er nicht nur alle seine Schätze, sondern drückte auch seine Unterthanen mit Auflagen, und brachte durch die Verfälschung der Münzen große Theurung hervor. Dieser abzuhelfen, setzte er

einen bestimmten Preis für die Lebensmittel fest, bewirkte aber dadurch nur, daß bald nichts mehr zu Markte gebracht wurde. Dies rief große Unzufriedenheit hervor und Empörungen, an deren Spitze sich sogar des Königs Brüder stellten. Aber Alfons ließ sich dadurch nicht abhalten, seinen träumerischen Plan zu verfolgen, und ging 1274 nach Frankreich, um dort mit dem Papste persönlich zusammenzukommen. Sogleich eilten die Mauren, seine Abwesenheit zu benutzen. Es war damals in Africa die Dynastie der Meriniden gewaltig, durch welche die Macht der Almohaden heftig erschüttert, und schon dem Untergange nahe gebracht war. An den damals regierenden König aus diesem Geschlechte, Abu Jusef, wandte sich der König von Granada um Unterstützung. Abu Jusef kam mit einem großen Heere *), und die Christen wurden geschlagen. Don Sancho, Erzbischof von Toledo, Sohn des Königs von Aragonien, brachte in aller Eil ein Heer zusammen, um diese Schmach zu rächen. Aber auch dies Heer ward besiegt, und er selbst gefangen genommen. Bald erhob sich ein Streit zwischen den Spanischen und Africanischen Arabern, wer ihn behalten sollte, und schon wollten sie Kampf darüber erheben, als einer der vornehmsten Hauptleute sich dem Erzbischof näherte, und ihm mit einem Säbelhieb den Kopf spaltete, indem er sagte, es sey unbillig, daß so viele tapfere Krieger um einen Hund sterben sollten. Abu Jusef eroberte bald nachher Marocco, und machte dadurch der Herrschaft der Almohaden ein völliges Ende.

Als König Alfons von seiner Reise zurückkehrte, fand er seinen ältesten Sohn Ferdinand de la Cerda mit Hinterlassung zweier Söhne, Alfons und Ferdinand, gestorben.

---

*) Conde, Bd. III. S. 64.

Dieser Todesfall wurde die Ursache langjähriger Verwirrungen für das Castilische Reich; denn des Königs zweiter Sohn Sancho forderte jetzt, daß ihm mit Übergehung seiner beiden Neffen die Thronfolge versichert werde. Der König überließ die Entscheidung der Sache einer Versammlung der Stände, deren Ausspruch zu Gunsten Sancho's ausfiel; aber die Wittwe des ältern Bruders floh zum Könige von Aragonien, und auch der König von Frankreich, Philipp III., nahm sich als ein naher Verwandter ihrer an. Das Eingreifen dieses Fürsten war um so wichtiger, weil die Erbin von Navarra mit dem Französischen Thronerben vermählt werden, und dieses Reich, auf welches übrigens die Könige von Castilien und Aragonien gleichfalls Ansprüche machten, an Frankreich kommen sollte. Da Alfons der Weise zugleich einige Vorliebe für seine Enkel zeigte, so gerieth er dadurch mit seinem Sohn Sancho allmählig in einen Zwiespalt, der die große Kränkung für den Vater herbeiführte, daß der Sohn ihn in einer Versammlung der Stände für wahnwitzig und der Regierung unfähig erklärte. Alfons ward von Allen verlassen, er fand nur in der Stadt Badajoz Zuflucht, und Theilnahme nur bei dem mächtigen Könige Abu Jusef von Marocco und bei dem Papste Martin IV., welcher über den aufrührerischen Sohn den Bann aussprach. Kummer und Gram endeten mitten unter diesen Zerrüttungen Alfonsens Leben (1284).

Aragonien war seit dem zwölften Jahrhundert mit verdoppelter Macht wider die Mauren aufgetreten und mit großem Erfolge. Als Alfons I., König dieses Landes, welcher in neun und zwanzig Schlachten gesiegt hatte, beim Versuche, Fraga zu erobern, eine Niederlage erlitt, und

sein Leben verlor (1134), folgte ihm sein Bruder Ramiro, damals seit vierzig Jahren Geistlicher. Dem Herrschen und Kämpfen abgeneigt, legte dieser schon nach drei Jahren die Regierung nieder, und überließ sie dem Grafen Raimund von Barcelona, der sich künftig mit seiner damals zweijährigen Tochter Petronella verheirathen sollte. So waren seit 1137 Aragonien und Barcelona (Catalonien) vereinigt. Graf Raimund (den Königstitel wollte er nicht führen), einer der vollkommensten Fürsten und Ritter seiner Zeit, war das Schrecken der Mauren, die er aus vierzig Orten vertrieb. Er starb 1162 und es folgte ihm sein Sohn, König Alfons II. Dieser erwarb, vermöge früherer Anrechte seines Hauses, die Provence, und, durch das Testament des letzten Besitzers, die Grafschaft Roussillon. Gegen die Saracenen war er gewaltig, und für die Sicherheit in seinen Staaten wirkte er mit großem Eifer. Nach seinem Tode (1196) herrschte in Aragonien und Roussillon sein ältester Sohn Peter II., ein zweiter erhielt die Provence. Peter gewann auch die Herrschaft Montpellier; er war es, der an dem großen Siege bei Tolosa einen entschiedenen Antheil hatte. Durch seine Verhältnisse im südlichen Frankreich ward er in den Albigenserkrieg verwickelt, und fand hier, wie schon oben (S. 75.) erzählt ist, ritterlich kämpfend in einer Schlacht seinen Tod (1213). Ihm folgte sein damals erst fünfjähriger Sohn Jakob (Jayme) I., der in der Aragonischen Geschichte den Beinamen des Eroberers führt. Nachdem er sich sein Reich wider die Pläne herrschsüchtiger Verwandten mit einer für seine Jugend bewundernswerthen Klugheit und Thätigkeit gesichert hatte, begann er Kriege wider die Mauren, entriß ihnen zuerst die Balearischen Inseln, und griff dann (1232) das schöne Königreich Valencia an, dessen Besitz ihn vor-

züglich reizte, und von dessen Herrscher er beleidigt worden war. Auch dieser Kampf hatte guten Fortgang, mehrere feste Plätze fielen, und nun beschloß Jakob die Belagerung der Hauptstadt, indem er schwur, nicht eher in sein Reich zurückzukehren, bis sie erobert sey. Der Papst Gregor IX. ließ einen Kreuzzug predigen, und aus Frankreich und England strömten kriegslustige Haufen herbei, an diesem wichtigen Kampfe Theil zu nehmen. Valencia wurde eng eingeschlossen; als alle Außenwerke erobert waren, und drinnen die Lebensmittel fehlten, mußte es sich ergeben, unter der Bedingung, daß die Einwohner mit dem was sie tragen konnten, freien Abzug erhielten (1238). Die Stadt und die Umgegend wurden meistens mit Cataloniern bevölkert. Funfzehn Jahre nachher war die Eroberung des ganzen Königreichs Valencia beendigt, und dem Aragonischen Reiche auf allen Seiten Sicherheit vor den Angriffen der Mauren verschafft. Aber nicht bloß als Eroberer glänzte König Jakob, auch als Gesetzgeber zeigte er sich trefflich. Das Gesetzbuch, welches er sammeln ließ, und nach manchen Erweiterungen und Verbesserungen bestätigte, enthält so milde Verordnungen, wie sie bei keinem andern Volke jener Zeit sich finden *). Nur Theilungen des Reiches unter seine Söhne, die er schon bei seinem Leben anordnete, riefen Unzufriedenheit, Zwietracht, Aufstände und innere Kämpfe hervor, die sich damals um so schneller verbreiteten, da die Gesetze die Fehden nur beschränkt, nicht verboten hatten. Die Städte, welche unter den Räubereien, die ein solcher Zustand hervorrief und begünstigte, am meisten litten, schlossen daher Verbindungen, um selbst für die Verfolgung und Bestrafung der Übelthäter zu sorgen. Jakob starb 1276,

---

*) Schmidt Geschichte Aragoniens im Mittelalter, S. 159.

und hinterließ den Ruhm, den früh gefaßten Vorsatz, sein Leben dem Kampfe gegen die Ungläubigen zu widmen, aufs schönste erfüllt, in dreißig Schlachten, welche er geliefert, stets den Sieg behauptet, die eroberten Gebiete mit zahlreichen Kirchen geschmückt zu haben. Er war ein edler Fürst, und seine ritterlichen Tugenden glänzten auch in jenem davon erfüllten Zeitalter. Seine Persönlichkeit entsprach ihnen vollkommen; er war einer der schönsten Männer seiner Zeit, von kraftvollem, edlem Wuchse. Sein ältester Sohn Peter III. erhielt Aragonien mit Catalonien und Valencia, der jüngere, Jakob, Majorca, Roussillon und Montpellier.

Der Portugiesische Staat hatte in dieser Zeit schnell seine ganze Vollendung gewonnen. Nachdem Heinrich als Schwiegersohn des Königs Alfons VI. von Castilien und Leon das Land zwischen dem Minho und dem Duero — von der Stadt Porto (Portucale) Portugal genannt — erhalten hatte, mit der Erlaubniß Alles, was er von den Mauren gewinnen würde, dieser Grafschaft hinzuzufügen, war er unablässig thätig gegen die Ungläubigen, und lieferte ihnen siebzehn Schlachten. Aber sein Nachfolger Alfons I. (seit 1112), welcher den Beinamen des Eroberers führt, that für die Erweiterung des Landes noch mehr. Ein herrlicher Sieg über die Mauren bei Durique (1139), wo er mit kleiner Macht gegen eine vielfach überlegene zu streiten hatte, und der so groß und glänzend war, daß er nur durch die unmittelbare Mitwirkung Gottes selbst gewonnen zu seyn schien*), wurde Veranlassung, daß er den König=

*) In einer im Jahr 1596 entdeckten Urkunde erzählt Alfons selbst, daß ihm vor der Schlacht Christus am Kreuz erschienen sey und den Sieg verkündet habe.

lichen Titel annahm, den ihm anfangs die Könige von Castilien streitig machten, Papst Alexander III. aber gegen einen jährlichen Zins bestätigte. Im Jahre 1143 hielt Alfons einen feierlichen Reichstag zu Lamego, auf welchem die Erbfolgeordnung bestimmt und mehrere den Adel und das peinliche Recht betreffende Gesetze gegeben wurden. Mit Hülfe Englischer und Deutscher Kreuzfahrer wurde bald darauf (1147) den Mauren Lissabon entrissen. Alfons starb 1185. Sein Nachfolger Sancho I. erhielt von seiner Bemühung, das durch Krieg, Hungersnoth und Pest entvölkerte Land wieder mit Menschen zu besetzen, den Beinamen des Bevölkerers. Die folgenden Könige Alfons II. und Sancho II. wurden in Streitigkeiten mit der stolzen und reichen Geistlichkeit ihres Landes verwickelt, und Sancho durch Innocenz IV. auf derselben Kirchenversammlung zu Lyon, wo er den Kaiser Friedrich II. so demüthigte, seines Thrones entsetzt (1245). Daher standen auch die Kämpfe gegen die Mauren still, bis Sancho's Nachfolger, Alfons III., der Wiederhersteller (gest. 1279), durch Eroberung Algarbiens den Umfang des Reiches vollendete.

---

51. Die Skandinavischen Reiche.

Die Völker Skandinaviens gingen von ihrem frühern Zustande nur allmählig zu der Cultur und den Einrichtungen der südlicheren Länder über. In Schweden dauerte es noch einige Zeit, bis das Heidenthum vertilgt war, und blutige Streitigkeiten um den Thron verwirrten das Reich. Nachdem die Stenkilsche Dynastie erloschen war (1130), entstand Zwietracht zwischen den beiden Stämmen, in welche

das Volk von uralten Zeiten her zerfiel, den Schweden und den Gothen. Die Ersteren hielten sich an das Haus Swerker, die Letzteren an das Haus Bonde. Diese Geschlechter wechselten bald auf dem Throne, bald herrschten sie neben einander, bis sie sich in den steten Fehden aufrieben, und das Haus der Folkunger auf den Thron kam (1250). Der Jarl (so viel etwa als Majordomus) Birger aus diesem Geschlechte erhielt zwar nicht selbst die Krone, wie er sich geschmeichelt hatte, aber sein unmündiger Sohn Waldemar, an dessen Stelle er das Reich kräftig und tüchtig verwaltete. So lange er lebte, genoß es der Ruhe, aber nach seinem Tode (1266) fingen blutige Zwiste unter den Folkungern nach der vorigen Weise wieder an. Birger hatte Stockholm mit festen Mauern und hohen Thürmen umgeben, denn erst in dieser Zeit entstanden in Schweden Städte. Weder zunehmende Gewerbsthätigkeit und gesteigerte Bedürfnisse beförderten das städtische Leben, noch trieb Unsicherheit vor einem räuberischen Feinde zur Anlage von Burgen und ummauerten Plätzen. Auch hatte der Adel sich in Schweden nicht wie in anderen Ländern zu einem vor den übrigen Freien begünstigten Stande gebildet; diese waren daher nicht gezwungen, sich in Städte zu flüchten, um ihre Unabhängigkeit zu sichern. Darum ging hier das Gedeihen der Städte nicht vom Volke, sondern von der Aufmunterung und der Vorsorge der Fürsten aus *). Nur die Stadt Wisby auf der Insel Gothland hatte schon früher Ansehen und ausgebreiteten Handel. Es war aber diese Stadt von Deutschen gegründet, mit denen sich dann die Eingebornen vereinigt hatten, und neben ihnen ließen sich hier, gelockt

*) Rühs Geschichte Schwedens, Th. I. S. 183.

von der bequemen Lage für den Handel, Kaufleute von allen Nationen nieder. Merkwürdig ist ein frühes Seerecht, welches hier entstand, und auch an anderen Orten angenommen wurde.

Die Unterwerfung und Bekehrung Finnlands wurde im zwölften Jahrhundert von den Schweden begonnen, und am Ende des dreizehnten war diese Eroberung vollendet. Die Finnen standen noch auf einer sehr niedrigen Stufe der Cultur; das weibliche Geschlecht lebte in großer Herabwürdigung und Verachtung; es gab nur Freie und Sklaven, und für die Ersteren keine Obrigkeit. Da ihnen die Schweden an Ordnung, Ausdauer und Art der Waffen weit überlegen waren, wurden sie ohne viele Mühe besiegt, und zur Annahme der Taufe gezwungen.

Fast noch wilder und unruhiger als in Schweden ging es in Norwegen her. Auch hier waren die Zerrüttungen Folge des Mangels fester Erb- und Thronfolgegesetze. Es erhoben sich häufig Bastarde der Könige, die ein eben so gutes Recht an den Thron zu haben behaupteten, als die ehelichen Söhne, fanden Anhänger und erregten heftige Parteikämpfe. Erst Hakon V. (seit 1217) stellte die Ruhe wieder her, und sein Sohn Magnus VII. (1263—1280), der wegen seiner Sorgfalt für die Gesetzgebung den Beinamen Lagabätter (Gesetzverbesserer) erhielt, sicherte durch einen Vertrag mit der Geistlichkeit seinem Hause die Thronfolge. Unter Hakon V. unterwarf sich auch Island den Norwegischen Königen mit Vorbehalt der Regierung unter einem eigenen Jarl und seiner alten Gesetze.

Wichtiger, auch in Bezug auf Deutschland, ist die Geschichte von Dänemark während der Hohenstaufischen Zeit. Waldemar I. (1157—1182) verschaffte dem Staate Ruhe vor den Wendischen Seeräubern, die in Mecklenburg

und Pommern ihren Sitz hatten. In Verbindung mit Heinrich dem Löwen zog er wider sie zu Felde und schlug sie; er eroberte Rügen, und faßte in Pommern festen Fuß. Auch als Gesetzgeber machte sich Waldemar um sein Volk verdient. Hier stand ihm ein trefflicher Mann zur Seite, der Bischof Axel oder Absalon von Roeskild, nachmals Erzbischof von Lund, gleich ausgezeichnet als Staatsmann und als Beförderer der Wissenschaften. Auf Waldemar folgte sein Sohn Kanut VI., welcher seine Herrschaft in Holstein, Mecklenburg und Pommern noch weiter ausdehnte, und diesem sein Bruder Waldemar II. der Sieger (1203). Ihm huldigten gleich nach seinem Regierungsantritt zu Lübeck die Rügischen, Pommerschen und Mecklenburgischen Fürsten als König der Slaven und Herrn von Nordalbingien (Holstein). Ja Kaiser Friedrich II. trat ihm 1214 die Länder jenseits der Elbe und Eyder, die früher vom Deutschen Reiche abhängig gewesen waren, völlig ab. Waldemar setzte seine Eroberungen noch weiter fort, und unterwarf sich Pomerellen und einen Theil der Preußischen, Livländischen und Esthländischen Küsten. Dies war der höchste Gipfel der Macht, welche Dänemark je erreichte, von dem es aber schnell herabgestürzt ward. Es geschah dieses durch einen Vasallen Waldemars, den Grafen Heinrich von Schwerin, welcher, vom Könige beleidigt, den verwegenen Entschluß faßte, ihn gefangen zu nehmen, um ihm alsdann die Bedingungen nach Willkühr vorschreiben zu können. Es gelang ihm in der That am 6. Mai 1223 in der Nacht, als Waldemar mit seinem Sohne auf der Insel Lyör unweit Fünen, von der Jagd ermüdet, ohne Wache unter Zelten schlief. Er führte seine Gefangenen zuerst nach dem Altmärkischen Schlosse Lenzen und nachher nach Dannenberg. Dies zu thun würde er nicht im

Stande gewesen seyn, wenn nicht der Neid, den Waldemars große Eroberungen erregt hatten, ihn unterstützt hätte. Die Dänen ernannten zwar einen Reichsverweser, und wandten sich an Papst und Kaiser, ihrem Könige die Freiheit auszuwirken, aber lange vergeblich. Endlich kam die Auslösung zu Stande (1225). Die Bedingungen waren hart; Waldemar mußte allen Ansprüchen auf Holstein und auf sämmtliche Slavische Länder bis auf Rügen entsagen, 45,000 Mark Silber und andere Kostbarkeiten versprechen, auch einen Eid schwören, sich wegen seiner Gefangenschaft nicht rächen zu wollen. Er ließ sich zwar durch den Papst von seinem Schwure lösen und griff zu den Waffen, aber ohne bessern Erfolg. In der Schlacht bei Bornhövede unweit Kiel (22. Jul. 1227) standen die Grafen von Schwerin und Schaumburg, der Erzbischof von Bremen, der Herzog Albert von Sachsen und die Lübecker wider ihn, und schlugen ihn trotz seiner Übermacht völlig. Damit endete die Herrschaft der Dänen im nördlichen Deutschland; Graf Adolf von Schaumburg behauptete Holstein; Hamburg und Lübeck bekamen vom Kaiser Friedrich so viele Vorrechte, daß sie der völligen Reichsfreiheit, die sie nachher erhielten, schon sehr nahe waren. Von seinem Vergleiche mit den Schwertbrüdern, wodurch er einen Theil von Esthland erhielt, ist schon oben (S. 173.) die Rede gewesen. Nach so vielem Verluste suchte er sich wenigstens um das, was er zurückbehielt, durch ein neues Gesetzbuch verdient zu machen. Er starb 1241, nachdem er das Königreich seinem Sohne Erich IV., das Herzogthum Schleswig aber dessen Bruder Abel vermacht hatte.

Diese Theilung verursachte innere Kriege, in denen das Land verwüstet und der Trotz der Barone verstärkt wurde. Denn auch in Dänemark hob der Adel sein Haupt

immer mehr empor, und der Staat schwankte zwischen der Erb- und der Wahlform. So wurde Abel, der seinen Bruder Erich ermordet hatte, 1250 von den Reichsständen zum König erwählt. Er ließ zwar seinem Sohne Waldemar die Nachfolge versichern; als er aber bald darauf von den Marschbauern der Nordseeküste, die er mit den Waffen zur Erlegung neuer Auflagen zwingen wollte, erschlagen wurde, wählte man seinen Bruder Christoph I., der es sich sehr angelegen seyn ließ, die großen Reichslehen wieder mit der Krone zu vereinen, und mit vieler Kraft, aber auch mit Härte, sein Ansehn behauptete. Dies war um so nöthiger, je größer die Zügellosigkeit des Adels und überhaupt die Unsicherheit im Lande war. Ein Edelmann holte 1255 einen Schleswigschen Bischof aus dem Bette, um von ihm Geld zu erpressen; auch die Landleute plünderten die Priester und ermordeten sie wol gar. Doch war es die Geistlichkeit, die sich dem Verfahren des Königs entgegensetzte. Jacob Erlandson, Erzbischof von Lund, wollte des Königs Gewalt über die Geistlichen nicht anerkennen, und machte ein vom Papst Alexander IV. bestätigtes Gesetz bekannt, vermöge dessen alle Kirchen im Reiche verschlossen werden sollten, wenn ein Bischof auf königlichen Befehl gefangen genommen würde. Als der König sich diesen Anmaßungen widersetzte, erregte der Erzbischof einen Aufruhr, und trachtete danach, ihn vom Throne zu stoßen. Im Verfolge dieses Kampfes wurde Christoph von einem erzbischöflichen Chorherrn durch Gift aus dem Wege geräumt (1259). Unter seinem Sohne Erich V. dauerte der Streit fort, bis endlich ein Vergleich zu Stande kam. Auch dieser König verlor durch eine vom Marschall Stigo angestiftete Verschwörung sein Leben (1286).

Die Isländer wurden noch immer von einem fast

instinctartigen Hange zum Reisen häufig in die südliche Welt getrieben. Es war eine Ehre, wenn Jemand weit gereis't war, und von fremden Sitten recht viel zu erzählen wußte. Die Isländer hatten sogar ein Sprichwort, welches die zu Hause erzogenen Kinder dumm nannte. In einem alten Isländischen Buche heißt es: „Öde und ärmlich ist unser Leben, wenn wir hier auf den Bergen, in Gründen und in Wüsteneien bleiben, und nie zu Anderen, und Andere nie zu uns kommen." Und im Königsspiegel, einer andern Schrift, liest man: „Willst du vollkommen in Wissenschaft seyn, so lerne alle Sprachen, besonders aber Latein und Welsch, denn diese Sprachen gehen am weitesten." Eben daselbst wird ein Jüngling also redend eingeführt: „Da ich jetzt in meinen besten Jahren bin, so will ich als Kaufmann fremde Länder sehen, denn ich wage es nicht, mich eher an den Hof zu begeben, bis ich vorher anderer Völker Sitten kennen gelernt habe." Der Isländer Björn that die Reise nach Rom dreimal, nahm seine Frau Olufa mit nach dem gelobten Lande, und führte ein sorgfältiges Tagebuch von seiner Reise, welches noch jetzt vorhanden ist. Viele dieser Isländer und andere Skandinavische Pilger nahmen Kriegsdienste im Süden, besonders in Constantinopel, und alle zeichneten sich durch ihre Ruhmliebe aus. Aber wenige blieben im Auslande; die meisten kehrten reich an Ehre und Gütern nach Hause zurück, um dort ihre Tage zu beschließen *). Liebe zur Poesie hatten die Isländer von ihren Stammsitzen mitgebracht. Sie pflegten diese Kunst ganz besonders, und Isländische Skalden erscheinen als Hofdichter Nordischer Könige. Durch diese Gabe, diese Geistesrichtung spielt die ärmliche, gleich-

*) Reisen der Skandinavier, in Schlözers Allgem. Nord. Gesch. A. W. H. Th. XXXI. S. 541.

sam außer der historischen Welt gelegene Insel in der Geschichte der Poesie eine merkwürdige Rolle. Die alten Nordischen Sagen, die sich lange nur wie die alten Griechischen von Munde zu Munde fortgepflanzt hatten, wurden nun auch aufgeschrieben. Die beiden berühmten Sammlungen derselben, welche unter dem Namen der ältern und jüngern Edda oft genannt werden, beziehen sich vornehmlich auf Odin und die Göttermythen. Aber auch zur Geschichtschreibung ist dieser Trieb, die Sagen fortzupflanzen, herangereist, und der Isländische Lagmann Snorro Sturleson (gest. 1241) hat ein treffliches Werk über die Nordische Geschichte hinterlassen. Etwas früher lebte ein berühmter Dänischer Schriftsteller, Saxo Grammaticus, welcher in zierlichem Latein eine Dänische Geschichte verfaßt hat, in welcher nur die mythischen Sagen über die früheren Zeiten ganz wie wahre Geschichte behandelt sind.

---

52. Die Mongolen.

Aus jenen vom Anfang der Geschichte bis auf unsere Tage von rohen nomadischen Stämmen durchzogenen Hochebnen Asiens, südlich von Sibirien, nördlich und westlich von China, den ursprünglichen Wohnsitzen der Hunnen, brachen im dreizehnten Jahrhundert die ihnen verwandten Mongolischen Stämme hervor, und wälzten Verderben über viele Länder Asiens und Europa's. Der Urheber dieses Weltsturmes war ein zweiter Attila, der furchtbare Dschingischan. Sein früherer Name war Temudschin; er war 1154 geboren, und Sohn eines Mongolischen Stammhauptes. Bei dem Tode seines Vaters war Temudschin noch ein Knabe; der größte Theil der Mongolen, die Jenem ge-

horcht hatten, fiel ab, und Temudschin mußte flüchtig werden. Als er aber heranwuchs, schwang er sich durch Tapferkeit und Entschlossenheit empor, und wurde Herr vieler weit verbreiteter Horden. Auf einem großen Reichstage in der Hauptstadt Karakorum (deren Lage nicht mehr mit Sicherheit ausgemittelt werden kann) trat ein heilig geachteter Schaman (Weissager) vor allem Volke auf, und erzählte, wie er eine himmlische Offenbarung gehabt, daß Temudschin von der Gottheit zum Herrn der Welt berufen sey, und daß man ihn Dschingis-Chan (den allergrößten Chan) nennen solle (1206). Temudschin war bereit, diesem Rufe zu folgen, und wußte seine Horden für die Ausführung seines Entschlusses zu begeistern. So begann ein Mann, der wie Alle seines Volkes weder lesen noch schreiben konnte, die Eroberung der Welt, und brach an der Spitze der wilden Schaaren hervor aus den Wüsten der Mongolei. Zuerst fiel er über das nördliche China her, stürzte den dort herrschenden Stamm der Niutsche, und unterwarf sich das Land. Hierauf forderte der Chalif von Bagdad (noch immer thronten dort jene Schattenfürsten) seine Hülfe gegen Mohammed, Sultan der Chorawesmier, der vom Kaspischen Meere bis nach Indien herrschte. Die Hinrichtung einiger für Kundschafter gehaltener Mongolischer Kaufleute gab die Veranlassung zum Kriege, einem der verwüstendsten in der Menschengeschichte, in welchem die Chowaresmier völlig unterlagen. Viele der blühendsten Städte gingen in Rauch auf, die Einwohner wurden zu vielen Tausenden erschlagen oder in die Sklaverei geschleppt, in Bochara, einem Hauptsitze Mohammedanischer Gelehrsamkeit, wurden die Bücher zerstört, Dinge, die keiner der barbarischen Sieger je gesehen hatte. Erbarmen galt für Verbrechen. Als Tuli, Dschingischans Sohn, nicht

alle Einwohner von Herat hatte umbringen lassen, sagte ihm sein Vater: „ich verbiete dir, jemals ohne meinen ausdrücklichen Befehl gegen die Bewohner eines Landes milde zu seyn; Mitleid findet sich nur in schwächlichen Gemüthern.“ Tuschi, ein anderer Sohn Dschingischans, drang in die Länder nördlich vom Schwarzen Meere vor, und besiegte die Russischen Fürsten. Als Dschingischan im Begriff war, sein furchtbares Schwert in den noch unbezwungenen Theil von China zu tragen, starb der Weltstürmer (1227).

Groß-Chan wurde an seiner Stelle sein Sohn Octai, unter welchem die Eroberungen fortgingen. Tuschi's Sohn Batu unterwarf sich Rußland; darauf überschwemmten die zahllosen Schwärme Polen, welches eben so wenig im Stande war, Widerstand zu leisten. Als sie Polen verwüstet hatten, ging eine große Horde über die Oder, verbrannte Breslau, und zog zum Kampfe gegen Herzog Heinrich den Frommen von Niederschlesien. Diese berühmte Schlacht wurde am 9. April 1241 auf der Ebne von Wahlstatt bei Liegnitz geliefert. Die Tataren (so wurden die Mongolen im Abendlande meistens genannt), welche das christliche Heer an Zahl vielfach übertrafen, siegten. Herzog Heinrich starb den edlen Heldentod in der Vertheidigung des Vaterlandes, und nicht vergeblich, denn die Sieger hatten einen so großen Verlust erlitten, daß sie keine Lust empfanden, ihren Weg in der Richtung nach Westen fortzusetzen. Vielmehr räumten sie Schlesien, und Deutschland war von diesen Unholden befreit. Desto schlimmer erging es Ungern, wo andere Mongolische Schaaren eingebrochen waren. Die unglücklichen Einwohner, welche den Barbaren in die Hände fielen, wurden verstümmelt, gemartert, ermordet. Die Mongolischen Knaben erhielten

von ihren Müttern Knittel, um die gefangenen Kinder zu erschlagen. Als der größte Theil des Landes in eine Einöde verwandelt, Hungersnoth mit ihrem ganzen schrecklichen Gefolge hereingebrochen war, zogen sich die Mongolen zurück. Aber es verging viele Zeit, ehe in Polen und Ungern die frühere Cultur wieder hergestellt werden konnte. Eine außerordentliche Bestürzung ergriff Europa bei diesen Nachrichten, während Kaiser und Papst einander gegenseitig die Schuld zuschoben, daß nichts gegen diese Feinde der Christenheit geschah.

In Asien wuchs die ungeheure Mongolenherrschaft noch immer mehr. Hulaku, ein Enkel Dschingischans, nahm 1258 Bagdad ein, wobei zweimal hunderttausend Menschen umgekommen seyn sollen, unter ihnen Mostasem, der sechs und funfzigste und letzte in der Reihe der Chalifen. Ein solches Ende nahm das Chalifat von Bagdad, welches einst vom Indus bis zum Atlantischen Meere den Völkern geboten hatte. Ferner wurden das südliche China, Tibet und andere Landschaften erobert.

Das unermeßliche Reich der Mongolen hatte das Schicksal aller durch Nomadeneroberungen gestifteten. Es zerfiel schon nach einigen Menschenaltern in vier Chanate: China, Iran (Persien), Dschagatai (Bucharei) und Kaptschack (nördlich vom Kaspischen Meere, zwischen der Wolga und dem Jaik). Dies letzte Chanat behauptete mehrere Jahrhunderte die Oberhoheit über Rußland.

---

53. Rußland.

Die Zerrüttung, in welche die Theilung Jaroslaws I. (Th. IV. S. 370.) Rußland gestürzt hatte, dauerte mehrere

Jahrhunderte. Ein Gesetz, welchem zufolge bei Erledigung des Thrones zu Kiew die Herrschaft nicht dem Sohne des verstorbenen Großfürsten, sondern dem Ältesten der Familie zufallen sollte, rief stets Unruhen hervor, wenn die Söhne Mittel fanden, dieser Anordnung zu widerstreben. Dazu kamen unaufhörliche blutige Fehden der Theilfürsten unter einander, deren Zahl zuletzt auf mehr als funfzig gestiegen war. Nach einiger Zeit (1157) entstand ein neues Großfürstenthum zu Wladimir, dem zu Kiew auch nicht dem Namen nach mehr unterwürfig, und weit mächtiger als dieses. Bald dieser bald jener Großfürst erneuerte die Ansprüche Fürstenthümer beliebig zu verleihen und die Heeresfolge in ihnen auszuschreiben. Die Theilfürsten aber erkannten, ohne gezwungen zu seyn, nie eine gesetzmäßige Oberherrschaft an; nur der Eigennutz konnte ihnen, bald gegen Kiew, bald gegen Wladimir, scheinbaren Gehorsam ablocken. Eine treulose Staatskunst leitete fast immer die Schritte dieser Fürsten; oft bebten sie auch vor den abscheulichsten Mitteln nicht zurück, wenn sie nur zum Ziele führten. Argwöhnische Machträuber ließen, nach Byzantinischer Weise, ihre Nebenbuhler blenden, und stießen sie in ein Kloster, oder jagten sie ins Elend. Und nicht bloß von inneren, auch von äußeren Feinden wurde Rußland zerfleischt, besonders von den Polowzern, einem Türkisch-Tatarischen Volke, welches im elften Jahrhundert von den Ufern des Ural nach Europa zog. Wol wären die Russen im Stande gewesen, den Verheerungen dieser Barbarenhorden Grenzen zu setzen, wenn sie nicht ihre Kraft in frevelhaften Kämpfen unter einander vergeudet hätten.

Die Päpste bemühten sich vergeblich, Rußland für die Römische Kirche zu gewinnen; es blieb der Griechischen und ihren Formen mit großer Beharrlichkeit treu.

Die Geistlichen genossen ein nicht minder hohes Ansehen als in den Abendländern, und übten in den Zeiten so großer Verwirrung und Rohheit einen oft sehr wohlthätigen Einfluß auf die gesellschaftlichen Verhältnisse. Große Vorrechte besaßen auch die Bojaren, der Adel des Landes. Die Nächsten nach diesen waren die ihnen oft widerstrebenden freien Städtebewohner. Unter den Städten ragte vor allen das durch seinen Handel reiche und mächtige Nowgorod hervor. Von da aus fuhren die Russischen Schiffer nach Wisby, Dänemark und Lübeck; die Deutschen unterhielten dort Factoreien. Im Gefühle dieser Macht trotzte Nowgorod den Fürsten, fiel aber in diesem Widerstande oft unter die schlimmste und blutgierigste Tyrannei, die des Pöbels. Die Landleute hatten keine Rechte einer Körperschaft, und lebten in Geringschätzung. Der Unfreien gab es zwei Classen, Erkaufte oder Gedungene, welche sich nur auf eine bestimmte Frist in Dienstbarkeit begeben hatten, und eigentliche Leibeigene. Die unaufhörlichen Fehden der Fürsten, ihr gesetzloser, stürmischer Wechsel, hatten auch bei den Unterthanen einen anarchischen Sinn erzeugt; Scheu vor dem Herrscher, Gehorsam und Liebe schienen fast überall vertilgt.

Während Rußland so innerlich zerfallen war, erschienen die weltstürmenden Mongolen in den Ländern nördlich vom Kaspischen und Schwarzen Meere, und stürzten sich auf die Polowzer. Die Russischen Fürsten beschlossen, diese ihre alten Feinde gegen jene weit gefährlichere Macht aus allen Kräften zu unterstützen, erlitten aber am Flusse Kalka eine so furchtbare Niederlage, daß nur der zehnte Theil des Heeres entrann (1224). Damals gingen die Mongolen bald wieder nach der Bucharei zurück, aber 1235 kamen sie wieder unter der Anführung Batu's (oben S. 274), eroberten Wladimir und viele andere Städte,

und legten sie, unter furchtbaren Freveln und Gräueln gegen die Einwohner, in Asche. Den Gefangenen banden die Wüthriche die Hände auf den Rücken, und schossen nach ihnen wie nach einem Ziele. Der Großfürst Georg, der von neuem Widerstand versuchte, verlor 1238 am Sit Schlacht und Leben. Zwei Jahre darauf traf Kiew das schreckliche Loos, von den wilden Feinden eingenommen zu werden. Kaum hundert Häuser entgingen ihrer Zerstörungswuth, und noch im funfzehnten Jahrhundert lag diese ehemalige Hauptstadt Rußlands in Trümmern. Der Großfürst Jaroslaw II. mußte im Lager Batu's an der Wolga in Demuth und Unterwürfigkeit erscheinen, dafür ließ ihm dieser unter seiner Oberhoheit die Herrschaft über Rußland. Und selbst in diesen Zeiten des allgemeinen Unglücks ließen die Russischen Fürsten nicht von ihrem kläglichen Hader, und brachten ihre Zwistigkeiten vor den Chan, als wollten sie seine Herrschaft über sie recht wirksam machen und befestigen. Bereke Chan von Kaptschack, der den Islam unter den ihm unterworfenen Mongolen als Staatsreligion einführte, setzte den Russen Tatarische Aufseher und Steuereinnehmer über zehn, hundert, tausend und zehntausend, die mit Härte und Übermuth verfuhren, und zur Vollführung ihres Geschäfts Niemanden erlaubten, seinen Wohnort willkührlich zu verändern. Auch Nowgorod, welches anfangs verschont geblieben war, mußte sich unterwerfen, und wurde steuerpflichtig. Ehe dies geschah, hatte der dortige durch Verstand und Tapferkeit ausgezeichnete, in der Folge unter die Schutzheiligen Rußlands versetzte, Fürst Alexander an der Newa einen Sieg über die Schweden davon getragen (1240), von dem er den Beinamen Newski erhielt.

---

54. Ungern.

Im Anfange dieses Zeitraums wurde Ungern durch seinen König Ladislaus I. den Heiligen (1077—1095) aus der Verwirrung gezogen, in welche es die früheren Thronstreitigkeiten gestürzt hatten. Er gab Gesetze zur Aufrechthaltung der Ordnung, schützte das Reich vor Feinden und erweiterte die Grenzen. Als in Kroatien der Herrscherstamm erlosch, gewann Ladislaus, dessen Schwester die Gemahlin des vorletzten dortigen Königs war, dieses Land für sein Haus. Sein Neffe und Nachfolger Koloman, ein kriegerischer, kluger, kenntnißreicher, aber mißtrauischer und zur Grausamkeit geneigter Fürst, fügte dieser Erwerbung noch Dalmatien und einen Theil von Bosnien hinzu. Zur Zeit dieses Königs hatten sich die Juden in Ungern sehr gehäuft; er gab Gesetze, ihren Übertritt zum Christenthum zu bewirken. Sehr merkwürdig und auf eine für jene Zeit höchst unerwartete Einsicht deutend ist eine Verordnung Kolomans, welche so lautet: „Über Hexen aber, die nicht sind, soll man nicht urtheilen." Unter seinem Sohne und Nachfolger Stephan II., der 1141 als ein vierzehnjähriger Knabe den Thron bestieg, gewannen die Venetianer zwar Dalmatien, welches sie früher schon besessen hatten, aber nur auf kurze Zeit; die Ungern vertrieben sie wieder und behielten den größten Theil des Landes, den Venetianern blieben die Inseln. Einem spätern Könige, Emrich (1196—1204), gelang es Servien und einen Theil der Bulgarei seiner Herrschaft zu unterwerfen. Diesem Emrich folgte nach sehr kurzer Zwischenregierung eines Kindes sein Bruder Andreas II., dessen vergeblichen Kreuzzug wir schon kennen gelernt haben (oben

S. 71.). Als er von diesem Zuge zurückkam, fand er in seinem Reiche große Verwirrung und Widerstand der Magnaten, und nach einigen Jahren (1222) mußte er sich zu einem Gesetze verstehen, welches die königliche Gewalt in wesentlichen Puncten beschränkte. Es wird die goldene Bulle genannt, und als die Grundlage der Freiheit Ungerns, als seine Magna Charta betrachtet. Periodisch abzuhaltende Ständeversammlungen werden darin zugesichert; ein Edelmann solle nur auf dem ordentlichen Rechtswege gefangen gesetzt oder verurtheilt werden, Niemand der Besitzungen, die er einmal erhalten, je wieder beraubt werden können; Abgaben vom Grundeigenthum sollten nicht Statt finden, u. s. w. Auch der Bauern nimmt sich die goldene Bulle an. In kirchlichen Angelegenheiten übte Innocenz III. einen großen Einfluß auf Ungern, und war besonders bemüht, dem Sinken der Kirchenzucht entgegenzuarbeiten. Indeß stellte das neue Grundgesetz unter der kraftlosen Regierung Andreas II. die bürgerliche Ordnung keinesweges gänzlich her. Die Geldnoth des Königs war so groß, daß er seine Zuflucht zu gewaltsamen Mitteln nahm, Kirchengüter einzog, den Juden wichtige Ämter gab, und sie von Abgaben befreite. Gregor IX. ermahnte und warnte; endlich sprach der Erzbischof von Gran das Interdict über Ungern aus, welches nicht eher wieder aufgehoben ward, als bis der König geschworen hatte, jene Ungebühr abzustellen. Bald nachher (1235) starb Andreas, ein schwacher, wankelmüthiger Fürst, der die vielfachen Stürme seiner dreißigjährigen Regierung großen Theils selbst herbeigeführt hatte.

Unter der Regierung seines Sohnes Bela IV. (1235—1270) kamen die furchtbaren Mongolen über Ungern und alle Gräuel der Verheerung in ihrem Gefolge. Die

Ungern wurden in mehreren Schlachten geschlagen, der König mußte auf vielen Umwegen durch die Karpathischen Gebirge nach Österreich flüchten, wo sein alter Feind, Herzog Friedrich der Streitbare, sein Unglück benutzte, und ihn aller seiner geflüchteten Schätze beraubte. Als die Mongolen das Reich wieder verlassen hatten, und Bela zurückkehrte (1243), fand er es in dem furchtbarsten, schaudervollsten Zustande. Das Feld nirgends bebaut, Hunger und Krankheiten herrschend, Tagereisen weit kein Mensch, die wilden Thiere so vermehrt, so kühn, daß Wölfe sich bei hellem Tage in bewohnte Orte wagten, Kinder den Müttern entrissen, sogar gerüstete Männer anfielen. Ein großes Glück war es, daß Bela Willen, Kraft und Einsicht besaß, die Heilung so schwerer Wunden mit Erfolg zu unternehmen, und das Magyarische Reich, welches der völligen Auflösung nahe schien, zu retten. Er zog fremde Ansiedler in das verödete Land, hob die Städte durch Bestätigung der alten und Ertheilung neuer Freiheiten und das Gewerbe durch Befreiung von allen Zöllen im Innern des Landes, beförderte den Bergbau, und sicherte die Grenzen durch Bündnisse. So war er einer der preiswürdigsten, dem Lande hülfreichsten Könige, die Ungern je gehabt.

---

55. Das Byzantinisch-Lateinische Kaiserthum.

(1204—1261.)

Wir haben dieses Reich oben (S. 70.) bei seiner Entstehung und unter seinem ersten Kaiser Balduin verlassen. Die Schwierigkeiten, mit welchen die neue Herrschaft zu kämpfen hatte, waren nicht gering. Nicht nur drohten ihr

alle äußeren Feinde des Byzantinischen Reiches, sondern auch die Herrscher von Nicäa, welche auf Constantinopel als auf ein ihnen unrechtmäßig entrissenes Besitzthum hinübersahen. Die Theilung des Ganzen und die Eifersucht der einzelnen Besitzer gegen einander schwächte die Kraft des Reiches; die unterworfenen Griechen waren von Haß gegen ihre Lateinischen Herrscher, die sie als Ketzer und Tyrannen verabscheuten, erfüllt, und gehorchten nur von der Gewalt gezwungen. Sie verbanden sich sogar heimlich mit dem Könige der Bulgarei, Johann, welcher das Reich mit Krieg überzog. Kaiser Balduin ging den Feinden mit geringer Macht entgegen, und wurde am 15. April 1205 bei Adrianopel geschlagen und gefangen. Im folgenden Jahre starb er in der Gefangenschaft; nach einer andern Erzählung wurde er hingerichtet. Sein Bruder Heinrich folgte ihm in der Regierung, ein tapferer und weiser Fürst, der sich bemühte, das Vertrauen der Griechen zu gewinnen, ihnen Ämter und Würden ertheilte, und sie gegen die Unduldsamkeit des Lateinischen Klerus in Schutz nahm. Mit den Bulgaren und den Griechen von Nicäa schloß er Frieden.

Nach seinem Tode (1216) wählten die Barone seinen Schwager, den Grafen Peter von Courtenay, einen Enkel des Königs von Frankreich, Ludwigs VI. Dieser verkaufte sogleich den größten Theil seiner Besitzungen in Frankreich, warb Truppen und ging nach Rom, wo ihn Honorius III. krönte. Aus Italien brachten ihn Venetianische Schiffe nach Durazzo, welches er dem Griechischen Beherrscher von Epirus, Theodor, entreißen wollte. Dieser aber bemächtigte sich seiner mit List und warf ihn ins Gefängniß, aus dem er nicht wieder zum Vorschein gekommen ist. Man trug nun die Krone Peters Sohne Robert

an, der auch 1221 in Constantinopel ankam und in der Sophienkirche gekrönt wurde. Dem Reiche ging es unter diesem schwachen und feigen Regenten immer übler. Johann Vatatzes, Schwiegersohn und Nachfolger des Theodor Laskaris im Reiche von Nicäa, ein Fürst voll Kraft und Einsicht, nahm nicht nur den Lateinern Alles was sie in Asien hatten, sondern ging auch nach Europa hinüber; von der andern Seite bemächtigte sich jener Theodor von Epirus des Königreichs Thessalonich, und nahm den kaiserlichen Titel an, so daß den Lateinern fast nichts blieb als Constantinopel. Und während die Feinde im Lande ungestraft walteten, wurde Robert in seiner Hauptstadt auf das frechste beleidigt. Er heirathete ein Fräulein aus dem Hause Neuville in Artois, die früher mit einem Burgundischen Ritter versprochen gewesen, aber der Rang des zweiten Bewerbers blendete die Mutter. Der rachsüchtige Burgunder konnte seine Zurücksetzung nicht verschmerzen, und reizte eine Anzahl seiner Freunde unter den Französischen Rittern zu einer schändlichen Gewaltthat. Sie brachen Nachts in den Palast, bemächtigten sich der jungen Kaiserin und ihrer Mutter, ersäuften diese, und schnitten jener Nase und Lippen ab. Robert hatte nicht die Macht, eine solche Verwegenheit zu strafen, sondern machte sich auf den Weg nach Rom, und bat Gregor IX. um Beistand. Dieser aber hatte wichtigere Sorgen, und rieth ihm bloß, wieder nach Constantinopel zurückzukehren, damit das Reich nicht in Verfall käme. Auf dem Rückwege starb Robert vor Gram (1228).

Da sein Bruder Balduin noch minderjährig war, so übertrugen die Großen dem wegen seiner Tapferkeit hochberühmten Titularkönige von Jerusalem, Johann von Brienne, dem Schwiegervater Kaiser Friedrichs II., die

Herrschaft unter der Bedingung, daß Balduin ihm folgen sollte. Vatazes und die Bulgaren belagerten Constantinopel mit aller Macht, aber der beinah achtzigjährige Held machte durch seine tapfere Vertheidigung alle ihre Anstrengungen zu Schanden. Nach seinem Tode (1237) wäre indeß das Reich verloren gewesen, wenn sich Vatazes und die Bulgaren nicht entzweiet hätten. Vergeblich durchreis'te Balduin zu verschiedenen Malen die Abendländer, um Hülfe zu erflehen. Die Truppen, die er durch Verkauf und Verpfändung seiner Erbgüter anwarb und mitbrachte, schmolzen schnell zusammen, er sah sich sogar genöthiget, mit den Türken und den heidnischen Kumanen Bündnisse zu schließen. Er war in solcher Geldnoth, daß er einem Venetianer, der ihm etwas lieh, seinen einzigen Sohn zum Unterpfande schicken mußte. Die Kaiserin mußte gar einmal zehn Französische Pfund borgen. Die Bleidächer wurden von den Kirchen und Palästen genommen und zu Gelde gemacht. Aus Mangel an Holz riß man Häuser ein. Indeß erlebte Vatazes den völligen Sturz der Lateinischen Herrschaft nicht. Er starb 1255; sein Sohn regierte nur wenige Jahre, und sein Enkel wurde durch Michael Paläologus gestürzt, der, wie Gibbon sagt, alle Tugenden und Laster des Stifters einer neuen Dynastie besaß. Es kostete ihm, als er Kaiser von Nicäa war, nicht viele Mühe, der Lateinischen Herrschaft den letzten Stoß zu geben; Constantinopel ward überrumpelt (25. Juli 1261), Balduin floh mit den vornehmsten Abendländischen Familien. Michael hielt triumphirend seinen Einzug. Aus Haß und Neid gegen die Venetianer hatten die Genueser den Eroberern Beistand geleistet; dafür kam nun der Byzantinische Handel meist in ihre Hände, Pera ward ihnen ganz eingeräumt. Von den kleineren

Herrschaften, welche die Lateiner gestiftet, blieben mehrere unabhängig. Michael wollte mit dem Abendlande in gutem Vernehmen bleiben, er wußte, daß er dort keine schädlicheren Feinde haben könne als die Päpste. Deswegen betrieb er die Union der Griechischen und Lateinischen Kirche mit großem Eifer, erregte aber dadurch bei seinen Unterthanen die größte Unzufriedenheit und unruhige Bewegungen. Als er starb (1282), stellte sein Sohn Andronikus II. den Griechischen Gottesdienst wieder her, ohne dadurch den fortwährenden kirchlichen Unruhen ein Ende machen zu können.

Mittlere Geschichte.

Vierter Zeitraum.

Von Rudolf von Habsburg bis auf die Entdeckung von America.

1273 — 1492.



1. Einleitung.

Mit dem Untergange des Hohenstaufischen Kaiserhauses und dem Ende der Kreuzzüge beginnt für Europa eine neue Zeit, die einen von der verflossenen sichtlich verschiedenen Charakter trägt. Die Ideen, welche das Geschlecht bisher in Bewegung setzten, erblassen und treten in den Hintergrund; das Großartige, Weitaussehende, Romantische, erfüllt die Gemüther nicht mehr, und treibt sie nicht mehr zu Thaten; die Zwecke, die verfolgt werden, liegen näher und ruhen auf einem sichrern Boden, sind aber auch von geringerer Natur, und kleinlichere Mittel sie zu erreichen werden in Bewegung gesetzt. Der Eifer, die Ungläubigen in Asien zu bekriegen, hat einer solchen Erschlaffung Platz gemacht, daß die Europäische Christenheit nicht einmal mehr zusammentritt, die Türken von ihrem eigenen Boden abzuwehren. Die Versuche der Kaiser, Deutschland und Italien zu einem Ganzen zu gestalten, werden immer ohnmächtiger, und enden mit einer Zersplitterung dieser Länder, von denen das erstere noch durch einen Namen zusammengehalten wird. Die Hierarchie hat den Bogen überspannt, und sieht ihn in ihren eigenen Händen brechen;

die Päpste unterliegen und sitzen nicht mehr zu Gericht über Europa's Könige, aber nicht in Folge eines so großartigen Kampfes, als ihn die vorige Periode darbot, sondern indem die Fürsten die Herrschaft in ihren Ländern auf weit mehr Gegenstände ausdehnen, und daher auch auf die Eingriffe der geistlichen Macht immer eifersüchtiger werden. Auch die Feudalverfassung, die zu ihrer Blüthe den Sinn der früheren Zeiten erforderte, wird kraftlos, und wie die persönlichen Dienste geringer werden, erhält das Geld für die Fürsten eine viel größere Bedeutung. Überall macht der poetische Sinn einem reflectirendern, grübelndern Platz, aus dem sehr merkwürdige und folgenreiche Erfindungen hervorgehen, welche die Cultur steigern und das Leben in mannichfaltigere Richtungen treiben. Diese Erscheinungen sind es, welche uns in den einzelnen Begebenheiten der Hauptvölker Europa's während des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts entgegentreten werden.

---

2. Deutschland unter Rudolf von Habsburg.

(1273—1291.)

Nach dem Tode des Papstes Clemens IV. (1268) hinderte die Eifersucht und Uneinigkeit der Cardinäle drei Jahre hindurch die Wiederbesetzung des Römischen Stuhles, bis endlich ihre Wahl auf Gregor X. fiel, einen milden, einsichtsvollen Mann, der, um der drohenden Macht Karls von Anjou ein Gegengewicht zu geben, die Wiederherstellung des Kaiserthums wünschte, und daher die Kurfürsten nach dem Tode Richards von Cornwall ermahnte, zu einer neuen Königswahl zu schreiten. So geschah es denn, daß sie sich in dieser Absicht, auf die Einladung des

Erzbischofs Werner von Mainz, im September 1273 zu Frankfurt versammelten. Es war aber schwer einen König zu finden, wie die Fürsten ihn wünschten. „Denn (schrieb der Bischof Bruno von Ollmütz an den Papst) geistliche sowol als weltliche Fürsten verlangen einen gütigen und einen weisen Kaiser, von einem mächtigen aber wollen sie nichts wissen, da doch Wissen und Wollen ohne Können nichts vermag, und nichts ersprießlicher zu seyn scheint, als die Macht eines Einzigen, wenn sie auch zuweilen ein wenig ausartet.“ Endlich fiel der Erzbischof Werner auf den Grafen Rudolf von Habsburg, als auf einen Mann, der zwar ansehnliche Landschaften in Helvetien und am Oberrhein besaß, aber keinesweges hinlängliche Macht, um den Fürsten furchtbar zu erscheinen. Er war allgemein geachtet wegen seines ritterlichen Muthes und seiner Frömmigkeit, wovon man sich Manches zu erzählen wußte. So war ihm einstmals bei schlechtem Wetter und auf noch schlechterm Wege ein Priester begegnet, der mit dem Sacramente in das nächste Dorf zu einem Kranken ging. Als Rudolf denselben sah, stieg er sogleich von seinem Pferde, beugte sich vor dem heiligen Sacrament, ließ den Priester das Roß besteigen, und machte ihm nachher mit demselben ein Geschenk. Der Erzbischof Werner hatte den Grafen kennen gelernt, als er um des Palliums willen nach Rom reisen mußte, und Rudolf ihn wegen der großen Unsicherheit der Landstraßen über die Alpen geleitete. Beim Abschied hatte er ihm gesagt, er wünsche nur so lange zu leben, bis er ihm diesen großen Dienst einigermaßen vergolten hätte. Jetzt schlug er ihn seinen Mitkurfürsten als den der Krone Würdigsten vor, den er kenne. Der anwesende Burggraf Friedrich von Nürnberg, ein naher Verwandter Rudolfs, stimmte in

dessen Lob mit ein, und da zufällig drei Kurfürsten unvermählt waren, und der Burggraf ihnen vorstellte, daß Rudolf sechs Töchter habe, durch die er sich mit Vergnügen die Herren näher zu verbinden suchen werde, so vereinigte sich Alles mit ungewöhnlicher Geschwindigkeit, und die Königswahl ward diesmal mit ächter Deutscher Treuherzigkeit, wie ein Familienvertrag abgeschlossen.

Rudolf war eben in einer Fehde mit Basel und dem dortigen Bischof begriffen, und lag mit seinem Kriegsvolk vor der Stadt, als er die Nachricht von seiner Erwählung erhielt, die er anfangs unglaublich fand, bis ihn die Ankunft des Reichsmarschalls überzeugte „Sitze nun fest, Herr Gott," rief der Bischof von Basel aus, als er die Kunde vernahm, „sonst wird dieser Rudolf noch deinen Platz einnehmen." Sofort versöhnte sich Rudolf mit Basel und zog mit den Fürsten nach Aachen, wo die Krönung unter lautem Jubel der Anwesenden erfolgte (31. Octob. 1273). Nach derselben sollte die Feierlichkeit der Lehnsbestätigung vorgenommen werden. Aber erst als man schon am Altare stand, zeigte es sich, daß kein Scepter bei der Hand war. Da ergriff Rudolf ein Cruzifix und sagte: „Dieses Kreuz, welches die Welt erlöset hat, wird ja wol die Stelle eines Scepters vertreten können," eine Geistesgegenwart, die allen Anwesenden wohlgefiel, wie der Mann selbst, der sie hatte. Es ist — schrieb der Erzbischof von Köln dem Papste — dieser König rechtgläubig, ein Verehrer der Kirche, ein Pfleger der Gerechtigkeit, voll kluger Rathschläge, von ausnehmender Frömmigkeit, durch eigene Kräfte mächtig und vielen Mächtigen verwandt, von Gott, wie wir fest glauben, geliebt, leutselig, rüstig und im Kriege glücklich." Die Bestätigung des Papstes aber, der eben damals im Begriff stand, zu Lyon eine Kirchen-

versammlung zu halten, war dem neuen Könige vor allem nöthig. Dorthin schickte er daher Gesandte, welche in seinem Namen schworen, daß er alle von seinen Vorgängern Otto IV. und Friedrich II. gegen die Römische Kirche übernommenen Verpflichtungen treulich erfüllen, daß er weder selbst noch durch Andere die Güter der Römischen Kirche oder ihrer Vasallen angreifen, keine Würde im Kirchenstaat, am wenigsten in der Stadt Rom annehmen, auch den König Karl von Sicilien nicht befeinden, noch Diejenigen, welche diesem gegen Friedrichs II. Nachkommen beigestanden, verfolgen wolle. Dafür erkannte ihn Gregor als Römischen König an, und bewog, obwol erst nach vieler Mühe, endlich auch den König Alfons von Castilien, seinen Ansprüchen auf den Kaiserthron zu entsagen. Rudolf erneuerte auf einer persönlichen Zusammenkunft mit dem Papste zu Lausanne (1275) alle jene Zusagen seiner Gesandten, und benannte noch ausdrücklich alle päpstlichen Gebiete in Italien, die er beschützen oder der Kirche wiederschaffen wollte. Auch übernahm er die Verpflichtung zu einem Kreuzzuge. Es war dies ein Lieblingsplan Gregors X., welcher, wie sehr auch der Eifer der Zeitgenossen für diese Unternehmungen erkaltet war, ihm so am Herzen lag, daß die Hoffnung der Ausführung durch einen neuen Römischen König nicht wenig dazu beigetragen hatte, ihn für Rudolfs Anerkennung zu stimmen. Dieser wäre indeß durch alle diese Verpflichtungen in eine schwierige Lage und schlimme Abhängigkeit vom Römischen Stuhle gekommen, wenn Gregor nicht bald darauf gestorben wäre, und der schnelle Wechsel seiner Nachfolger der Ausführung seiner Pläne nicht große Schwierigkeiten in den Weg gelegt hätte. Selbstthätig in die Händel Italiens einzugreifen, hielt Rudolf für zwecklos und gefährlich, daher

zog er auch nie nach Rom zur Kaiserkrönung. Der bitteren Erfahrungen, die seine Vorfahren in jenem Lande gemacht, gedenkend, wandte er darauf die Worte des Fuchses in der Fabel von der Höhle des Löwen an: „er sehe wol Fußtapfen Derer, die glücklich hineingekommen, nicht aber Derer, die wohlbehalten wiedergekehrt." Auch bestätigte er dem Papste Nicolaus III. nach einigen Jahren die Verzichtleistung auf alle von der Römischen Kirche in Anspruch genommenen Gebiete nochmals, und lös'te die Städte derselben von dem Eide der Treue für das Reich.

Dadurch bekam er Muße für Deutschland zu wirken, wo die Herstellung des fast gänzlich verschwundenen königlichen Ansehns in der That seine ganze Thätigkeit in Anspruch nahm. Zunächst war seine Aufmerksamkeit auf den König Ottokar von Böhmen gerichtet, der sich weigerte ihn anzuerkennen. Dieser Fürst, der, wie oben (S. 160.) erzählt ist, während des Zwischenreichs Österreich, Steiermark, Kärnthen und Krain unter seine Herrschaft gebracht und als der mächtigste Reichsfürst selbst nach der Deutschen Krone gestrebt hatte, konnte in seiner stolzen Seele den Gedanken nicht ertragen, einem armseligen Grafen, wie er sich ausdrückte, Unterwürfigkeit schuldig zu seyn. Rudolf dagegen stellte des Böhmen Recht an die neu erworbenen Länder in Zweifel. Ottokar und Herzog Heinrich von Baiern *), der sich ihm aus Haß gegen seinen Bruder, den Pfalzgrafen Ludwig, angeschlossen hatte, erschienen weder auf Rudolfs erstem Reichstage zu Nürn-

*) Ludwig I., der Nachfolger Otto's von Wittelsbach im Herzogthum Baiern, hatte vom Kaiser Friedrich II. die Pfalzgrafschaft am Rhein erhalten. Seine beiden Enkel Ludwig und Heinrich theilten 1255 die Länder so, daß der erstere die Rheinpfalz und Oberbaiern, der letztere Niederbaiern erhielt.

berg, noch auf einem zweiten zu Würzburg, obgleich sie vorgeladen waren. Erst auf einem dritten Tage zu Augsburg erschien ein Abgeordneter Ottokars, der Bischof von Seckau, um in einer Lateinischen Rede Rudolfs Wahl und Königthum mit Schmähworten anzutasten. Rudolf gebot ihm Stillschweigen, weil er und die Fürsten nur Deutsch verstünden, diese aber hätten fast Hand an den frechen Redner gelegt, wenn der König es nicht verhindert hätte. Jetzt erfolgte der Spruch, daß König Ottokar und Herzog Heinrich aller ihrer Lehen vom Reiche verlustig wären, was Rudolf jedoch in Bezug auf den Erstern dahin milderte, daß er Böhmen und Mähren behalten möge. Als der Böhme aber in seinem Trotze verharrte, beschloß Rudolf den Reichskrieg, zu dem sich freilich nur sehr wenige Fürsten einfanden; doch konnte er aus den Schwäbischen und Elsassischen Rittern eine tapfere Kriegsschaar bilden. Da man ihn unterwegs fragte, wer sein Schatzmeister seyn sollte, antwortete er: „ich habe keinen Schatz, mein Geldvorrath besteht nur in wenigen Schillingen, aber der Herr, der mir immer geholfen hat, wird auch jetzt für mich sorgen.“ Indeß wußte er sich mit einem Mittel zu helfen, das er schon einmal mit Glück angewendet hatte, nämlich mit Heirathen. Seinen Sohn Albrecht verlobte er mit der Tochter des Grafen Meinhard von Tyrol, und eine seiner Töchter mit dem Herzoge Andreas von Slavonien, dem Bruder des Ungerischen Königs Ladislaus IV. Ja Herzog Heinrich von Niederbaiern söhnte sich mit seinem Bruder und dem Könige aus, und erhielt eine Tochter des letztern zur Gemahlin für seinen Sohn Otto. Nun rückte Rudolf ungehindert über Regensburg und Passau in Österreich ein, dessen Einwohner, der strengen Herrschaft Ottokars überdrüssig, sich ohne Schwertstreich unterwarfen.

Nur das feste Wien und Klosterneuburg mußten einige Wochen belagert werden. Da nun Rudolf eine tragbare Brücke über die Donau schlagen ließ, um sein Heer überzusetzen und sich dem befestigten Böhmischen Lager zu nähern, auch von anderen Seiten seine Bundesgenossen Fortschritte machten, fühlte Ottokar, überall bedrängt und von seinem alten Kriegsglück verlassen, seines Gegners Überlegenheit so sehr, daß er sich zu einem Vergleich bequemte. Dieser ward am 21. November 1276 geschlossen, und der Hauptpunct desselben war die Abtretung von Österreich, Steiermark, Kärnthen, Krain, Eger und Portenau. Wechselheirathen sollten diesen Vergleich befestigen und zugleich mildern. Böhmen und Mähren empfing Ottokar, vor Rudolf knieend, in dem Lager desselben als Lehen vom Reiche.

Doch das schmerzliche Gefühl des gebeugten Stolzes, welches in seiner Seele zurückblieb, und in der Heimath durch die Vorwürfe seiner Gemahlin, einer Bulgarischen Fürstin, noch mehr gereizt ward, bewog ihn bald, den Kampf noch einmal zu versuchen. Die Reichsfürsten fanden sich zwar bei Rudolf in noch geringerer Zahl ein, als das erste Mal, aber zum Glück ließ Ottokar die beste Zeit nutzlos verstreichen, bis Rudolf durch die Ungern, Kärnthner, Steiermärker und Krainer verstärkt, ihm entgegen rücken konnte. Am 26. August 1278 kam es zur Schlacht auf dem Marchfelde bei Wien. Von beiden Seiten ward muthig gefochten, aber Ottokar erlag endlich der Tapferkeit Rudolfs und der Verrätherei der Mähren in seinem Heere. Er fand auf dem Schlachtfelde seinen Tod durch die Rachbegierde Österreichischer und Steiermärkischer Edelleute, obgleich Rudolf befohlen, ihn so viel als möglich zu schonen. Rudolf selbst war nicht minder in Gefahr gewesen. Er lag schon, von einem Böhmischen Ritter her-

abgezogen, unter seinem Pferde, und nur sein Schild, mit welchem er sich bedeckte, rettete ihn vor dem Zertreten. Aber der Sieg war sein, und er verfolgte ihn mit Eifer. Er nahm Mähren ein und drang in Böhmen bis Kollin vor. Hier erschien die verwittwete Königin mit ihrem kaum elfjährigen Sohn Wenzel, hülflos und verlassen, und überließ ihr und des Landes Schicksal Rudolfs Großmuth. Mit Hülfe des Markgrafen von Brandenburg, Otto's des Langen, eines Neffen Ottokars, ward ein Vergleich geschlossen. Ottokars Sohn behielt Böhmen; Mähren ließ er Rudolf auf fünf Jahre zur Entschädigung der Kriegskosten. Mit den Österreichischen Landen belehnte Rudolf nach erhaltenen Willebriefen von den Kurfürsten, seine Söhne Albrecht und Rudolf (1282). Nur Kärnthen überließ er dem Grafen Meinhard von Tyrol. So brachte Rudolf, mit vielem Schweiß und Blut, wie Ludwig von Baiern in seinem Willebriefe schrieb, eine ansehnliche Macht an das Habsburgische Haus. Da das Ansehn des Königthums in Deutschland so sehr gesunken war, hielt er die Vergrößerung der Macht seines eigenen Hauses für den besten Gewinn, den ihm die Krone verschaffen konnte. Eine Staatskunst, nach welcher auch alle folgenden Könige der Deutschen verfuhren.

Indeß suchte er manche in den verworrenen Zeiten nach Friedrichs II. Tode dem Reiche entrissene Güter, Rechte und Gefälle wiederzugewinnen. Er erklärte alle seit jener Zeit in dieser Beziehung gemachten Verfügungen für ungültig, und viele Fürsten und Herren sollten herausgeben, was sie sich angemaßt hatten. In keinem Theile Deutschlands fand die Ausführuug dieses Gebots mehr Widerstand als in dem durch den Untergang der Hohenstaufen zertrümmerten Herzogthum Schwaben. Besonders

zeichnete sich unter diesen Widerspenstigen der Graf Eberhard von Würtemberg aus, dessen Haus sich eben aus jenen Trümmern zu Macht und Glanz erhob. Er pflegte sich Gottes Freund und aller Welt Feind zu nennen, und Rudolf sah sich genöthiget, die Fehde gegen ihn mehrere Male zu beginnen. Eben so fanden auch mit anderen Schwäbischen Großen Kämpfe Statt. Das Herzogthum in Schwaben wurde nicht wieder hergestellt; der mittlere Adel, viele Stifter, Klöster, Städte und Bauerschaften, sonst Vasallen der Herzoge, kamen jetzt unmittelbar unter das Reich, und wurden unter Landvögte gestellt. Größere Mühe noch fand Rudolf, als er die Grafen von Hochburgund, Mümpelgard und Savoyen, die sich gleicher Anmaßungen in Betreff vieler Reichsgüter zu Schulden kommen ließen, zum Gehorsam nöthigen wollte. Mehr als Ein Feldzug wurde theils durch ihn selbst und seine Söhne, theils durch seine beiden Schwäger, den Grafen von Hohenberg und den Burggrafen von Nürnberg, unternommen, ehe er seinen Zweck erreichte. Mitten unter diesen Kämpfen trat in den Rheinlanden ein Betrüger Namens Tile Kolup oder Holzschuh auf, der sich für Kaiser Friedrich II. ausgab und Glauben und Anhang fand. Endlich lieferten ihn die Bürger von Wetzlar aus, worauf ihn Rudolf zu Frankfurt verbrennen ließ.

Mit gleicher Thätigkeit und Kraft sorgte Rudolf auch für die Handhabung der Gerechtigkeit und die allgemeine Sicherheit; er durchreisete das Reich wie seine besten Vorfahren von einem Ende bis zum andern, saß selbst und persönlich zu Gericht, und erlaubte einem Jeden Zutritt, „denn ich bin wahrhaftig nicht König geworden, sagte er, um mich vor den Menschen einzuschließen.“ Besonders suchte er für die öffentliche Sicherheit durch Landfriedens-

gebote zu wirken, kraft deren die Stände des Reiches oder auch nur einzelner Gegenden sich auf eine gewisse Anzahl Jahre aller Gewaltthätigkeit und Selbsthülfe enthalten, und in jeder Streitigkeit den Weg Rechtens einschlagen sollten. So mußten 1281 zu Nürnberg die Fränkischen, zu Mainz die Rheinischen, 1286 die Schwäbischen und Bairischen, und 1288 die Elsassischen Stände einen Landfrieden auf fünf Jahre beschwören. Diesen Anordnungen gab er durch strenge Bestrafung der Ruhestörer Nachdruck. Er ließ ihre Burgen, auf deren Festigkeit sie trotzten, niederreißen, wie es mit sechs und sechzig derselben in Thüringen geschah, und in Erfurt wurden neun und zwanzig Räuber, die gefangen worden waren, als Landfriedensbrecher in des Königs Gegenwart hingerichtet.

Gern hätte Rudolf das Reich, für das er so viel gethan, dem Herzoge Albrecht (dem einzigen seiner Söhne, der ihn überlebte) hinterlassen, und er that daher auf einem Reichstage zu Frankfurt den Fürsten den Antrag, denselben noch bei seinen Lebzeiten zu seinem Nachfolger zu ernennen. Allein die Fürsten, welche nicht gern ihr Wahlrecht und die damit verbundenen großen Vortheile einem Hause, das in kurzer Zeit so starke Schritte zur Macht und Hoheit gethan, aufopfern wollten, auch Albrechts harten und unfreundlichen Sinn kannten, schlugen es, unter der Form, daß sie die Berathung darüber verschoben, ab. Mißvergnügt zog Rudolf von Frankfurt fort, aber schon krank und schwach. Als ein heftigerer Krankheitsanfall ihn die baldige Annäherung des Todes fühlen ließ, rief er: „wohlan, nach Speier!“ Hier, in dieser Begräbnißstätte der Kaiser, wollte er sein Ende abwarten, aber er kam nur bis Germersheim, wo er in einem Alter von drei und siebzig Jahren den 15. Julius 1291 starb.

Er war gefürchtet und doch milde und gütig. Als man ihm vorwarf, er sey zu gut, antwortete er: es habe ihn oft gereuet, zu streng, nie aber mitleidig und gütig gewesen zu seyn. Seine Geradheit und Biederkeit waren zum Sprichworte geworden. „Der hat Rudolfs Redlichkeit nicht," sagte man, wenn man einen Unzuverlässigen bezeichnen wollte. Von seiner Drolligkeit und Laune, die ihn zum Mann des Volks machten, hat man allerlei Geschichten. Rudolf hatte eine große, stark gebogene Nase. Als er einst in einem engen Wege stand, riefen seine Begleiter einem Vorübergehenden zu, daß er ausweichen möchte. „Wo soll ich denn hin? entgegnete jener, des Königs lange Nase nimmt ja die ganze Straße ein." Rudolf lachte, bog seine Nase bei Seite, und fragte: „Hast du nun Platz?"

Auf einem Zuge nach Burgund, wo das Heer über Hunger klagte, führte er es auf ein Rübenfeld, und gab ihm das Beispiel sich mit rohen, frisch aus der Erde gezogenen Rüben zu sättigen. Er trug gewöhnlich ein schlichtes, graues Wamms, das er sich wol im Felde selbst zu flicken pflegte. So unkenntlich trat er einmal drei Jahre vor seinem Tode zu Mainz ganz allein in eines Bäckers Haus, um sich an der eben aus dem Ofen gezogenen Glut zu erwärmen, und gab sich für einen alten Soldaten aus, der in des Königs Diensten Alles, was er gehabt, verzehrt habe. Das Bäckerweib, gut erzbischöflich gesinnt, schimpfte erst eine Zeitlang auf seinen Bettelkönig, dann endigte sie mit einem Guß auf ihn und die Kohlen, der ihn fast ersäufte oder erstickte. Zu Hause verschwieg er sein Abenteuer, aber der Frau schickte er Wein und Essen, als von dem alten Soldaten kommend. Diese erschrak nicht wenig, als sie erfuhr, wer dieser gewesen, eilte zum Könige

und bat um Gnade. Rudolf ließ sie bloß ihre Scheltreden wiederholen, und belustigte mit dieser Strafe seine Tischgesellschaft.

Von seinen „klugen Rathschlägen" nur noch folgendes Beispiel. Als er zu Nürnberg, nach seiner Gewohnheit, einmal zu Gericht saß, beklagte sich ein Kaufmann über einen dortigen Gastwirth, dem er zweihundert Mark Silber in einem ledernen Beutel aufzuheben gegeben, welches der Wirth nun läugnete. Dieser erschien unter den Abgeordneten, die denselben Tag zu Rudolf kamen. Unter dem Gespräch mit ihnen ließ er sich von dem Gastwirth seinen Hut geben, wie ganz zufällig, durch die Schönheit desselben gereizt. Mit diesem schickte er heimlich einen Bürger zu der Gastwirthin im Namen ihres Mannes, der sich den bekannten ledernen Beutel mit dem Gelde fordern lasse. Die Frau, die den Hut für ein sicheres Zeichen von ihres Mannes Willen hielt, gab das Verlangte. Nun ließ Rudolf den Kaufmann seine Klage in Gegenwart des Gastwirths anbringen, und da dieser abermals läugnete, überführte er ihn durch den hervorgezogenen Beutel, und verurtheilte ihn zu einer Geldstrafe.

---

3. Adolf von Nassau.

(1292—1298.)

Obgleich Albrecht bei Lebzeiten seines Vaters nicht hatte gewählt werden können, so hoffte er doch nach dem Tode desselben seinen Wunsch zu erreichen, und ließ auch das Schloß Trifels, wo die Reichskleinode verwahrt wurden, in Besitz nehmen. Allein die Furcht vor der weiter schreitenden Macht des Hauses Habsburg schien durch die per=

sönlichen Eigenschaften Albrechts nur vermehrt zu werden, indem dieser mit mancherlei Gaben zum Herrschen auch den festesten Willen dazu verband. Seine Nachbarn, die ihn deswegen fürchteten oder haßten, strebten ihm daher auf alle Weise entgegen, vorzüglich sein Schwager, der König Wenceslaus von Böhmen. Ein bereitwilliges Werkzeug seinen Plan zu durchkreuzen, fanden sie in dem damaligen Erzbischof von Mainz. Die Besitzer dieses Erzbisthums fingen als die ersten Geistlichen des Reichs an, einen bedeutendern Einfluß auf die Wahl des Königs auszuüben. Gerhard von Eppenstein, der damals diese Würde bekleidete, war klug und schlau genug, die jetzigen Umstände zur Vergrößerung und zur Befestigung seines Ansehns zu benutzen, das er nicht allein bei der Wahl, sondern auch während der Regierung des Königs ausüben zu wollen schien. Indem er Jeden der Wahlfürsten mit der Aussicht schreckte, den ärgsten Feind desselben auf den Thron zu setzen, überließ ihm jeder unter der Bedingung, daß das nicht geschehe, seine Stimme. So im Besitz aller Stimmen beschloß er, einen Fürsten zu erheben, der sich gar keine Hoffnung auf die Krone machen konnte, und daher die Ansprüche, die er an ihn zu machen gesonnen war, gewiß erfüllen werde.

Als nun die Wahlfürsten in Frankfurt beisammen waren, und den Ausspruch Gerhards erwarteten, ernannte er zu ihrem nicht geringen Schrecken den Grafen Adolf von Nassau zum Könige, der auch unter irgend einem Vorwande gegenwärtig war. Gerhard ließ sogleich den Ambrosianischen Lobgesang anstimmen, um jeden Tadel der Fürsten über diesen an Macht, Rang und Reichthum ihnen nachstehenden Mann zu unterdrücken, und dem neuen Könige den Eid schwören, damit aller Widerstand unrecht-

mäßig werden möchte; unkräftig hätte er in diesem Augenblicke überdies werden müssen, weil der Erzbischof Bewaffnete in die Stadt hatte kommen lassen. So erwählt, reisete Adolf nach Aachen, wo er gekrönt ward. Sieht man auf seine persönlichen Eigenschaften, so war er des Thrones nicht unwürdig. In den häufigen Fehden zwischen den Fürsten am Rheine hatte er, unter andern auch als Bundesgenosse des Erzbischofs von Köln, ritterlichen Muth und Deutsche Tüchtigkeit gezeigt. Als König ließ er es sich sogleich angelegen seyn, nach Rudolfs Weise Ruhe und Frieden zu erhalten. Er reis'te nach seiner Krönung selbst nach den oberen Rheingegenden und nach Schwaben, um das Landfriedensgebot zu erneuern, und brachte die Widerspenstigen mit Gewalt zum Gehorsam. Auch Herzog Albrecht bezwang endlich seinen Unmuth so weit, daß er die Belehnung empfing, doch erschien er dabei, als wolle er Adolfs Armuth spotten, mit der größten Pracht. Adolf fühlte indeß gar wohl, daß er, um Ansehn zu gewinnen, nach dem Beispiele Rudolfs von Habsburg, sich eine Hausmacht gründen müsse. Gelegenheit dazu wurde ihm durch einen Zwist im Thüringischen Fürstenhause geboten. Landgraf Albrecht der Entartete, der von seinem Vater Heinrich dem Erlauchten (oben S. 161.) Thüringen erhalten hatte, lebte in Zwist mit seinen Söhnen, Friedrich dem Gebissenen und Diezmann, auf die er den Haß gegen ihre Mutter, die unglückliche Kaisertochter Margarethe (oben S. 146.) übertrug. Er hätte ihnen gern ihr ganzes Erbe entzogen, und es einem in zweiter Ehe erzeugten Lieblingssohne, Apitz, zugewandt. Als nun Albrechts Neffe, Friedrich Tuta, der beim Tode des Großvaters Meißen und das Osterland erhalten hatte, 1291 kinderlos starb, kamen Friedrich und Diezmann dem Vater in der Besitz-

nahme dieser Länder zuvor, wodurch Albrechts Haß gegen sie so gesteigert ward, daß er nicht nur seine Rechte auf jene Erbschaft, sondern auch Thüringen zu verkaufen suchte, um sie nur seinen Söhnen zu entziehen. König Adolf benutzte diese Gelegenheit und ging den Kauf für zwölftausend Mark ein. Das Geld dazu erhielt er von dem Könige von England Eduard I., mit dem er sich dafür zum Kriege gegen Philipp den Schönen von Frankreich verband. Adolf hatte seinerseits sehr gegründete Ursachen zum Kriege mit Frankreich; denn während die Könige der Deutschen sich nothdürftig auf dem Throne erhielten, und ihre Fürsten um die Ehre und Macht des Ganzen unbekümmert waren, entfremdeten die staatsklugen Capetinger dem Reiche in den Burgundischen Ländern ein Stück nach dem andern. Adolf zog zweimal an den Rhein, doch ohne etwas zu vollführen, und spielte in diesen Händeln überhaupt eine klägliche Rolle. Deſtomehr war er beschäftigt, die erkauften Länder zu erobern, fand aber großen Widerstand, da die Thüringischen Stände von einem fremden Fürsten nichts wissen wollten. Er bezwang zwar endlich das Land (1295), wobei seine Söldner große Gewaltthätigkeiten verübt haben sollen, aber zur Erhaltung des Eroberten mußte er fortdauernd gegen Albrechts Söhne in den Waffen bleiben.

Während er sich aber so eifrig bemühte, mächtiger auf dem Throne zu werden, wurden schon Anstalten gemacht, ihn von demselben gänzlich herabzustürzen. Albrecht von Österreich hatte seine Hoffnungen nicht aufgegeben; er hatte sich Adolfen zum Trotz mit dem Könige von Frankreich verbunden, und seine alten Feinde zu gewinnen gewußt, wie den König von Böhmen, ja sogar den Kurfürsten von Mainz, der aus dem Freunde Adolfs jetzt sein

Gegner geworden war. Adolf hatte bei seiner Wahl äußerst lästige Bedingungen zu Gunsten des Erzbischofs eingehen müssen, die er nun, wo er auf seine eigene Macht und seine Verbindungen mehr bauen zu können glaubte, großentheils nicht erfüllte. Mehr noch kränkte den stolzen Erzbischof, daß der König jetzt selbständiger handelte, und sich um seinen Rath nicht mehr kümmerte. Darum zeigte er sich nunmehr bereit, die Hand zur Absetzung Adolfs zu bieten. Sein Einfluß und Albrechts Versprechungen vermochten drei andere Kurfürsten, Sachsen, Brandenburg und Böhmen, sich mit ihnen zu verbinden. Ihrem Vorhaben den Schein des Rechts zu geben, hielten sie in Mainz (1298) ein förmliches Gericht über Adolf, und da er auf dreimalige Ladung natürlich nicht erschien, erklärten sie ihn der Krone für verlustig, und erwählten bald darauf den Herzog Albrecht zum König. Als Gründe der Absetzung Adolfs gab man an, daß er von einem Geringern, dem Könige von England, Sold genommen, den Rathschlägen junger Leute nachgelebt, Kirchen geschändet, seine Versprechungen nicht gehalten, den Landfrieden nicht gehandhabt habe, u. s. w. Auf Adolfs Seite blieben indeß die meisten Städte, die Herzoge von Baiern, und die Erzbischöfe von Köln und Trier. Die Entscheidung beruhte daher auf den Waffen, und diese herbeizuführen war Albrecht schon vor der Entscheidung jenes Gerichts an der Spitze eines starken und wohlgerüsteten Heerhaufens aus seinen Erblanden nach dem Rhein gezogen. An der Kinzig stießen beide Gegner auf einander, doch blieben sie vierzehn Tage durch den Fluß getrennt einander ruhig gegenüber liegen, während die Herzoge von Baiern dem Könige Adolf Hülfsvolk zuführten. Endlich bewog Mangel an Zufuhr und die Aufforderung der zu Mainz versammelten Kurfürsten Albrechten abzu-

ziehen und über den Rhein zu gehen, wo ihm die Nachricht von Adolfs Absetzung und seiner Wahl überbracht wurde. Adolf eilte seinem Gegner nach; es drängte ihn, seine gerechte Sache dem Gottesurtheile einer Schlacht zu überlassen. Ohne daher noch, wie die Seinigen wünschten, die Ankunft einer ihm durch den Erzbischof von Trier zuzuführenden Verstärkung zu erwarten, eilte er fast bloß mit Reiterei seinem Gegner nach. Bei Gellheim unweit Worms trafen sich beide Heere am 2. Junius 1298. Mit großer Erbitterung ward gefochten. Adolf suchte im Schlachtgetümmel den Herzog von Österreich und rief ihm, als er ihn erblickte, zu: „Hier müßt ihr mir das Reich und euer Leben lassen!" — „Das steht in Gottes Hand," erwiederte Albrecht, und traf Adolfen so, daß derselbe vom Pferde sank. Auf der Erde liegend ward der Schwerverwundete von anderer Hand vor Albrechts Augen vollends getödtet. Sein Heer zerstreute sich, und der Sieg war für Albrecht entschieden. Aber selbst der Erzbischof von Mainz, als er über das Schlachtfeld ging und den nackten Leichnam seines gebliebenen Feindes sah, konnte sich des Mitleids nicht erwehren, und gestand mit Thränen, daß hier ein tapferer Mann gefallen sey.

---

4. Albrecht I.

(1298—1308.)

Der Erzbischof von Mainz und die mit ihm verbündeten Kurfürsten hatten nach einem neuen Verfahren durch eigenmächtiges Urtheil ihren König vom Throne gestoßen, zum Theil weil er ihren eigennützigen Wünschen und Zwekken nicht hatte dienen wollen, in ihrem Hasse aber statt

seiner einen Mann erhoben, der durch seine äußere Lage sowol als durch seine Gemüthsart ihnen weit gefährlicher hätte scheinen müssen, als der verdrängte Adolf. Albrechts ernster und strenger Sinn blickte schon aus seinem finstern, ungemüthlichen, durch den Verlust eines Auges entstellten Angesicht bis zur Furchtbarkeit hervor; er war ein Fürst voll Kraft und Selbstbeherrschung, und seiner unersättlichen Herrsch- und Ländergier dienten eine schon ererbte Macht und ein Reichthum, die ihn in den Stand setzten, stets wohlgerüstete Söldnerschaaren zu halten. Wie viel Schlimmes war von einem solchen Manne nicht zu erwarten! Zwar hatten die Kurfürsten sich vor seiner Wahl viel von früheren Kaisern Erlangtes bestätigen, viel Neues versprechen lassen, und indem sie so für ihren Vortheil gesorgt, glaubten sie ihn, wenn er widerstreben würde, auf demselben Wege wie Adolfen beseitigen zu können. Dies zeigt wenigstens die Äußerung des Erzbischofs von Mainz, die er auf einer Jagd einmal gethan: „ich darf nur in das Hifthorn stoßen, um einen andern Römischen König aus der Erde hervorzurufen." Bald erfuhren sie aber, daß sie sich geirrt, und daß es nicht leicht sey, Albrecht zu stürzen.

Sobald dieser seinen Gegner todt sah, eilte er mit den Fürsten nach Frankfurt, um hier den Besitz der Krone, die er durch Waffengewalt gewonnen, durch eine nochmals vorgenommene einstimmige Wahl rechtskräftig zu machen. Darauf ward er zu Aachen gekrönt, und hielt zu Nürnberg seinen ersten überaus zahlreich besuchten Reichstag, auf welchem er einen allgemeinen Landfrieden bekannt machen ließ, für dessen Haltung er sehr eifrig sorgte. Nur der Papst Bonifacius VIII. wollte ihn, als einen Mörder seines Vorgängers, nicht anerkennen. Albrecht verband sich daher genauer mit Philipp dem Schönen, der damals mit

20*

dem Papste in großen Zwist gerathen war. Auf einer Zusammenkunft, welche beide Könige zu Quatrevaux hielten (1299), nachdem schon vorher eine Verbindung zwischen Albrechts ältestem Sohne Rudolf und Philipps Tochter Blanca beschlossen war, wurden Verabredungen getroffen, welche die Wiederaufrichtung des Arelatischen Reiches für Rudolf und seine Ernennung zum Nachfolger des Vaters in Deutschland zum Ziele hatten. Aber diese Absichten scheiterten an dem Widerspruche der Albrecht begleitenden geistlichen Kurfürsten, welche dadurch mit Mißtrauen und Groll erfüllt wurden.

Um diese Zeit starb der Graf von Holland Johann I., und Albrecht wollte die dadurch erledigten Landschaften Holland, Seeland und Friesland, als eröffnetes Reichslehen einziehen. Aber er mußte, obschon er mit Heeresmacht nach den Niederlanden zog, von dem Unternehmen abstehen, und den nächsten Verwandten von weiblicher Seite, den Grafen von Hennegau Johann von Avesnes, mit jenen Landschaften belehnen.

Als Albrecht von diesem Zuge zurückkehrte, brach das Mißverhältniß zwischen ihm und den Kurfürsten in offenen Streit aus. Der König hatte nämlich, uneingedenk dessen, was er bestätigt und versprochen, bald nach seiner Thronbesteigung den Befehl ergehen lassen, dem Reiche alle ihm seit Friedrichs II. Zeiten entzogenen Güter und Rechte zurückzustellen, wobei hauptsächlich die Rheinzölle der drei geistlichen Kurfürsten und des Rheinischen Pfalzgrafen gemeint waren. Jetzt betrieb er die Sache eifriger, und entlockte absichtlich den Städten Klagen über die Bedrückungen, welche ihr Handel auf dem Rheine durch diese Zölle erfuhr. Da vereinigten sich diese vier Kurfürsten mit dem Könige von Böhmen, der anderweitige Händel mit Albrecht

hatte, diesem das Schicksal Adolfs zu bereiten. Albrecht aber ging mit einem schnell zusammengebrachten ansehnlichen Heere und von den Rheinischen Städten aufs beste unterstützt seinen Feinden entgegen, bemächtigte sich zunächst und ohne Mühe der ganzen Pfalz, drang dann in die Länder der drei geistlichen Kurfürsten ein und zwang sie zum Gehorsam (1302). Durch diesen glücklich geführten Krieg brachte er das Ansehn der Krone, welches seit seines Vorgängers Erwählung aufs tiefste gefallen war, wieder empor, und rettete die königliche Macht vor der Gefahr, ganz in den Händen der Kurfürsten zu zerrinnen*). Auch der Bundesgenosse der Kurfürsten, der Papst, damals von Philipp dem Schönen immer stärker gedrängt, wünschte nun selbst den Deutschen König zum Freunde, und schenkte ihm sogar das Königreich Frankreich, dessen er Philipp für unwürdig erklärt hatte; eine Gabe, welche Albrecht, obgleich jetzt mit Frankreich gespannt, um so weniger annehmen wollte oder konnte, da der Geber selbst bald darauf der Macht Philipps unterlag.

Dagegen erregte der andere Bundesgenosse der Rheinischen Kurfürsten, der Böhmenkönig, Albrechten größere Sorgen. Wenceslaus IV., Ottokars Sohn, schon durch sein Erbreich mächtig, war im Jahre 1300 von einer unzufriedenen Partei in Polen, welche ihren Herrscher Wladislav Lokietek vertrieben hatte, herbeigerufen, und zu Gnesen zum Könige dieses Landes gekrönt worden. Und auch Ungern schien seinem Hause bestimmt. Dort nämlich war nach dem Tode des letzten Königs aus dem Arpadischen Stamme, Andreas III. (1301) eine Partei für den Neapolitanischen Prinzen Karl Robert, eine zweite für den

*) Menzel Geschichten der Deutschen, Buch VII. S. 67.

Sohn des Böhmenkönigs. Albrecht, welcher der Vereinigung drei so bedeutender Kronen nicht ruhig zusehen konnte, trat in beiden Staaten auf die Seite der Gegner des Wenceslaus, und griff Böhmen in Verbindung mit Karl Robert an (1304), während Wladislav Lokietek mit Ungerischer Hülfe in Polen eindrang. Trotz dieser günstigen Umstände aber richtete Albrecht in Böhmen nichts aus. Nachdem er vergeblich gesucht hatte, sich Kuttenbergs und der dortigen berühmten Bergwerke, die ihn besonders reizten, zu bemächtigen, mußte er, durch Mangel und Krankheiten in seinem Heere gezwungen, das Land verlassen. Als er sich zu einem zweiten Zuge rüstete, starb der Böhmenkönig (1305). Sein Sohn, der siebzehnjährige Wenceslaus V. versöhnte sich mit Albrecht, wurde aber schon ein Jahr darauf (1306) von einigen Böhmischen Großen verrätherisch ermordet. Mit ihm erlosch der alte Böhmische Herrscherstamm, und Albrecht nahm das Land sofort als Reichslehen und kraft eines zwischen König Rudolf und Wenceslaus IV. geschlossenen Vertrags für seinen Sohn Rudolf, dem er es bestimmte, in Anspruch. Er fand zwar an dem Herzoge Heinrich von Kärnthen, der mit des letzten Königs Schwester vermählt war, einen Gegner, aber die Böhmischen Stände erklärten sich für Rudolf, welcher versprach, die Wittwe Wenceslaus IV. zu heirathen. So schien Albrechts Zweck erreicht. Rudolf hielt, von seinem Vater begleitet, an der Spitze eines Heeres seinen Einzug in Prag (1306), aber sein baldiger Tod (3. Juli 1307) veränderte auf einmal die Lage der Dinge. Seine kurze Regierung hatte die Gemüther der Österreichischen Herrschaft entfremdet, und die Stände wählten nunmehr den Herzog Heinrich von Kärnthen zum König. Albrecht brach alsbald in Böhmen ein, mußte sich aber

wiederum unverrichteter Sache zurückziehen. Auch in Thüringen hatte er Unglück gut zu machen. Denn da er König Adolfs Plane gegen die Brüder Friedrich und Diezmann durchsetzen wollte, war sein Kriegsheer von diesen bei Lucka unweit Altenburg geschlagen worden (1307). Zu diesem doppelten Mißgeschick kam der im nächsten Abschnitt zu erzählende Aufstand der Schweizerischen Waldstädte. Allein Albrecht war nicht der Mann, einen einmal gefaßten Plan sobald aufzugeben; er ging vielmehr nach Schwaben und Helvetien, dort neue Streitkräfte zur Bezwingung Böhmens und Thüringens aufzubieten.

Doch mitten unter diesen Zurüstungen traf ihn unerwarteter Tod von der Hand eines Freundes und Verwandten, den er durch seine unersättliche Länderbegierde wider sich aufgebracht hatte. Albrechts Bruder Rudolf war früh (1289) mit Hinterlassung eines unmündigen Sohnes gestorben. Dieser, Johann genannt, war jetzt neunzehn Jahr alt geworden, aber der König zögerte noch immer, ihm seines Vaters Theil an dem Habsburgischen Erbgut zu geben, und wollte ihn erst mit dem in Thüringen zu Erobernden befriedigen. Der junge Herzog, unwillig und zornig, daß ihm sein gerechtes, schon öfters gethanes Begehren immer abgeschlagen ward, noch mehr gereizt, weil er Albrechts dritten Sohn Leopold bei gleicher Jugend im Besitz von Ehre und Gütern sah, von Herrschbegierde verblendet und bethört, und von bösen Rathgebern aufgehetzt, faßte den furchtbaren Gedanken, sich durch Mord an dem Könige zu rächen. Er verband sich dazu mit einigen angesehenen Adeligen des Aargaues, Walther von Eschenbach, Rudolf von Balm, Rudolf von Wart und Konrad von Tegerfeld, die, der strengen Herrschaft Albrechts überdrüssig, die Regierung eines jungen Fürsten

mit Ungeduld erwarteten. Als nun Johann am 1. Mai 1308 zu Baden dem Könige nochmals seine Bitte vortragen ließ, und wiederum nur Vertröstung auf die Zukunft erhielt, wurde die Ausführung des schwarzen Vorsatzes beschlossen. Albrecht wollte seiner Gemahlin, die von Rheinfelden kam, entgegenreiten, und die Verschwornen schlossen sich ihm an. Als man bei Windisch über die Reuß setzen wollte, wußten sie unter dem Vorwande, daß der Kahn so wenig als möglich beschwert werden müsse, den König von seinen übrigen Begleitern zu trennen, und nachdem sie mit ihm am jenseitigen Ufer angekommen waren, hielt Johann auch das Schiff noch einige Zeit auf, damit es nicht schnell Mehrere herüber holen konnte. Nun fiel Eschenbach dem Könige in den Zaum, Johann, mit den Worten „hier der Lohn des Unrechts," rannte ihm den Speer in die Gurgel, und Balm spaltete ihm den Kopf. Der König sank vom Pferde, und starb in den Armen eines gemeinen Weibes, welches der That zugesehen. Die Angst des Verbrechens raubte aber den Thätern so alle Besinnung, daß sie gar keinen Versuch machten, es zu benutzen. Johann floh auf des Ermordeten Pferde davon. In Mönchsgestalt entkam er nach Italien; Kaiser Heinrich VII. soll ihn in Pisa gesehen haben. Sein weiteres Schicksal ist unbekannt geblieben. Ein Blinder, der zu Wien am Markte bettelte, gab sich nachmals für seinen Sohn aus. Eschenbach und Balm sind flüchtig gestorben. Wart aber, der die That, nach einigen Nachrichten, nur mit angesehen, ward gefangen und gerädert. Überhaupt wurde an den Angehörigen der Verschwornen blutige Rache geübt. Mehr als tausend unschuldige Männer, Weiber und Kinder wurden durch Henkers Hand hingerichtet, besonders auf Betrieb der Tochter Albrechts, der

verwittweten Königin Agnes von Ungern, die unmenschlich wüthete. Auch Albrechts Wittwe, Elisabeth, die ihm zwanzig Kinder geboren, rief, als ihr Sohn Friedrich an dem Blutvergießen Abscheu bezeugte: „Ich merke wol, daß du den Leichnam nicht sahest. Mit Spinnen und Nähen wollte ich mich nähren, wenn ich Albrechten unter den Lebendigen wüßte.“ Man sieht aus diesen Gesinnungen — wie unnatürlich auch die Rache war, zu der sie trieben — daß Albrecht den Zeitgenossen nicht mit Unrecht für einen zärtlichen Gatten und Vater galt. An der Stelle, wo er gefallen, baueten die beiden Fürstinnen das Kloster Königsfelden, wo Agnes ihr ganzes übriges Leben (sie starb erst 1364) unter vielen Andachtsübungen zubrachte.

---

5. Befreiung der Schweizerischen Waldstädte.

(1307. 1308.)

Das Helvetische Land, welches 1097 von Kaiser Heinreich IV. dem Herzoge Berthold von Zähringen verliehen worden, und unter der Verwaltung dieses Hauses zu schöner Blüthe gediehen war, kam bei dem Erlöschen desselben (1218) unmittelbar unter das Reich, wodurch nach der damaligen Lage der Dinge die geistlichen Stifter, der Adel, die Städte, und die hier noch vorhandenen freien Landleute fast unabhängig wurden. Unter den weltlichen Herren waren die Grafen von Savoyen, und, in den nördlichen Gebieten, die von Habsburg die mächtigsten. König Rudolf hatte sein Erbland in Helvetien noch mit Kiburg, Baden, Lenzburg, Zofingen, Grüningen, Freiburg und Lucern vermehrt. König Albrecht wollte seine Macht dort noch weiter ausbreiten, und richtete sein Auge auch auf

die freien Männer der sogenannten Waldstädte, Schwyz, Uri und Unterwalden. Diese hatten gleich nach Rudolfs Tode bei dem Ruf von Albrechts Vergrößerungsentwürfen ihren alten Bund erneuert, sich mit aller Macht und Anstrengung an Gut und Leben einander in und außer den Thälern wider alle Die zu helfen, welche ihnen oder einer von ihnen Gewalt anthun würden. Sie wurden eins, keinen Richter aufzunehmen, der nicht Landmann und Einwohner wäre. Sie hingen daher auch Adolfen wider Albrecht an, und erschraken nicht wenig über die Nachricht von dem Untergang des Erstern. Ihre Furcht ward bestärkt, als König Albrecht zu Strasburg, wo er vielen Reichsgliedern die Verfassung bestätigte, den Vorstehern der Waldstädte auf dasselbe Gesuch erwiedert hatte, er gedenke ihnen nächstens eine Veränderung ihres Zustandes antragen zu lassen.

Diese Anträge erfolgten auch bald darauf und waren des Inhalts: „sie möchten sich dem ewigen Schirm des königlichen Hauses unterwerfen, zumal da dem Könige alle benachbarten Städte und Länder, die Kastvogteien (Schirmvogteien) fast aller Klöster, welche Gut und Leute bei ihnen hätten, und alles was Kiburg und Lenzburg in den Waldstädten besäßen, gehörte. Seiner Majestät und seinem unermeßlichen waffenkundigen Kriegsheer könnten sie doch nicht widerstehen, aber der König möchte sie zu seines Hauses lieben Kindern haben.“ Jene erwiederten, sie wünschten lieber bei dem Zustande ihrer Altvordern zu beharren, und baten um einen Vogt vom Reich, weil Albrecht die Reichsvogteisachen den Amtleuten, welche er zu Rotenburg und Lucern in seinem Eigenthum hatte, übertrug, und sie fürchteten, es möchte dadurch ihr Gehorsam unter Österreichischen Amtleuten zur Pflicht werden. Die

früheren Kaiser hatten zu diesen Reichsvogteien einen großen Grafen ernannt, den man dann, wenn Blutschuld kam, in das Land rief; Albrecht aber ernannte jetzt Geßler von Bruneck und Beringer von Landenberg, Beide seine Werkzeuge und ohne Gut, zu Reichsvögten, welche sogar gegen alle Gewohnheit beschlossen, in den Waldstädten zu wohnen. Geßler, weil bei Menschengedenken keine Herrenburg zu Schwyz war, bauete dazu einen sogenannten Twinghof in Uri, und Landenberg wohnte auf einem Habsburgischen Schlosse zu Sarnen. „Das Volk dieses Landes, sagt sein großer Geschichtschreiber, lebt in vielen Dorfschaften, deren Häuser einst, wie bei den alten Deutschen, auf Wiesen, schönen Hügeln und an Quellen einzeln liegen. Es hat gewisse althergebrachte eingepflanzte Grundsätze; wenn Fremde dawider Einwürfe machen, so werden sie selbst verdächtig, und befestigen die Lehren der Väter. Alles Neue ist verhaßt, weil in dem einförmigen Leben der Hirten jeder Tag demselben Tag des vorigen und folgenden Jahres gleich ist. Man spricht nicht viel, und bemerkt für immer; sie haben in den einsamen Hütten zum Nachdenken ruhige Muße; die Gedanken theilen sie einander mit, wenn an Festtagen das ganze Volk vom Gebirge bei der Kirche zusammen fließt. Wer den Landmann betrachtet, findet bis auf diesen Tag ein freiheitstolzes Volk zu Schwyz, ein frommes altgesittetes im Lande Unterwalden, auch zu Uri ein gar biederes eidgenössisch gesinntes Volk."

Die beiden Vögte, von Natur trotzig und herrisch, bestraften jeden Fehler streng, und reizten die Gemüther durch hochmüthige Verachtung des ganzen Volks. Die alten Geschlechter nannten sie Bauernadel. Als Geßler vor dem neuerbauten stattlichen Hause Werner Stauffachers, eines wohlbegüterten und angesehenen Landmanns

zu Schwyz vorbeiging, sagte er: „ich will nicht, daß die Bauern Häuser bauen ohne mein Verwilligen, will auch nicht, daß ihr so frei lebet, als ob ihr selbst Herren wäret, ich werde mich unterstehen, es euch zu wehren.“ Es geschahen Thaten arger Willkühr und Tyrannei, die zur Selbsthülfe aufreizten. Als Wolfenschieß, Vogt auf Rotzberg, zu dem schönen Weibe Konrad Baumgartens ins Haus kam, ihr befahl, ihm ein Bad zu bereiten, und dann Ungebührliches von ihr begehrte, ward er von dem Manne, den er fern glaubte, im Bade mit der Axt erschlagen. Einem Landmann aus dem Melchthal in Unterwalden, Namens Heinrich, der ein sehr eifriger Vertheidiger der Freiheiten seiner Vorfahren war, ließ Landenberg um einer geringen Ursach willen zwei schöne Ochsen vom Pfluge nehmen, und dazu sagen, die Bauern könnten den Pflug wol selber ziehen. Als nun bei dem Wortwechsel darüber Heinrichs Sohn Arnold dem Knechte des Vogts durch einen Schlag mit dem Stocke im Zorne den Finger zerschlug, und dann die Flucht ergriff, ließ der grausame Vogt seinem alten Vater die Augen ausstechen. Arnold hielt sich bei Walther Fürst von Attinghausen im Lande Uri verborgen; zu diesem kam auch Stauffacher, von seiner Frau, die voll Unruhe wegen Geßlers Äußerungen über ihr Haus war, angespornt, sich mit seinen Freunden über das, was dem Lande Noth thue, zu berathen. Diese drei Männer waren einig darüber, daß Tod besser sey als ein ungerechtes Joch zu dulden. Nachdem sie hierauf ihre Vertrauten und Verwandten erforscht hatten, brachten sie aus verschiedenen Orten Freunde in das Rütli, eine Wiese in einer einsamen Gegend am Ufer des Waldstädtersees, wo sie bei Nacht sich versammelten. Am Mittwoch vor Martinstag im November 1307 kamen sie, jeder der Drei

von zehn rechtschaffenen Männern seines Landes begleitet, an diesen Ort. „Als diese drei und dreißig herzhaften Männer, voll Gefühls ihrer angestammten Freiheit und ewigen Bundesverbrüderung, durch die Gefahr der Zeiten zu der innigsten Freundschaft vereinigt, im Rütli beisammen waren, fürchteten sie sich nicht vor König Albrecht und nicht vor der Macht von Österreich." Walther Fürst, Arnold von Melchthal und Werner Stauffacher hoben die Hände in die Höhe und schwuren: daß in diesen Sachen Keiner nach eigenem Gutdünken etwas wagen, Keiner den Andern verlassen wolle; sie wollten den Grafen von Habsburg von ihren Gütern und Rechten nichts entfremden, kein Blut vergießen, sondern nur die Freiheit, welche sie von ihren Voraltern empfangen, für ihre Enkel aufbewahren. Die Dreißig hoben auch ihre Hände empor, und leisteten bei Gott und bei den Heiligen denselben Eid.

Unter diesen Verschwornen befand sich auch Wilhelm Tell, ein Urner, Walther Fürsts Schwiegersohn. Dieser versäumte, einem Hute, welchen Geßler auf dem Markte in Altorf als Zeichen der herzoglichen Gewalt auf eine Stange hatte stecken lassen, die befohlene Ehrerbietung zu erweisen. Geßler, ohne auf Tells Entschuldigung, daß es nur aus Versehen geschehen sey, zu achten, ließ dessen Kinder holen, und befahl ihm, einem derselben einen Apfel vom Haupte zu schießen; fehle er beim ersten Schuß, so müsse er sterben. Tell bat um Gottes Willen, ihn nicht zu einer so unnatürlichen That zu zwingen. Vergebens, der Wütherich drohte, wenn er nicht gehorche, ihn und das Kind zu tödten. Da schoß Tell, und traf glücklich den Apfel ohne das Kind zu verletzen. Vorher hatte er noch einen andern Pfeil in seinen Koller gesteckt, und als Geßler ihn nun fragte, was dies bedeutet habe, ihm auch, was

es immer seyn möge, sein Leben versicherte, erklärte Tell keck, daß er bei schlimmerm Glück den Sohn gerochen haben würde. Der Vogt befahl hierauf seinen Dienern, ihn zu greifen, getraute sich aber nicht, ihn im Lande Uri gefangen zu halten; er ließ ihn binden und in einen Kahn werfen, um ihn gegen alles herkömmliche Recht über den Waldstädter See aus dem Lande zu führen. Schon war man jenseits des Rütli gekommen, als plötzlich der furchtbare Sturm, den die Schweizer Föhn nennen, losbrach. Da ließ Geßler den Tell, der als geschickter Schiffer bekannt war, losbinden, damit er das Ruder führen möchte. Jener thats, und fuhr am Felsenufer hin, nach Axenberg zu. Hier aber ersah er die Gelegenheit, ergriff sein Schießzeug und sprang aus dem Kahn auf einen platten Felsen, den er hinan kletterte, während das Fahrzeug vom Felsen in den See zurückprallte. Dann entfloh er durch das Land Schwyz; auch Geßler entkam dem Sturm und landete bei Küßnacht, aber um dem gefährlichern Feinde in die Hände zu fallen. Tell wartete seiner hier in einem Hohlweg, und streckte den Sichern mit einem Pfeil zu Boden.

Tells That gab dem gemeinen Manne höhern Muth, doch wollte der Bund, dem er angehörte, nicht Rache, sondern nur Freiheit. Ohne Blutvergießen bemächtigte er sich daher nur mit List der festen Burgen. Zu Unterwalden ließ sich ein Jüngling am ersten Tage des Jahres 1308 von einer Geliebten auf der Burg Rotzberg an einem Seile in ihre Kammer ziehen. Zwanzig Freunde zog er an demselben Seile hinter sich her, mit denen er sich des Burgamtmanns und seiner Knechte versicherte. Landenberg zu Sarnen, der an demselben Morgen in die Messe ging, begegnete zwanzig Männern von Unterwalden, die, nach alter Sitte, Kälber, Ziegen, Lämmer u. dgl. zum

Neujahrsgeschenke brachten, und ließ sie mit ihren Geschenken in die Burg ziehen. Kaum waren sie aber im Thore, so zog jeder auf ein gegebenes Zeichen ein Eisen aus dem Busen und steckte es an einen spitzen Stock. Mit dieser Wehr und dreißig anderen Gesellen, die aus einem Hinterhalt herbeieilten, bemächtigten sie sich der Burg und ihrer Bewohner. Nun tönten von Alp zu Alp die verabredeten Zeichen, und auch aus den übrigen Orten des Bundes wurden die Zwingherren vertrieben. Landenbergen, der auf der Flucht hinter Sarnen eingeholt ward, geschah nichts Leides, er wurde nur an die Grenze geführt, und mußte schwören, das Gebiet der Waldstädte nicht wieder zu betreten. Er eilte zum König Albrecht, von dem er Rache und Rettung erwartete. Aber noch ehe dieser das Vorgefallene zu ahnden vermochte, ward er ermordet, und die Schweizer konnten sich ihres mit so großer Mäßigung angefangenen und ausgeführten Unternehmens ruhig erfreuen.

---

6. Frankreich unter Philipp III.

(1270—1285.)

Auf Ludwig IX. folgte dessen dreißigjähriger Sohn Philipp III. Ihm fehlte seines Vaters Geist, allein da er eine beruhigte und geachtete Regierung vorfand, fiel es ihm nicht schwer, sie glücklich fortzusetzen. Er erhielt das Reich beinahe sechzehn Jahre lang in fast ununterbrochenem Frieden, und erweiterte es durch die Grafschaft Toulouse, die ihm 1271 zufiel, als sein Oheim, der Graf von Poitou, ohne Erben starb (oben S. 185.), die aber noch lange nachher als ein eigenes Reich betrachtet wurde, so daß man noch immerfort zwischen Langued'oc und dem nördlichen

Frankreich oder Langued'oui unterschied, eine Trennung, welche durch Sprache und Sitten gerechtfertigt wurde.

Philipp führte das Kreuzheer seines Vaters von Tunis wieder nach Hause zurück, nachdem der König von Tunis selbst um Frieden gebeten, und sich zur Erstattung der Kriegskosten und der Rückstände des Sicilischen Tributs verpflichtet hatte. Man brachte theure Leichen mit, noch außer der des heiligen Ludwig, und die erste öffentliche Handlung nach der Ankunft in Paris war ein Leichenzug nach St. Denis, dem uralten Begräbnißort der Französischen Könige. Philipp III. selbst half dabei den Sarg seines Vaters tragen. Man sah hier ein seltsames Beispiel von Priestereifersucht. Der Abt Matthäus von St. Denis verstattete dem ganzen Zuge nicht eher den Eintritt in sein Gebiet, als bis der Erzbischof von Sens und der Bischof von Paris ihre bischöfliche Kleidung abgelegt hatten.

Unter Philipps Regierung fiel 1282 die Sicilische Vesper vor. Philipp wollte seines Volkes Ehre und seines Oheims Unglück rächen, und erklärte demnach dem Eroberer Siciliens, Peter von Aragonien, den Krieg. Papst Martin IV. unterstützte ihn mit Bannbullen, und verschenkte sogleich, nach der großmüthigen Weise der Päpste, das Königreich Aragonien an einen der jüngeren Söhne Philipps III., mit der Bedingung jedoch, daß es nie mit der Französischen Krone vereinigt werden sollte. Es kam aber gar nicht so weit. Zwar überstieg Philipp 1285 mit einem Heere die Pyrenäen, und eroberte mit vieler Mühe einige Städte in Catalonien, allein Mangel und Krankheiten nöthigten ihn schon nach einigen Monaten zum Rückzug. Auf diesem ward er selbst so krank, daß er schon zu Perpignan am 6. October 1285 starb.

Philipp ist noch merkwürdig als der erste Französische König, der einen Bürgerlichen, kraft eines Diploms, in den Adelstand erhoben hat.

---

7. Philipp IV., der Schöne.

(Reg. 1285—1314.)

Ihm folgte sein neunzehnjähriger Sohn, Philipp IV. der Schöne. Dieser Fürst voll Geist und Schlauheit, der seine Pläne eben so fein anzulegen als kühn durchzuführen verstand, der aber auch vor keinem Mittel zur Erreichung seiner Zwecke erschrak, der kein Recht achtete, und die Macht der geltenden Meinungen nicht scheute, strebte mehr als einer seiner Vorgänger nach Unabhängigkeit der Krone und nach der Erhöhung ihrer Macht. Er begann gegen Lehnswesen und Hierarchie einen Kampf, dessen Ergebniß für die Entwickelung des Französischen Reichs, ja der ganzen neueuropäischen Welt, sehr bedeutend wurde.

Sein erstes Geschäft war, das Heer vollends nach der Hauptstadt zurückzuführen, und seines Vaters Gebeine zu St. Denis zu begraben. Darauf ließ er sich mit seiner Gemahlin, der Gewohnheit nach, zu Rheims salben und krönen (6. Januar 1286). Unter den Französischen Vasallen, die vor seinem Thron erschienen, den Huldigungseid zu leisten, war auch Eduard I., König von England. Er ward (Ostern 1286) mit großer Pracht zu Paris empfangen, schloß daselbst einen Vertrag mit dem neuen Könige, und ging zu Pfingsten nach Bordeaux, um einen Frieden zwischen Frankreich und Aragonien zu vermitteln, den er auch zu Stande brachte.

Aber zwischen Frankreich und England selbst dauerte

das friedliche Verhältniß nicht allzu lange. Ein zufällig entstandener Zank zwischen Schiffern aus England und aus der Normandie führte zu einem förmlichen Kriege zwischen den Seestädten beider Völker, an dem beide Könige noch keinen Antheil nahmen. Endlich aber ward die Sache so bedeutend, daß in einer Schlacht, worin die Engländer siegten, funfzehntausend Menschen ihr Leben verloren. Nun mischte sich Philipp hinein, forderte von Eduard Ersatz und Bestrafung, lud ihn als Französischen Vasallen vor sein Gericht, und ließ endlich, da derselbe nicht sogleich erschien, ihn seiner Gascognischen Besitzungen für verlustig erklären. Eduard, erzählen die Englischen Geschichtschreiber, wünschte sehr, diese ungelegenen Händel in Güte beizulegen. Er schickte demnach seinen eigenen Bruder Edmund mit der ausgedehntesten Vollmacht nach Paris. Die Königin und Philipps Mutter, an die er sich bittend wandte, versprachen ihm ihren Beistand. Man kam überein, daß Philipp zur Herstellung seiner lehnsherrlichen Ehre ganz Guienne bis auf die drei Städte Bordeaux, Bayonne und Reole, besetzen, und sich Geiseln von den vornehmsten Einwohnern geben lassen solle, doch nur zum Schein: Alles sollte zurückgegeben und die Belehnung erneuert werden, sobald die Königinnen darum bitten würden. Eduard war mit diesem Vorschlage so zufrieden, daß er zum Zeichen seiner vollkommensten Friedensliebe auch noch die Hauptstadt Bordeaux anbot. So wurde das ganze Herzogthum besetzt, und man sah nun der großmüthigen Rückgabe entgegen. Allein wie erstaunte Eduard, als der König von Frankreich ihm sagen ließ, der Reichsrath werde die Sache in Überlegung ziehen. Nach einigen Winkelzügen wurden zuletzt die Englischen Gesandten geradezu aus Paris verwiesen, der König von England noch einmal

vorgeladen, und hierauf das Herzogthum Guienne durch einen Reichsschluß der Krone Frankreich zuerkannt (1293).

Man wußte sehr wohl, daß Eduard in einer Lage war, in der er dieser Maßregel nichts entgegensetzen konnte. Er brachte zwar ein Bündniß gegen Frankreich zusammen, allein dies half ihm wenig, und kostete ihm viel. Dafür, daß er, wie wir gesehen haben, den Deutschen König Adolf mit großen Geldsummen zu einer Verbindung bewog, schloß Philipp mit dem Grafen Otto von Burgund einen höchst vortheilhaften Vertrag, vermittelst dessen der Letztere seine einzige Tochter einem Französischen Prinzen zu geben, und sein Land, bis dahin ein Deutsches Lehen, vom Reiche abzureißen und unter Französische Hoheit zu bringen versprach. Auch diese Ungebühr konnte wegen der geringen Macht des Deutschen Königs nicht verhindert werden. Die überlegene Anzahl der Franzosen schlug nun bald die Engländer aus dem größten Theil von Guienne hinaus, und eine Französische Flotte landete sogar bei Dover und verbrannte diese Stadt, wogegen auch die Engländer die Küsten der Normandie verheerten.

Eduard hatte unter mehreren Französischen Vasallen auch den Grafen Veit II. von Flandern in sein Bündniß gezogen, der gegen Philipp aufgebracht war, weil ihm derselbe in einem Streit mit den Bürgern von Gent Unrecht gegeben hatte. Veit versprach dem Könige von England seine älteste Tochter zur Gemahlin für dessen Sohn, und erbot sich gegen eine bestimmte Summe von Hülfsgeldern zum Kriege gegen Philipp. Der Letztere erhielt von Allem Kunde, stellte sich aber ganz unwissend und lud sehr treuherzig den Grafen mit seiner Gemahlin zu sich nach Corbeil. Sie kamen, und wurden sogleich gefangen gesetzt. Der bestürzte Veit versprach nun, Alles zu widerrufen,

und damit man dessen gewiß seyn könne, forderte ihm Philipp eben die Tochter, die an den Englischen Prinzen versprochen war, als Geisel ab. Aber kaum war Graf Veit in sein Land zurückgekehrt, so erneuerte er das Bündniß mit England, sammelte Truppen, und wollte seine Tochter mit Gewalt befreien. Philipp sah sich nun statt eines Feindes von zweien bedroht, und bot alles auf, um sich gegen beide zu behaupten. Geld zum Kriege mußten ihm Geistliche und Laien geben *). Um die übrigen Barone nicht mißtrauisch zu machen, erwies er ihnen kleine Gefälligkeiten; den Grafen Johann den Guten von Bretagne erhob er zum Herzog und Pair; den Gläubigern verbot er während des bevorstehenden Krieges die Auspfändung armer Edelleute, und durch das ganze Reich erging der Befehl, daß alle Privatkriege im Lande bis zur Beendigung des Flandrischen Zuges ausgesetzt seyn sollten.

Dabei blieb sein Blick unaufhörlich auf England gerichtet. Eduard hatte sich schon den König Johann von Schottland zinsbar gemacht, als Philipp mit dem Letztern ein Bündniß schloß, ihm eine Französische Prinzessin für seinen Sohn anbot, und es dahin brachte, daß dem Könige von England der Friede wieder aufgekündigt ward. Auch die wilden, kurz vorher erst von Eduard bezwungenen Bewohner von Wales reizte Philipp zur Empörung gegen den Englischen König auf, und machte diesem dadurch so viel zu schaffen, daß er an eine Wiedereroberung Guienne's gar nicht denken konnte.

*) Schon 1291 hatte er einmal plötzlich in einer Nacht (1. Mai) alle in Frankreich wohnenden Italienischen Wechsler (Lombarden) aufheben lassen, unter dem Vorwande, daß sie das Volk durch ihren Wucher gar zu sehr aussögen. C'étoit un beau banquet, sagt Mezeray.

8. Philipp im Kampfe mit Bonifacius VIII.

Um diese Zeit gerieth Philipp auch noch in einen andern, seiner Folgen wegen weit wichtigern Kampf. Es hatte damals (1294) den päpstlichen Stuhl Bonifacius VIII. bestiegen, ein kräftiger, stolzer Greis, der sich nichts Geringeres vorgesetzt hatte, als das Werk eines Gregor VII. und Innocenz III. zu vollenden, und das theokratische Princip, nach welchem die höchste weltliche, wie die höchste geistliche Macht in den Händen des Papstes sey, völlig zur Ausführung zu bringen. In der That schienen damals nur noch wenige Schritte zur gänzlichen Erreichung dieses Zieles nöthig. Die Rechtstheorie der Zeit erkannte den Papst als den obersten Stellvertreter der Gottheit sowol in Beziehung auf den Staat als auf die Kirche an; das Verhältniß der Kirche zu der bürgerlichen Gesellschaft und ihren Gliedern war sicherer geordnet, die Herrschaft der Römischen Kirche über alle übrigen fester gewurzelt, die Mittel, die Völker zu besteuern und mit schweren Schatzungen zu belegen, waren zahlreicher und in bessern Gang gebracht als je. Das Kaiserthum, welches die Päpste so oft geschreckt und zu einem gefährlichen Kampfe um die Behauptung der Weltherrschaft gezwungen hatte, war umgestürzt; und die Deutschen Könige, die sich Nachfolger jener Kaiser nannten, zu unbedingter Nachgiebigkeit und willigem Gehorsam gebracht. Aber eben die Zerwürfniß Deutschlands und Italiens, welche diese Papstherrschaft begünstigte, täuschte Bonifacius über die Macht des Gegners, der jetzt gegen ihn auftrat. Indem er übersah, oder nicht achtete, wie ganz anders sich die Verhältnisse in Frankreich gestaltet hatten, und welche Mittel sich hier einem

Herrscher darboten, der Klugheit und Festigkeit besaß, sie in ihrem ganzen Umfange zu benutzen, unterlag er in diesem denkwürdigen Kampfe und bereitete dadurch der Hierarchie eine Reihe von Demüthigungen, die zwar ihren Sturz nicht herbeiführten, aber ihr jenes große Ziel für immer entrückten.

Kraft des von der damals geltenden Meinung anerkannten päpstlichen Berufs, zwischen Völkern und Fürsten Frieden zu stiften, ließ Bonifacius eine Aufforderung an die Könige von Frankreich und England ergehen, ihren Krieg zu endigen, und bot sich zum Vermittler dabei an. Eduard, durch seine Händel mit Schottland gedrängt, war zu dem vorgeschlagenen Waffenstillstand erbötig; aber Philipp gab zur Antwort, ein König von Frankreich sey nicht gewohnt, in Staatssachen Gesetze anzunehmen, sein Streit mit England sey keine Religionssache, und einem Papste ziemten höchstens Ermahnungen, nicht Befehle. Er war um so mehr gereizt, weil sich der Papst auch des Grafen von Flandern angenommen, und verlangt hatte, daß Philipp sich seinetwegen vor ihm rechtfertigen solle.

Bonifacius benutzte bald darauf eine andere Veranlassung, dem Könige seine Gewalt fühlbar zu machen. Da Philipp zu den Kriegskosten von den Kirchen seines Reichs eine schwere Beisteuer erpreßt hatte, so erschien die Bulle Clericis Laicos *), in welcher Jeder mit dem Bann bedroht wurde, der den Geistlichen Steuern auflegen würde (1296). Dagegen erließ Philipp eine Verordnung, welche Geld und Kostbarkeiten aus Frankreich in fremde Länder auszuführen oder zu verschicken untersagte, und auf jene Bulle ward eine bündige Antwort gegeben. Die Könige, hieß es darin, hätten ihre Majestätsrechte geübt, ehe noch

*) Die päpstlichen Bullen werden nach ihren Anfangsworten bezeichnet.

die Klerisei einen Theil des Staats ausgemacht habe. Die Freiheiten der Geistlichen dürften dem allgemeinen Wohl nie nachtheilig werden. Die Priester seyen Glieder des Staats, wie die Laien, und müßten demnach auch dessen Lasten tragen helfen, um so mehr, da sie die größten Güter besäßen. Dürften sie Gaukler und Buhlerinnen unterhalten, so werde es ihnen auch wol anstehen, ihre Schätze zur allgemeinen Landeswohlfahrt herzugeben. Ihnen dies verbieten, hieße den Feinden beistehen. „Wir verehren, so schließt der Brief, Gott mit Glauben und Ehrfurcht, und schätzen die Kirche und ihre Diener, aber unvernünftige und unbillige Drohungen scheuen wir keinesweges, denn vor Gottes Gnade hoffen wir allezeit gerecht befunden zu werden. Hat sich nicht der König von England, unser Lehnsmann, geweigert, vor unserm Gericht zu erscheinen? Da sahen wir uns denn genöthigt, seine Lehnsländer einzuziehen. Welcher Fürst wird sich in diesem Fall nicht vertheidigen? Und der König von Deutschland darf sich gar nicht über die Einziehung der Grafschaft Burgund beschweren, da er Uns, wie bekannt, auf eine übermüthige Art herausgefordert, und Uns mit noch ärgerer Behandlung gedrohet hat ꝛc." Sogar die Französische Geistlichkeit schrieb dem Papst, er möchte diese Saite ja nicht wieder berühren, da die Fürsten und Herren, die fast alle unter ihren Lehnsleuten auch Geistliche hätten, eben so aufgebracht darüber wären, als der König.

Der Krieg gegen Flandern ward endlich 1297 unternommen. Bei Compiegne versammelte sich ein Heer, und am Pfingstfeste schlug Philipp seinen Bruder Ludwig nebst hundert und zwanzig anderen Grafen und Herren feierlich zu Rittern. Der ganze Feldzug bestand in einer schrecklichen Verwüstung aller Flecken und Felder im feind-

lichen Gebiet, wodurch die Bürger von Lille so geschreckt wurden, daß sie sich wider Willen ihres Landesherrn an den König von Frankreich ergaben. Auch Courtray, Brügge und andere Städte öffneten die Thore ohne Widerstand. Der König von England war zwar nach Gent herüber gekommen, konnte aber seinem Bundesgenossen nicht helfen. Man schloß endlich, da sich der Winter näherte, einen Waffenstillstand, in welchem die Franzosen alle eingenommenen Städte behielten, und Philipp kam am Tage Allerheiligen sehr vergnügt nach Paris zurück.

Der Papst, der die Zurückhaltung seiner Einkünfte aus Frankreich schmerzlich empfand, sah sich genöthigt, nachzugeben, und stellte über seine vorigen Bullen eine so mildernde Erklärung aus, daß alles Anstößige daraus verschwand. Noch mehr, er vollzog die Heiligsprechung Ludwigs IX. auf die feierlichste Art, nachdem mehrere Personen bezeugt hatten, daß sie diesen König während seines Lebens drei und sechzig Wunder verrichten gesehen. Nach solchen Gefälligkeiten hob denn Philipp der Schöne auch sein Verbot der Geldausführung wieder auf.

Er nahm sogar des Papstes Friedensvermittelung an, jedoch nach vorgängiger ausdrücklicher Erklärung, daß er den Papst hiebei nur als eine Privatperson ansehe. Allein die Friedensartikel, welche derselbe mit redlichem Eifer aufsetzte, erschienen Philipp zu günstig für den König von England, so daß er sie mit Unwillen verwarf, und den Krieg im folgenden Jahre (1298) von Neuem anfing. Ganz Flandern ward jetzt erobert, bis auf das feste Gent. Graf Veit, von England verlassen, sah sich in der traurigsten Lage, und warf sich dem Grafen von Valois in die Arme. Dieser rieth ihm, mit seinen beiden Söhnen selbst nach Paris zu gehen, und des Königs Großmuth

anzuflehen. Er ging, und warf sich dem Könige zu Füßen. Philipp schwieg lange, endlich sagte er finster, das Leben wolle er ihm schenken, aber den mit seinem Bruder geschlossenen Vertrag sey er nicht zu erfüllen verbunden, da derselbe ohne sein Wissen geschlossen sey. Der Graf wurde hierauf mit vierzig Flandrischen Herren gefänglich nach Compiegne geführt, seine Söhne nach anderen Festungen. Philipp zog ganz Flandern als ein Kronland ein, und ließ es durch einen Statthalter verwalten (1299).

Durch die Verwerfung seiner Vermittelung und noch durch manche andere Dinge beleidigt, bereute Bonifacius schon seine vorige Nachgiebigkeit, und nahm wieder eine feindliche Stellung gegen den König an. Er verlangte mit dem größten Ernste die Loslassung des Grafen von Flandern, verbot, daß dem Könige von dem Klerus fernerhin Beisteuer gegeben werde, und erließ endlich eine Bulle, worin er das ganze bisherige öffentliche und Privatleben des Königs einer strengen Rüge unterwarf, und ankündigte, daß er eine völlige Umgestaltung seines Hofes und seines Staates für nöthig halte; zu diesem Behufe werde er eine Versammlung in Rom halten, und habe dazu die Französische Geistlichkeit und die Doctoren der Französischen Universitäten berufen, damit sie sich mit dieser Verbesserung beschäftigen könnten. Das Stärkste, was diese Bulle enthielt, war zusammengefaßt in einer kleinern, noch besonders an den König gesandten, die also lautete:

„Bonifacius, Bischof, Knecht der Knechte Gottes, entbietet Philipp, dem Könige der Franzosen, seinen Gruß. Fürchte Gott und beobachte seine Gebote! Wisse, daß du uns in geistlichen und weltlichen Dingen unterworfen bist. Dir gebührt nicht die Ertheilung der Beneficien und Präbenden, und wenn du während einer Vacanz den Schutz

der Kirchen übernehmen darfst, so geschieht dies nur deswegen, damit du die Einkünfte derselben den Nachfolgern aufbewahren sollst. Und wenn Du einige Beneficien vergeben hast, so erklären wir hiemit diese Vergebung für null und nichtig, und widerrufen Alles, was in dergleichen Dingen geschehen ist. Wer anders glaubt, den erklären wir für einen Ketzer. Gegeben im Lateran, am 5. Dec. im siebenten Jahre unseres Pontificats" (1301).

Philipps parodirende Antwort war folgende:

„Philipp, von Gottes Gnaden, König der Franzosen, dem vermeintlichen Papste Bonifacius wenig oder gar keinen Gruß. Deine große Aberwitzigkeit wisse (Sciat tua magna fatuitas), daß wir in zeitlichen Dingen Niemanden unterworfen sind, daß die Vergebung der erledigten Pfründen, so wie die Einkünfte derselben, nach dem königlichen Recht Uns zugehören, daß die von Uns gethanen und noch zu thuenden Vergabungen ihre Kraft haben, und daß wir ihre Besitzer gegen Jedermann standhaft beschützen werden. Wer anders glaubt, den halten wir für närrisch und unsinnig. Gegeben zu Paris ꝛc." *).

Zugleich verbot Philipp seinen Geistlichen die Reise nach Rom, die päpstliche Bulle aber ließ er öffentlich zu Paris vor allem Volke ins Feuer werfen, und diese That unter Trompetenschall der ganzen Stadt verkündigen (11. Febr. 1302). Sodann beschied er auf den 10. April desselben Jahres eine Reichsversammlung nach Paris, und zwar nicht bloß Adel und Geistlichkeit, sondern auch, was zum ersten Male geschah, Abgeordnete der Städte, um das durch den Druck seiner Regierung aufgebrachte Volk zu

*) Da die kleinere Bulle des Papstes nichts enthält als einen Auszug der größern, so ist ihre Ächtheit bezweifelt worden und somit auch die der Antwort.

gewinnen. Er ließ einen Aufsatz verlesen, in welchem alle Anmaßungen des Papstes aufgezeichnet waren, und forderte von jedem Stande eine bestimmte Antwort, ob man verlange, daß die uralte Freiheit der Französischen Könige dem Papste aufgeopfert werden solle, oder ob man nicht vielmehr die Mißbräuche des Papstes und der Klerisei durch den weisen Nachdruck der weltlichen Macht beschränkt sehen möchte. „Ich erkläre hiemit, so schloß die Rede, daß ich bereit bin, mein ganzes Vermögen, ja meine Person und meine Kinder, wenn es nöthig wäre, dem allgemeinen Wohle aufzuopfern."

Diese wohlberechnete Berufung auf die Nation und besonders die kluge Herbeiziehung der Städte zu einem Kampfe, der die Aufbietung aller Kräfte erforderte, thaten ihre volle Wirkung. Ohne zu bedenken, daß der Papst sie gegen die fortschreitende Herrschergewalt der Krone am nachdrücklichsten beschützen könne, erklärten die Barone und die Abgeordneten der Städte nach gemeinsamer Berathung, daß sie eher ihr Leben lassen, als die Freiheit ihres Königs von dem Papste oder irgend jemand Anderm beschränken lassen wollten. Jetzt ward die Antwort der Prälaten verlangt. Diese baten um Bedenkzeit, ja um Erlaubniß nach Rom reisen zu dürfen, welches aber verworfen ward, mit der Drohung, man werde Jeden als einen Feind des Staats ansehen, der nicht der Meinung der beiden weltlichen Stände beitrete. So bedrängt, gelobten auch sie die Freiheit des Königreichs zu vertheidigen, und schrieben abermals an den Papst die dringendsten Bitten, von seinen gewagten Versuchen abzustehen.

Allein Bonifacius konnte sich nicht entschließen, in einem Streite nachzugeben, in welchem seine großen Vorgänger immer so siegreich gewesen waren. Er sandte die

heftigsten Bullen nach Frankreich, schalt in den stärksten Ausdrücken auf die Diener des Königs, behauptete keck seine Herrschaft über die ganze Welt *), erinnerte den König an drei seiner Vorgänger, die in alten Zeiten durch die Päpste sollten abgesetzt worden seyn, und drohte ihm sogar, wenn er in seinem Ungehorsam beharrte, dasselbe Schicksal. Auf der Kirchenversammlung, die er am 30. Oct. 1302 zu Rom eröffnete, und bei der sich doch in der That mehr als vierzig Französische Prälaten einfanden, wurden diese Beschlüsse wiederholt und verstärkt.

Philipp, der in diesem gefährlichen Streite mit der besonnensten Schlauheit verfuhr, ließ die in Rom befindlichen Prälaten ihrer Pfründen verlustig erklären, und berief eine neue Reichsversammlung auf den 12. März 1303 nach Paris zusammen, um nun einen unmittelbaren Angriff zu wagen. In dieser Versammlung führte Wilhelm von Nogaret, der sich durch seine Klugheit von einem Professor der Rechte zu Montpellier zum königlichen Minister emporgeschwungen hatte, und späterhin Kanzler wurde, das Wort. Er brachte eine Menge Beschuldigungen gegen Bonifacius vor, aus denen er die Folge zog, daß derselbe nicht als rechtmäßiger Papst zu achten, sondern vielmehr der König zu bitten sey, eine allgemeine Kirchenversammlung zu berufen, die ihn absetze, und der Kirche ein neues, würdigeres Haupt gebe. Dazu sey der König verbunden, weil er durch einen Eid gelobt habe, die Kirche zu schützen. Zum Schlusse bat er, daß man diesen Antrag niederschreiben und zu den Acten legen möchte, welches geschah.

*) Dies that er in der Bulle Unam sanctam, welche mit den Worten schloß: „Wir verkünden und erklären, daß der Glaube, jede menschliche Creatur sey dem Römischen Papste unterwürfig, zur Seligkeit nothwendig ist.“

Hierauf endlich erfolgte die lange zurückgehaltene Bannbulle, die in ganz Frankreich bekannt gemacht ward. Andere Bullen befahlen den Geistlichen, unverzüglich nach Rom zu kommen. Philipp ließ die Bothschafter, welche diese Bullen sogar in Paris zu verbreiten wagten, ins Gefängniß werfen, und die Einladung der Stände zu einer neuen Reichsversammlung gegen die päpstlichen Anmaßungen selbst an das Haus des Legaten zu Tours anschlagen. Darauf verließ der Legat das Reich. Bonifacius schenkte die Französische Krone dem Deutschen Könige Albrecht, allein dieser war klug genug, sich nicht darauf einzulassen, und der König von England ward durch innere Unruhen abgehalten, sich in diesen Streit zu mengen.

Am 13. Junius 1303 versammelten sich unterdessen die Stände zum dritten Male im Louvre. Hier las der Ritter Wilhelm von Plasian neun und zwanzig Artikel vor, welche die wunderlichsten Beschuldigungen gegen den Papst enthielten. Die Berufung an einen neuen Papst und an eine allgemeine Kirchenversammlung ward hier aufs neue feierlich beschlossen, und Abgeordnete wurden in die Provinzen geschickt, um den schriftlichen Beitritt aller übrigen geistlichen und weltlichen Stände zu dieser Berufung zu erhalten. Überzeugung, Furcht und die Macht des Beispiels bewirkten, daß der König binnen zwei Monaten über siebenhundert solcher Beitrittsurkunden erhielt. Manchem, der sich bedachte, ward auch wol mit Landesverweisung gedroht.

Bonifacius hielt dagegen ein Consistorium zu Anagni, in welchem mehrere neue Bullen gegen Philipp aufgesetzt wurden. In einer derselben ward der König der Regierung unfähig erklärt, seine Unterthanen ihres Eides entbunden, und alle mit ihm geschlossenen Verträge als nichtig zerrissen. Diese Bulle sollte am 8. September 1303 be-

kannt gemacht werden. Aber eine Gewaltthat Wilhelms von Nogaret gab der Versammlung einen höchst unerwarteten Ausgang. Dieser war nämlich schon im März ganz heimlich mit großen Geldsummen nach Italien gegangen, hatte alle Feinde des Papstes, besonders mehrere von ihm abgesetzte Cardinäle, auf seine Seite gebracht, und selbst zu Anagni ganz in der Stille eine Partei gegen ihn gewonnen. Als alles reif war, brach eine bewaffnete Schaar, Wilhelm von Nogaret und einen vornehmen Römer, Sciarra Colonna, einen Todfeind des Papstes, den dieser aus Italien verjagt hatte, an der Spitze, plötzlich des Morgens ganz früh (1. September 1303) in die Stadt ein, und besetzte den päpstlichen Palast ohne Widerstand und unter lautem Geschrei: „Es sterbe der Papst Bonifacius! es lebe der König von Frankreich!" Alle Cardinäle entflohen, der ganze päpstliche Schatz fiel in die Hände der Plünderer. Der Papst, der sich bis zum letzten Augenblick mit unerschütterlicher Standhaftigkeit und großer Würde benahm, wurde in seinem Zimmer gefangen gehalten und strenge bewacht. Allein nach wiedererlangter Besonnenheit schämten sich die Bürger von Anagni ihrer Überraschung, fielen über die schwache Besatzung her, jagten sie zur Stadt hinaus, und befreiten so den Papst wieder, am dritten Tage nach seiner Gefangennehmung. Noch an demselben Tage ging er nach Rom zurück, verfiel aber in eine Gemüthskrankheit, an der er schon am 11. October 1303, in seinem achtzigsten Jahre, starb.

---

9. Philipps fernere Regierung.

Philipp begnügte sich nicht mit müßiger Freude über diesen merkwürdigen Sieg, sondern suchte auch so viel Vortheil als möglich daraus zu ziehen, und als Bonifacius Nachfolger, Benedict XI., schon 1304 starb, bot sich ihm dazu eine sehr günstige Gelegenheit dar. Die Französische Partei unter den Cardinälen konnte sich nämlich mit der ihr entgegenstrebenden Italienischen neun Monate hindurch über die Wahl eines neuen Kirchenoberhauptes nicht vereinigen, bis der Führer der erstern, der Cardinal du Prat, den Gegnern vorschlug, drei auswärtige Personen zu ernennen, aus denen dann die Französischen Cardinäle allein binnen vierzig Tagen einen Papst wählen wollten. Die Italiener ahneten keine List, sondern nahmen den Vorschlag, der ihnen äußerst vortheilhaft schien, an, und wählten drei bekannte Franzosenfeinde, unter denen sich auch der Erzbischof von Bordeaux, Bertrand von Got, befand, der überdies sein ganzes Glück Bonifacius VIII. zu danken hatte. Aber darauf, daß dieser einer von den drei Vorzuschlagenden seyn würde, hatte gerade du Prat seinen Plan gebauet. Er eilte seinen König davon zu benachrichtigen; und dieser veranstaltete sogleich eine geheime Zusammenkunft mit dem Erzbischof, und stellte ihm vor, daß er jetzt Papst werden könne, wenn er Bedingungen eingehen wolle, die man ihm vorlegen würde. Voll Freuden erklärte sich der ehrgeizige Bertrand um diesen Preis zu Allem bereit, und beschwor die Bedingungen. Sie betrafen die völlige Zurücknahme aller von Bonifacius gegen den König und das Reich erlassenen Decrete, die Wiedereinsetzung der Colonna, die Verdammung des Andenkens des Papstes Bonifacius und

die Bewilligung des Zehnten auf fünf Jahre. Ob auch in einem geheimen Artikel die Verlegung des päpstlichen Stuhls nach Frankreich oder an dessen Grenzen bedungen ward, ist zweifelhaft, aber sie kam zu Stande. Der nun (1305) wirklich zum Papst erwählte Bertrand, der den Namen Clemens V. annahm, berief sogleich die Cardinäle zu seiner Krönung nach Lyon, und nachdem er sich abwechselnd in Lyon, in Poitiers und in Bordeaux aufgehalten hatte, verlegte er endlich seinen Sitz förmlich nach Avignon. Obgleich diese Stadt nicht unmittelbar in dem Gebiete des Königs von Frankreich lag, sondern zur Grafschaft Provence und dem Arelatischen Reiche gehörte, so geriethen doch die Päpste jetzt in eine entschiedene Abhängigkeit von dem übermächtigen Einflusse des Französischen Hofes, daher man denn auch den schimpflichen Zeitraum in der Geschichte des päpstlichen Stuhles, der jetzt begann, die Babylonische Gefangenschaft desselben genannt hat. Clemens empfand diese Abhängigkeit gleich jetzt, als Philipp darauf bestand, daß das Andenken des Papstes Bonifacius durch eine förmliche und gerichtliche Verurtheilung desselben und durch Verbrennung seiner Gebeine beschimpft werden solle. Er mußte alle Mittel aufbieten, den Zudringlichkeiten des Königs zu entgehen, und rettete sich und den päpstlichen Stuhl vor diesem Schimpfe endlich dadurch, daß er dem Könige vorstellte, ein solches gerichtliches Verfahren müsse, um es recht feierlich zu machen, von einer Kirchenversammlung ausgehen. Diese ward denn zu Vienne gehalten (1311. 1312) und die Untersuchung gegen Bonifacius angestellt, aber sie endigte sich mit einer Freisprechung des Angeklagten, gegen welche Philipp nichts weiter einwenden konnte.

Indessen mußte doch der Papst auf derselben Kirchen-

versammlung durch die Verdammung des Tempelherren-ordens der Habsucht, Gewaltthätigkeit und Rachsucht des Königs als Werkzeug dienen, denn daß das ganze ungerechte Verfahren gegen diesen Orden hauptsächlich von Philipp ausging, leidet keinen Zweifel. Der Orden war überaus reich, so daß seine Besitzungen an neuntausend Comthureien umfaßten, deren sehr viele und ansehnliche sich in Frankreich befanden. Einem Fürsten wie Philipp, der so eifersüchtig auf sein Ansehn war, war aber auch, neben dem Gelüst nach ihren Schätzen, diese Gesellschaft von Seiten ihrer Macht und ihres Ansehns verhaßt, besonders wenn sie jetzt, da in Palästina Alles verloren war, ihren Sitz in Frankreich aufschlug. Der Orden erkannte fast unter keinem Verhältniß die Herrschaftsrechte der Staaten an, in denen er sich aufhielt, und auch seine Abhängigkeit vom heiligen Stuhl war lose. Der Großmeister nannte sich von Gottes Gnaden, mit welchem Ausdrucke man Unabhängigkeit und Selbständigkeit bezeichnete; die Wahl desselben war nicht einmal der Bestätigung des Papstes unterworfen; kein Fürst oder Bischof konnte über ihn ein Urtheil sprechen. Auch beschuldigte Philipp die Ritter des Antheils an einem Aufruhr, der über seine Münzverfälschungen, durch welche die Templer als reiche Capitalisten allerdings viel litten, ausgebrochen war. Alles dieses bewog ihn im Jahre 1307 zu den gewaltthätigsten Maßregeln wider den Orden. Er sandte durch das ganze Königreich geheime Befehle, alle Ritter an einem Tage gefänglich einzuziehen. Ihre Güter, besonders ihr bewegliches Vermögen, vor allem ihr Schatz in ihrem Palaste zu Paris, wurden in Beschlag genommen und zugleich das gerichtliche Verfahren gegen sie eingeleitet. Die Anklagen, die man gegen sie erhob, waren zum Theil wunderlicher

Art. Man beschuldigte sie, daß sie in ihren nächtlichen Versammlungen ein Götzenbild, Baffomet genannt, anbeteten, daß sie untereinander die unnatürlichsten Laster begehen dürften, daß sie Kinder opferten, daß jeder neu Aufzunehmende dem Großmeister den Nabel, den Hintern und andere Theile seines Körpers küssen, daß sie Christum verleugnen und auf das Kreuz speien müßten u. s. w. Die meisten neueren Forscher hegen die Überzeugung, daß der Orden freilich nicht von Erschlaffung und mannichfachem Sittenverfall freizusprechen, jene Anklagen aber entweder als reine Erfindungen oder als Mißverständnisse des geheimen Sinnes gewisser Gebräuche zu betrachten seyen. Die Art wie das gerichtliche Verfahren geführt wurde, scheint diese Ansicht vollkommen zu bestätigen. Man übereilte die Sache aufs äußerste; man nahm auf die Glaubwürdigkeit der Zeugen, die gegen den Orden auftraten, gar keine Rücksicht; man bekümmerte sich nicht darum, daß viele bestätigende Aussagen, welche man den einzelnen Gliedern des Ordens durch die Folter abgepreßt hatte, von denselben nachher widerrufen wurden. So hatte man auch dem Großmeister des Ordens, dem würdigen Jakob Molai, solche Geständnisse abgelockt, durch welche die Schuld des Ordens bestätigt werden sollte; als er sie aber öffentlich wiederholen sollte, leugnete er Alles, worauf der erbitterte König diesen Greis sogleich an einem langsamen Feuer verbrennen ließ (1314). Einige Jahre vorher waren neun und funfzig Glieder des Bundes aus derselben Ursache verbrannt worden.

In anderen Ländern waren die Verfolgungen minder gewaltthätig. In Aragonien thaten die Templer von ihren festen Burgen aus einen langen und heftigen Widerstand; in Deutschland trat der Wildgraf Hugo auf einer

kirchlichen Versammlung zu Mainz von zwanzig gewaffneten Rittern begleitet mit einer solchen Entschlossenheit auf, daß die ganze Versammlung in Schrecken gerieth und das Schicksal der Ritter sehr milde bestimmte. Indessen wurde der Orden doch vom Papste auf der genannten Kirchenversammlung aufgehoben, und seine Güter eingezogen. Vieles erhielten die Johanniter, manches die Bischöfe und die Bettelmönche; in Portugal wurde aus den dortigen Templern eine neue Verbindung, der Christ-Orden, gebildet, und mit den Gütern des aufgelös'ten Ordens ausgestattet. In Frankreich zog der König aus den eingezogenen Gütern den ansehnlichsten Gewinn; er eignete sich alle Schuldforderungen zu, welche die Tempelherren ausstehen hatten, und nahm zwei Drittel ihres beweglichen Vermögens. Von vielen Gütern, die er späterhin den Johannitern übergab, hatte er wenigstens lange den Nießbrauch gehabt.

Die Habgier, welche hier Philipps Schritte leitete, war auch die Ursache der vielen Münzverfälschungen, durch welche seine Regierung überaus drückend wurde. In den meisten Europäischen Ländern betrachteten es damals die Könige als einen Weg sich Geld zu verschaffen, wenn sie die Münzen leichter ausprägen ließen; aber Keiner hat mit diesem schlimmen Mittel einen solchen Mißbrauch getrieben wie Philipp. Um den daraus fließenden Vortheil noch zu vergrößern, benutzte er es zugleich, um den größeren Baronen das Münzrecht zu entreißen. Denn nachdem die Verwirrungen *), die aus seinen Münzverfälschun-

*) Anfangs war der Livre wirklich ein Pfund Silber von 12 Unzen, aus welchem man 20 Sous prägte; unter Philipp dem Schönen aber war es dahin gekommen, daß eine Mark Silber (von 8 Unzen) 8 Livres 10 Sous galt. S. Mably observations sur l'histoire de France. T. III. p. 171.

gen und denen der größeren Barone, die ihm treulich darin nachfolgten, entstanden waren, den höchsten Grad erreicht hatten, ließ er plötzlich neue vollwichtige Münzen schlagen, und wandte nun den Haß des bis zur Verzweiflung getriebenen Volkes auf die falschmünzenden Barone. Er erschien jetzt als ein Retter, indem er von nun an, unter dem Vorwande, zu verhüten, daß die Barone nicht schlechte Münze prägten, ihnen das Münzrecht theils ganz entriß, theils wenigstens unter seine nähere Aufsicht brachte, so daß es allmählig ein ausschließendes Recht der Krone werden konnte. Um auch die oberste Gerichtsbarkeit über das ganze Reich in seine Hände zu bringen, fuhr er, nach Ludwigs IX. Vorgange, fort, Appellationen von den Gerichten der Barone an die seinigen zu begünstigen, und errichtete deshalb neue Obergerichte.

Auch auf Erweiterung des Staats nach Außen war er bedacht. Lyon, das bisher unter seinem Erzbischof fast unabhängig gewesen war, verleibte er Frankreich ein. Aber die Erwerbungen, die er durch Waffengewalt gemacht hatte, konnte er nicht behaupten. Guienne gab er in einem Vertrage mit Eduard von England wieder zurück, und brachte dies Opfer zum Theil, um sich Flanderns destomehr zu versichern. Allein auch dieses Land ging schon 1302 wieder verloren, da die Flanderer der Französischen Herrschaft bald müde geworden waren. In Brügge ward das Volk zuerst wegen der Abgaben unruhig, und zwar anfangs gegen den Stadtrath. Dieser forderte Französische Hülfe, um es zu züchtigen. Da zogen die Aufrührer unter einem Weber, Namens Peter König, einem Manne von sechzig Jahren, der arm, klein, häßlich, auf einem Auge blind, aber voll Kühnheit und feuriger Beredsamkeit war, aus der Stadt, die nun von den Französischen Truppen besetzt, ihrer

Freiheiten beraubt, mit neuen Abgaben beschwert und durch Erbauung einer Burg mit einem noch härtern Drucke bedrohet ward. Der Haß gegen die Franzosen wuchs, und die Söhne des gefangenen Grafen Veit, welche frei geblieben waren, benutzten diese Stimmung. Sie versprachen dem Weber König Beistand, wenn er für die Befreiung des Vaterlandes wirken wolle. König stellte sich hierauf an die Spitze der Unzufriedenen, und überraschte am 25. Mai 1302 Brügge; zugleich ergriffen die Bürger in der Stadt wider die Franzosen die Waffen. Damit kein Franzose entkomme, wurden alle Thore und Zugänge besetzt, und wer die Worte „Schilt und Vriend" nicht aussprechen konnte, ward niedergestochen, ein Schicksal, welches mehr als dreitausend Franzosen erfuhren.

Ein zahlreiches Französisches Heer sollte diese Schmach rächen, aber es erlitt nur eine noch größere. Bei Cortryk kam es am 11. Julius zu einem entscheidenden Treffen mit den Flanderern, deren von den jungen Grafen angeführtes Heer meistens aus Bauern und Bürgern bestand, welchen der Haß gegen die Franzosen Kriegsmuth einflößte. Vor der Schlacht wurde Peter König zum Ritter geschlagen, alle Krieger durch Vorzeigung der Monstranz im Vertrauen zu Gott gestärkt. In dem Französischen Heere riethen Viele, sich mit der verzweifelten Menge in keinen förmlichen Kampf einzulassen, sondern sie durch fortgesetzte kleine Anfälle in Athem zu erhalten, welches die Flanderer, die gern äßen und tränken, endlich ermüden würde. Aber dieser Rath ward von den Französischen Rittern als ein feiger verworfen, und der Angriff beschlossen. Dieser ward so hitzig und mit solcher Verachtung des Feindes unternommen, daß man nicht einmal eines tiefen und breiten Grabens vor der Stellung der Flanderer gewahrte. Viele

Franzosen ertranken sogleich, andere wurden beim Versuche hinaufzuklimmen, von den Gutentags (so nannten die Flanderer mit bäurischem Witze ihre langen mit Eisen beschlagenen Spieße) niedergestochen. Die Verwirrung ward dadurch allgemein, und es erfolgte eine gänzliche Niederlage der Franzosen, die ihnen zwanzigtausend Mann kostete. Dieser Sieg beseelte die Flanderer mit felsenfestem Vertrauen, und alle folgenden Versuche Philipps zu ihrer Unterjochung scheiterten. Sie verloren zwar eine Schlacht gegen die Franzosen bei Mons en Puelle (1304), zeigten sich aber gleich darauf von neuem in so trefflicher Verfassung und Rüstung, daß Philipp sich zum Nachgeben entschloß. Er ging im folgenden Jahre (1305) einen Frieden ein, welchem zufolge er den ältesten Sohn des in der Gefangenschaft gestorbenen Grafen Veit, Robert, mit Flandern belehnte, allen anderen Flanderischen Herren die Freiheit gab, und dem Lande seine alten Vorrechte und Freiheiten einräumte. Acht Jahre nachher brachen über den Besitz einiger Städte, den sich der König in diesem Frieden vorbehalten hatte, neue Händel und Feindseligkeiten aus, deren Ende Philipp nicht erlebte. Er starb am 29. November 1314, und hinterließ das Reich seinem ältesten Sohne Ludwig in einer dumpfen Gährung. Denn der Druck der Abgaben und die willkührliche Gewalt, mit welcher herkömmliche Rechte von ihm vernichtet worden waren, hatten die Gemüther so empört, daß in Champagne, in der Picardie, in Artois und Burgund Alles einem Aufstande nahe war, und besonders der Adel in Verbindungen trat, um sich Abhülfe seiner Beschwerden zu verschaffen.

---

10. Philipps Söhne.

(1314—1328.)

Ludwig X., mit dem Zunamen Hutin, durch seine Mutter schon König von Navarra, bot, als er nun in Frankreich zur Regierung gelangte, Alles auf, die Unzufriedenen zu beruhigen, und es gelang ihm auch den Ausbruch des drohenden Sturmes zu verhindern, theils durch Versprechungen, die eigentlich nichts gewährten, theils durch die Hinrichtung des Finanzministers Enguerrand de Marigni, den man als den Urheber alles Übels ansah, da er doch nur ein Werkzeug Philipps des Schönen gewesen war. Durch ein neues Mittel, nämlich durch Verkauf der Freiheit an die Leibeigenen auf seinen Gütern, verschaffte Ludwig sich Geld, mit welchem er 1315 ein Heer gegen Flandern aufbrachte, aber einen vergeblichen Feldzug that. Im Junius 1316 starb er schon, und im November, auch nach einem Leben von wenigen Tagen, sein nachgeborner Sohn Johann. Ludwig hinterließ außerdem noch eine minderjährige Tochter Johanna, auf deren Ansprüche aber, vermöge des berühmten Salischen Gesetzes, welches die Frauen von der Thronfolge ausschließt, keine Rücksicht genommen wurde. Es folgte daher nun Ludwigs Bruder, Philipp V., der Lange, der den Flanderischen Krieg durch einen Frieden endete, in welchem die Städte Douay, Orchies und Ryssel, bei Frankreich blieben.

Um die königliche Gewalt im Innern zu befestigen, fuhr Philipp auf dem Wege seines Vaters fort; er nahm die Waffen der Bürger in den Städten unter seine Aufsicht, und setzte in allen Kreisen neben den Baillis (Amtleuten), welche bis jetzt dem Gerichts- Steuer- und Kriegswesen zugleich vorgestanden hatten, besondere Kriegsobersten

ein, welche die Miliz befehligen und zugleich den Adel im Zaum halten sollten. Und obgleich Philipp 1322 starb, und sein Bruder und Nachfolger Karl IV. ebenfalls nicht lange herrschte (bis 1328), so wurde doch, trotz des schnellen Wechsels, in den Grundsätzen der Regierung nichts verändert, und die Entwickelung der königlichen Macht ging ungehindert ihren Gang.

---

11. England unter Eduard I.

(1273—1307.)

Eduard, Heinrichs III. Sohn, war auf der Rückreise aus dem heiligen Lande (oben S. 209.) in Sicilien, als er den Tod seines Vaters erfuhr, und war gerührter darüber, als über den Tod seines Sohnes, der ihm zugleich gemeldet ward. Er setzte nun die Reise nach der Heimath fort, und nahm seinen Weg durch Frankreich, wo er Philipp III. als Vasall für seine Französischen Besitzungen die Huldigung leistete, und dann erst noch Guienne besuchte, um dort Anordnungen zu treffen, so daß er fast ein ganzes Jahr lang in Frankreich blieb. Erst am 29. August 1274 ward er in der Westminsterkirche von dem Erzbischof von Canterbury gekrönt, aber seine verzögerte Rückkehr scheint keine nachtheiligen Folgen für die Ruhe des Reichs gehabt zu haben. Da die ordentlichen Richter nicht den Muth hatten, die Ruhestörer und Übelthäter zu verfolgen, errichtete er eine außerordentliche Behörde, deren Glieder durch das ganze Land ziehen und mit strengem Nachdruck alle bekannten Verbrecher zur Untersuchung und Strafe ziehen mußten. Bald aber suchte sein kriegerischer Geist Beschäftigung in dem Angriffe auf einen ge-

fährlichen Nachbar. Die bürgerlichen Unruhen unter seinem Vater hatten ihn gelehrt, wie wichtig es sey, Wales, dieses Englische Tyrol, zu demüthigen und zu unterwerfen. Niemals würde Leicester so übermüthig haben werden können, hätte ihm nicht Lewellyn, der Fürst dieses Landes, Hülfe geleistet. Da dieser sich auch jetzt unter allerlei Vorwänden weigerte, die Huldigung zu leisten*), war dem Könige der Anlaß zur Ausführung seines Vorhabens gegeben. Er drang sehr vorsichtig in die Gebirgsschluchten der Waliser ein, vermied es, ihre bekannte Tapferkeit auf die Probe zu stellen, und zwang sie durch Hunger, seine Bedingungen anzunehmen (1277). Da diese aber zu hart waren, so machten die Waliser einen Versuch, ihre Freiheit wiederzugewinnen, der aber mißlang, und daher den gänzlichen Untergang derselben herbeiführte. Lewellyn selbst fand in dem von neuem begonnenen Kampfe von Feindes Hand den Tod, und als sein Bruder David den Krieg fortsetzen wollte, wurde auch er besiegt und auf Befehl des zornigen Eduard durch den Strang hingerichtet (1283). Damit endete aller fernere Widerstand, und die Unterwerfung von Wales war vollendet. Das Land ward in Grafschaften getheilt, nach Englischer Weise verwaltet, und Eduard traf Einrichtungen, um das noch rohe Volk von dem räuberischen Leben, an dem es Gefallen fand, zu entwöhnen, und mildere Sitten einzuführen. Da die Gemahlin Eduards ihm zu Caernarvon zu großer Freude der Waliser einen Sohn gebar, ernannte der König diesen zum Fürsten von Wales, welchen Titel daher die Thronerben Englands bis auf den heutigen Tag führen.

*) Heinrich II. hatte die frühere Abhängigkeit von Wales erneuert und befestigt; unter den unruhigen Regierungen Johanns und Heinrichs III. aber war sie ganz in Vergessenheit gekommen.

Die zweite kriegerische Unternehmung, welche Eduard beschäftigte, war die Unterwerfung Schottlands. Die Veranlassung dazu führte der unerwartete Tod des dortigen Königs Alexander III. (1286) herbei. Dieser, der keine männlichen Erben hinterließ, hatte, mit Bewilligung der Stände, Margarethe, die Tochter seiner an den König Erich von Norwegen vermählten Tochter, zu seiner Nachfolgerin ernannt. Eduard faßte die Hoffnung, durch Vermählung seines ältesten Sohnes mit dieser Fürstin (die zugleich auch seiner Schwester Enkelin war) die Vereinigung Englands und Schottlands zu erreichen. Er warb daher für seinen Sohn um sie, und die Schotten ließen sich geneigt finden, aber auf der Reise von Norwegen her starb die junge Fürstin zum Unglück für Schottland. Denn viele Thronbewerber traten auf, unter denen zwei die am meisten berechtigten und die mächtigsten waren, Johann Baliol und Robert Bruce. Ganz Schottland theilte sich in zwei Parteien, und ein Bürgerkrieg schien dem Ausbruche nah. Diesen zu vermeiden, wandten sich die Stände an den König von England, und forderten ihn auf, einen schiedsrichterlichen Spruch zu thun. Eduard nahm den Antrag an, konnte aber der Versuchung nicht widerstehen, bei dieser Gelegenheit die von den Englischen Königen schon oft in Anspruch genommene Lehnsherrlichkeit über das Nachbarreich fest zu begründen. Nachdem er daher die Schottischen Stände nach Norham zusammenberufen hatte (1291), verlangte er zuvörderst die Anerkennung dieser oberlehnsherrlichen Rechte, und die Hülfslosigkeit des in seinem Innern gespaltenen Reichs so wie die Furcht vor der in der Nähe befindlichen bewaffneten Macht Eduards nöthigte die Schotten dazu. Die sämmtlichen Thronbewerber schwuren zum Voraus, die Krone von ihm zu Lehn zu nehmen, und die

Reichsverweser räumten ihm alle Festungen ein, welche er mit Engländern besetzen ließ. Nun erst ward die Untersuchung vorgenommen. Vier und zwanzig Rechtsgelehrte prüften die sämmtlichen Ansprüche der Bewerber und entschieden endlich für Baliol, welcher Ausspruch von Eduard bestätigt ward. Der ernannte König ward nach herkömmlicher Weise auf dem berühmten Steine zu Scone gekrönt, und zu New-Castle leistete er Eduarden die Huldigung.

Aber die Schotten, die sich, nur durch den Drang der Umstände genöthigt, gefügt hatten, betrachteten das neue Verhältniß zu England mit dem größten Unwillen, und Baliol fühlte die Wirkungen dieser Abhängigkeit auf empfindliche Weise. In einem Streite zweier mächtiger Schottischer Häuser, worin er ein Urtheil gefällt, berief sich die unterliegende Partei von seinem Gericht auf das des Königs von England, und Baliol mußte persönlich vor seinem Lehnsherrn Rede stehen. König und Volk wünschten daher eifrig dies verhaßte Band zu zerreißen, und der zwischen Frankreich und England ausgebrochene, oben schon erzählte, Krieg schien ihnen eine günstige Gelegenheit dazu zu bieten. Der gemeinsame Vortheil Philipps und der Schotten führte schnell ein Schutz- und Trutzbündniß zwischen ihnen herbei, und Baliol sandte dem Englischen Könige eine schriftliche Aufkündigung seines Lehnseides. Aber dieser war schon auf die erste Kunde von dem geschlossenen Bündnisse mit allen Streitkräften, die er gegen Frankreich zusammengebracht, gegen Schottland aufgebrochen, hatte bereits die Grenzen überschritten (1296) und Berwick erobert, dessen Bewohner er die ganze Schwere seines Zorns empfinden ließ. Bei Dunbar erfolgte eine blutige Schlacht, in welcher das Schottische Heer völlig besiegt ward. Der König Baliol mußte sich und das Reich in die Hände

Eduards überliefern, und ward als ein Gefangener nach London gesandt; das Land kam unter die Verwaltung des Englischen Grafen Warenne, des Siegers von Dunbar, und als ein Zeichen, daß die Unabhängigkeit Schottlands nun völlig vernichtet sey, nahm Eduard den Krönungsstein zu Scone mit fort.

Die großen Kosten, welche dieser doppelte Krieg, wider Frankreich und Schottland, verursachte, nöthigte den König, vom Parlament häufig Geldbewilligungen zu fordern. Darum berief er auch, nach dem vom Grafen von Leicester unter der vorigen Regierung gegebenen Beispiel, Abgeordnete der Grafschaften und Städte zu diesen Reichsversammlungen, welches von seiner Regierung an eine feststehende Einrichtung ward. Aber obschon durch dieses Mittel die Bewilligungen weit reichlicher wurden als früher, reichten sie doch für Eduards Bedürfnisse nicht hin. Er nahm daher zu Erpressungen seine Zuflucht, legte eigenmächtig eine Abgabe auf die Wolle, ließ ohne Zustimmung der Eigenthümer die Korn- und Wollvorräthe und das Vieh in Beschlag nehmen, und versprach zwar Bezahlung, aber Niemand konnte daran glauben. Die Geistlichen, welche den immer erneuerten Forderungen nicht mehr genügen wollten, und sich auf den Schutz und die Verordnungen des Papstes Bonifacius VIII. beriefen, beraubte er alles Beistandes der Gesetze. Er befahl den Richtern, ihnen gegen Niemand Recht zu gewähren, und gab sie dadurch jedem Muthwilligen und jedem Räuber auf den Landstraßen Preis, bis sie sich endlich zur Bezahlung der geforderten Summen verstanden. Als er aber auch den mächtigen Adel wider Herkommen und Recht behandeln wollte, fand er Widerstand. Der Graf von Hereford, Connetable, und der Graf von Norfolk, Marschall des Reichs,

sollten mit einem Heere nach Guienne aufbrechen, während der König mit einer andern Heeresabtheilung nach Flandern gehen wollte. Beide weigerten sich, dies zu thun, weil ihr Amt sie nur verpflichte, die Person des Königs zu begleiten. Der König rief in leidenschaftlicher Heftigkeit dem Hereford zu: „Bei Gott, Graf, ihr müßt gehen oder hängen!" — „Bei Gott, erwiederte Hereford, ich werde weder gehen noch hängen," und zog von mehreren Lords begleitet fort. Der König fühlte, daß er jetzt einlenken müsse, und suchte die Gemüther durch das Versprechen einer neuen feierlichen Bestätigung des großen Freiheitsbriefes zu beruhigen. Hierauf segelte er nach Flandern, und in seiner Abwesenheit wurde sein Sohn, den er als Regenten zurückgelassen, genöthiget, nicht nur jene Bestätigung zu vollziehen, sondern auch den höchst wichtigen Zusatz beizufügen, daß die Krone in Zukunft keine Schatzung und Steuer erheben könne, ohne Einwilligung der Geistlichkeit, Barone, Ritter und Bürger des Königreichs (1297). Dadurch erhielt die Gesammtheit der Freien der Nation das kräftigste Mittel, der Verschwendung der Könige Schranken zu setzen und ihren Despotismus zu brechen. Eduard fügte sich, und unterschrieb in Flandern, wiewol mit Widerwillen und Zaudern, die Urkunde der neuen Bewilligung.

Noch ehe diese Versöhnung zu Stande gekommen war, hatten die Schotten, gereizt durch die in England herrschende Gährung, einen neuen Versuch zu ihrer Befreiung gemacht, zumal der Volkshaß einen freigesinnten, kühnen Helden erweckt und an ihre Spitze gebracht hatte. Dies war William Wallace, ein kräftiger Mann, von einem alten aber verarmten Geschlechte. Er hatte im Zorn einen Englischen Beamten erschlagen, und war in die Wälder geflohen, wo gleichgesinnte Männer sich um ihn versam-

melten, mit denen er kühne Unternehmungen gegen die Engländer vollführte. Sein Ruf verbreitete sich über das ganze Land, Alles strömte ihm zu, und bald sah er sich an der Spitze des Volkes. Das Englische Heer, welches auf den Befehl des abwesenden Königs zur Dämpfung des Aufstandes anrückte, wurde von ihm am Flusse Forth völlig geschlagen. Begierig nach Rache, schloß Eduard 1298 einen Waffenstillstand mit Philipp, und erlangte, daß die Schotten von diesem ihrem Schicksal und seinem Zorne überlassen wurden. Dann führte er ein zahlreiches und wohlgerüstetes Heer nach Schottland, und griff das feindliche Heer am 22. Julius 1298 bei Falkirk an. Der Neid des Adels hatte Wallace den Oberbefehl nicht gegönnt; er nahm zwar an dem Treffen Theil, aber an der Spitze eines abgesonderten Haufens. Diese Zwietracht der Schottischen Führer und das Übergewicht der Englischen Reiterei entschieden den Sieg zum Vortheil Eduards, der siegreich bis Perth vordrang, aber, durch Mangel und Beschwerden gezwungen, bald wieder nach der Heimath zurückkehrte. Die Schotten aber behaupteten sich in den nördlichen Gebirgen, und begannen von dort her die Engländer mit Erfolg zu bekämpfen, endlich nach einem Siege bei Edinburg (1303) gelang es ihnen, sie ganz zu verdrängen. Wollte Eduard seine Ansprüche nicht aufgeben, so mußte er die Eroberung von neuem versuchen. Sein Zorn stieg mit der Hartnäckigkeit der Schotten. An der Spitze einer furchtbaren Macht durchzog er das ganze Land bis an das Hochgebirge, ohne daß man ihm Widerstand entgegen zu setzen wagte. Nun glaubte er die Eroberung Schottlands vollendet zu haben, und auch Wallace ward ihm jetzt durch einen ehemaligen Waffengefährten, der den Helden verrieth, in die Hände geliefert. In Ketten wurde er nach London

geführt, und dort mit ungerechter Strenge im Tower hingerichtet. Er und seine Thaten leben noch bis auf den heutigen Tag in der Liebe und dem Andenken des Schottischen Volks.

Aber dieser schmähliche Tod des gefeierten Helden regte in den Schotten Zorn und Unwillen in noch höherm Grade auf, und trotz der bisherigen mißlungenen Versuche fand sich bald wieder ein neuer Führer, der einen nochmaligen Kampf für die Unabhängigkeit des Vaterlandes wagte. Dieser war Robert Bruce, Sohn des oben genannten Thronbewerbers. Er entwischte aus der Englischen Gefangenschaft, stellte sich in Schottland an die Spitze der Unzufriedenen, und da Baliol indeß gestorben war, ließ er sich zu Scone zum König krönen (1306). Da er aber den ehemaligen Reichsverweser Johann Cumyn, von dem er Widerstand fürchtete, gleich bei seinem Eintritte in einem heftigen Wortwechsel getödtet hatte, war das ganze Geschlecht des Ermordeten, das reichste und mächtigste im Lande, wider ihn. Von diesem und den Engländern bekriegt und geschlagen mußte er in öde Gegenden und Wälder flüchten. Indeß rückte auch der zornmüthige Eduard heran, der diesmal ein schreckendes Beispiel geben wollte. Mit einem großen Heere sollte Schottland von einem Ende bis zum andern durchzogen und so niedergetreten werden, daß es sich nicht wieder aufrichten könnte. Aber noch ehe er die Grenze überschritten hatte, übereilte ihn der Tod am 7. Julius 1307 in der Nähe von Carlisle im neun und sechzigsten Jahre seines Alters und dem fünf und dreißigsten seiner Regierung.

---

12. Eduard II.

(1307 — 1327.)

Sterbend hatte Eduard befohlen, den Kampf gegen die Schotten fortzusetzen, und seine Gebeine, den Feinden zum Schrecken, dem Heere voraufzutragen. Aber sein Sohn und Nachfolger Eduard II., auf den nichts von des Vaters großer Persönlichkeit übergegangen war, achtete diesen Befehl nicht, sondern kehrte, bald nachdem er über die Schottische Grenze gegangen war, wieder zurück, und gab dadurch dem aus seinen Schlupfwinkeln hervortretenden Bruce Gelegenheit, sich den Thron, und den Schotten, sich die Erhaltung ihrer Selbständigkeit noch für Jahrhunderte zu erkämpfen. Bruce eröffnete seine Laufbahn mit einem glänzenden Siege über die Cumynsche Partei, dem noch andere Vortheile über die Anhänger Englands und die Vertreibung Englischer Besatzungen aus den festen Schlössern folgten, während Eduard II., ein träger, den Vergnügungen ergebener Fürst ohne Kraft und Selbständigkeit, im Kampfe mit seinen Baronen Mühe hatte, sich selbst auf dem Englischen Throne zu behaupten.

Diese Auftritte wurden, wie unter Heinrich III., durch des Königs Hingebung an unwürdige Günstlinge herbeigeführt. Der erste derselben, der Eduard ganz beherrschte, war Peter Gaveston, ein Gascogner. Schon Eduard I. hatte ihn als einen Verführer seines Sohnes verbannt, und es diesem auf dem Todbette zur Pflicht gemacht, ihn nicht zurückzurufen. Aber uneingedenk dieser väterlichen Ermahnung, ließ ihn Eduard sogleich wieder zu sich kommen, schenkte ihm das höchste Vertrauen, machte ihn zum Grafen von Cornwallis, und als er nach Frankreich ging, um sich mit der Prinzessin Isabelle, einer Tochter Philipps des

Schönen, mit der er schon durch seinen Vater verlobt war, zu vermählen, zu seinem Stellvertreter. Gaveston ward bald der Gegenstand des Hasses der mächtigen Barone, da er sie durch kindischen Übermuth und übermäßige Pracht beleidigte, und den königlichen Schatz plünderte. Als Eduard aus Frankreich zurückgekehrt war, forderten sie die Entlassung und Entfernung des Günstlings. Beunruhigt durch ihren dringenden Ton willigte Eduard ein, daß er England verließe; ernannte ihn aber zum Vicekönig von Irland, und nachdem er Einige der mächtigsten Barone gewonnen hatte, ließ er ihn wieder nach England und in seine Nähe kommen. Da nun Gaveston, so wie er seinen vorigen Einfluß erlangt hatte, sich auch seiner frühern Lebensweise überließ, und sein altes Betragen wieder annahm, traten die Barone abermals zusammen (1311), und setzten es durch, daß Gaveston zu ewiger Verbannung verurtheilt ward, mit der Drohung, daß wenn er sich wieder in England betreffen ließe, er als ein Feind des Königs und des Volks behandelt werden sollte. Aber damit nicht zufrieden, gingen sie diesmal noch weiter, und nöthigten Eduard eine Reihe von Anordnungen ab, welche die königliche Gewalt zu einem bloßen Schatten machten. Alle großen Ämter sollten hinfort nur mit Zuziehung der Barone im Parlamente besetzt werden, keine Verschenkung von Land sollte ohne ihre Zustimmung gültig seyn, ohne diese der König keinen Krieg anfangen oder seine Kriegsmacht versammeln dürfen, u. s. w. Aber sobald das Parlament aufgelös't war, eilte Eduard sich dieser unwürdigen Fesseln zu entledigen. Er begab sich nach den nördlichen Gegenden Englands, und rief seinen geliebten Gaveston wieder zu sich. Sofort bildeten aber auch die Barone, den Grafen Thomas von Lancaster, einen Enkel König Heinrichs III.

an ihrer Spitze, eine neue Verbindung, an der auch der Erzbischof von Canterbury Theil nahm. Mit bewaffneter Macht eilten die Barone nach York zum Könige, der vor ihnen zurückwich, und mit seinem Liebling bis nach dem festen Scorborough flüchtete. Gaveston ward in demselben belagert, und da ein langer Widerstand unmöglich war, mußte er sich ergeben. Er wurde den Händen des Grafen von Pembroke anvertraut, der für seine Sicherheit stehen sollte, bis der König sich mit den Baronen verglichen haben würde; allein nach kurzer Zeit bemächtigten sich — und wahrscheinlich nicht ohne Vorwissen Pembroke's — die Grafen Lancaster, Warwick, Hereford und andere der Verbündeten seiner Person, und ließen ihm durch Henkershand das Haupt abschlagen (1312). Der König war zwiefach erbittert, sowol über den Tod seines Lieblings, als über die gesetzlose Art desselben. Er drohete den Großen Rache, sammlete eine bewaffnete Macht, und rief in dieser kriegerischen Haltung ein Parlament zusammen. Die Barone erschienen, aber nicht minder gerüstet als der König, der Graf von Lancaster allein führte tausend Ritter und funfzehnhundert Fußknechte herbei. Im Vertrauen auf diese Kräfte verlangten sie völlige Lossprechung von aller Verantwortlichkeit wegen Gavestons Tod, und überdies Bestätigung ihrer gemachten Verordnungen. Der König sah sich genöthigt nachzugeben; Gavestons Mord blieb ungeahndet, doch wurden auch diejenigen Verordnungen der Barone vergessen, welche der königlichen Gewalt allzu nachtheilig waren.

Da jetzt ein Augenblick der Ruhe und der innern Vereinigung eingetreten war, so wurde wieder ein Zug nach Schottland beschlossen. Von Allem, was die Engländer dort besessen hatten, waren nur noch Berwick und Stirling in ihren Händen, und das letztere als das wichtigere und

festere wollte Bruce eben erobern. Eduard traf große Vorkehrungen, diesen Punct zu retten; Niederländer, Gascogner, Irländer, Waliser verstärkten sein Heer, dessen Zahl die Schottischen Geschichtschreiber, wol übertrieben, auf hunderttausend Mann angeben. Bruce hatte nicht mehr als dreißigtausend Mann, aber freilich solche, die durch die bisherigen Kämpfe geübt, und entschlossen waren, die wiedererrungene Freiheit auf das äußerste zu vertheidigen. Er erwartete die Feinde bei Bannockburn, in der Nähe von Stirling. Dort erlitten die Engländer am 24. Junius 1314 eine gänzliche Niederlage. Der König selbst entging nur mit Mühe den Händen des ihm nachsetzenden tapfern Douglas. Die Zuversicht der Schotten wuchs durch diesen Sieg so, daß sie sogar eine Empörung der Irländer wider England unterstützten. Diese mißlang zwar, aber Schottland selbst war nun ganz von Engländern gereinigt und seine Selbständigkeit befestigt. Bruce ward jetzt auf einer allgemeinen Versammlung der Geistlichkeit und des Adels als König anerkannt, wehrte mit leichter Mühe die noch einige Mal wiederholten und mehr auf Raub und Rache als auf eigentliche Eroberungen berechneten Einfälle der Engländer ab, und behauptete den durch die Kraft der Waffen erworbenen Thron bis an seinen Tod (1329) sicherer als Eduard II. seine ererbte Krone.

Denn die Niederlage, welche dieser in Schottland erlitten, die darauf erfolgte Empörung in Irland, zu welcher noch aufrührerische Bewegungen in Wales kamen, endlich die von Bruce gemachten Einfälle in England gaben der dem Throne feindlichen Partei der Barone, an deren Spitze Lancaster stand, Veranlassung, wieder hervorzutreten und die alten, die königliche Macht so beschränkenden Verordnungen geltend zu machen. Die Schwäche, mit welcher

sich Eduard nach Gavestons Tode einem neuen Lieblinge, Hugo Spenser (oder Despenser), hingab, und demselben die Verwaltung des Reiches überließ, reizte sie noch mehr zum Widerstande. Es wiederholten sich nun die alten Auftritte. Die verbündeten Barone verlangten mit den Waffen in der Hand von dem Könige die Entfernung oder Gefangensetzung Spensers, mit der Drohung, daß sie ihm sonst den Gehorsam aufkündigen und sich aus eigener Macht an dem übermüthigen und eigennützigen Günstling Recht verschaffen würden. Sie zogen dann nach London, legten dem Parlamente eine Anklage gegen Spenser und dessen Vater vor, und setzten es durch, daß diese zu immerwährender Verbannung verurtheilt wurden (1321).

Aber bald veränderte sich die Lage der Dinge. Eine Beleidigung, welche um diese Zeit der Königin widerfuhr, bewirkte, daß Eduard die öffentliche Meinung wieder für sich gewann. Als nämlich Isabelle vor dem Schlosse eines der verbundenen Edelleute vorbeikam, und die Nacht dort zubringen wollte, ward sie schnöde abgewiesen, obgleich sie immer auf der Seite der Barone gewesen war und die Spenser haßte. Der König benutzte dies, sammlete eine bewaffnete Macht, rächte die seiner Gemahlin widerfahrne Beleidigung, trat dann auch gegen die übrigen Barone auf und rief die Spenser wieder zurück. Lancaster brachte zwar im Norden von England und von den Schotten ein Heer zusammen und zog gegen das königliche, er ward aber geschlagen und nebst mehreren Anderen gefangen genommen. Der König rächte an ihm Gavestons Mord mit leidenschaftlicher Heftigkeit. Er ward zum Tode verurtheilt, und unter Spott und Hohn hingerichtet (1322). Achtzehn seiner vornehmsten Anhänger wurden gleichfalls aus dem Wege geräumt, Viele gefangen gehalten; ihre Güter fielen den

Anhängern des Königs zu, vor Allen den beiden Spenser, deren Macht, Einfluß und Ansehn seit dieser Niederlage der Lancasterschen Partei unerschütterlich befestigt zu seyn schien.

Allein die Heftigkeit, mit der sie ihrer Rache Lauf ließen, und die Willkühr, mit der sie sich ihrer Macht bedienten, weckte den Haß gegen sie immer stärker. Und zu dem Haß kam die Verachtung, da eine Unternehmung gegen Schottland mit dem schimpflichsten Rückzug endete, und dem nördlichen England schreckliche Verheerungen von den nachdrängenden Schotten zuzog. Das Volk strömte nach dem Orte, wo Lancaster hingerichtet worden, wie nach einem geweihten Platze; die unterdrückten Barone dürsteten nach Rache, und bald erhielten sie an der arglistigen Königin Isabelle eine Verbündete. Sie hatte sich nach Frankreich begeben, um einen Streit, den ihr Bruder, der König Karl IV., mit Eduard über Guienne angefangen hatte, zu vermitteln, und ließ ihren dreizehnjährigen Sohn Eduard nachkommen, damit dieser, dem Vertrage gemäß, für Guienne die Huldigung leiste (1325). Wahrscheinlich hatte sie aber beide Reisen schon in der Absicht betrieben, sich auf dem festen Lande die Mittel zu verschaffen, die Spenser und ihren Gemahl zu stürzen. Roger Mortimer, ein thätiger Anhänger der Lancasterschen Partei, der aus dem Tower entsprungen war und sich nach Paris geflüchtet hatte, wurde dort von Isabellen zum ersten Beamten ihres Hofhalts ernannt, und die Königin von England erschien als die Buhlerin eines landflüchtigen Rebellen. Sie blieb, auch als die Händel mit Frankreich geschlichtet waren, jenseits des Meeres, und als der auf ihre Schritte aufmerksam gewordene König sie wiederholt aufforderte, zurückzukehren, weigerte sie sich dessen, unter dem Vorwande, daß sie vor den Spenser ihres Lebens nicht sicher sey. Sie zog

vielmehr mit ihrem Sohne nach den Niederlanden, wo sie ohne des Königs oder des Parlaments Zustimmung den Prinzen mit der Tochter des Grafen Wilhelm von Hennegau vermählte. Von diesem erhielt sie auch einige tausend Mann Hülfstruppen, an deren Spitze sie mit Mortimer an der Küste von Suffolk landete (1326). Sie ward als Befreierin begrüßt, und fand einen so starken Anhang, daß der König und die beiden Spenser ihre Rettung in der Flucht suchten. Der ältere Spenser wollte sich in Bristol vertheidigen, mußte sich aber bald seinen Feinden ergeben, die den neunzigjährigen Greis auf grausame Weise hinrichten, und seinen Leichnam den Hunden vorwerfen ließen. Sein Sohn, der sich mit Eduard in den Gebirgen von Wales versteckt hielt, ward bald aufgefunden, und erfuhr dasselbe Schicksal; der König ward als Gefangener nach Kenilworth gebracht. Darauf riefen die Verschwornen ein Parlament in Westminster zusammen, welches Eduard II. auf die gegen ihn erhobenen Anklagen der fernern Regierung für unfähig erklärte, und an seiner Statt seinen Sohn auf den Thron erhob (1327). Der abgesetzte Fürst blieb anfangs unter der Aufsicht des Grafen Heinrich von Lancaster; da aber die Königin und Mortimer gegen diesen bald den Verdacht hegten, daß er sich des Unglücklichen annehmen möchte, so übergaben sie ihn den Händen zweier anderer Männer, die mit ihm verfuhren, als ob sie den Auftrag hätten, ihn durch Mißhandlungen aller Art langsam zu tödten. Sie schleppten ihn von einem Ort zum andern, und suchten dabei durch dünne Kleidung, schlechte Nahrung und öftere Unterbrechung des Schlafes seine Lebenskraft zu zerstören *). Da aber auch dieser Weg den

*) Einstmals, als sie mit dem Könige reis'ten, wollten sie ihm, um ihn unkenntlicher zu machen, den Bart abscheeren, und holten

Besorgnissen der Frevler zu langsam schien, so beschlossen sie endlich, ihn geradezu aus der Welt zu schaffen. Um aber jede Spur eines gewaltsamen Todes zu verbergen, wurde eine furchtbare Marter ersonnen. Die Mörder stießen dem Unglücklichen ein glühendes Eisen durch ein Horn von hinten in den Leib, und verbrannten ihm so die Eingeweide, preßten aber durch den großen Schmerz dem Sterbenden ein solches Angstgeschrei aus, daß ihre Schandthat dadurch doch verrathen ward (21. Sept. 1327).

Mortimer und die Königin genossen einige Jahre die Früchte ihrer Verbrechen, weil sie den Reichsrath, welcher statt des vierzehnjährigen Eduard III. regierte, ganz nach ihrem Willen lenkten. Mit den Schotten, welche diesen Zustand Englands zu einer Erneuerung der Feindseligkeiten benutzten, um der verhaßten Oberherrlichkeit entledigt zu werden, ward 1328 ein unrühmlicher Vertrag geschlossen, in welchem von Seiten Englands auf diese Oberhoheit verzichtet und Robert Bruce als selbständiger König anerkannt ward. Dadurch wurde der allgemeine Haß gegen Mortimer nur noch höher gesteigert. Vergebens wollte er die Mächtigen einschrecken, indem er den Grafen von Kent, einen Oheim des jungen Königs, unter einem nichtigen Vorwande enthaupten ließ (1330); vergebens umringte er den König selbst mit seinen Spähern. Der nunmehr achtzehnjährige Eduard III., der seine Kraft fühlte, und sich der ihm gebührenden Gewalt auf so schmähliche Weise beraubt sah, beschloß dieser Willkühr ein Ende zu machen. Mit einem Vertrauten entwarf er einen geheimen Plan, sich der

---

aus einer nahen Pfütze kaltes und schmuziges Wasser dazu. Eduard brach darüber in Thränen aus, die über seine Wangen herabrollten und sagte, so habe er denn doch, wider ihren Willen, reines und warmes Wasser für seinen Bart.

Person des verhaßten Anmaßers zu bemächtigen, und führte ihn glücklich aus. Man gewann den Befehlshaber des Schlosses Nottingham, wo sich Mortimer mit der Königin gerade aufhielt, daß er den jungen Fürsten mit seinen Begleitern durch einen unterirdischen Gang einließ. Mortimer wurde in seinem Schlafgemach überrascht und gefangen, vor einem Parlament angeklagt, zum Tode verurtheilt und hingerichtet (1331). Die Königin blieb in einem Schlosse, wo sie zwar mit königlichen Ehren behandelt ward, es aber nicht verlassen durfte. Eduard regierte nun selbständig, und mit ihm beginnt ein neuer Zeitpunct der Englischen Geschichte, der sowol durch glänzende Siege als durch einen neuen Aufschwung der Volksthümlichkeit ausgezeichnet ist.

---

13. Kaiser Heinrich VII.

(1308—1313.)

Der unerwartete Tod König Albrechts eröffnete in Deutschland den Parteiungen, welche in einem Wahlreiche bei den Thronwechseln fast unausbleiblich eintreten, ein neues Feld. Philipp der Schöne wollte gern die Kaiserkrone an seinen Bruder Karl bringen, und rechnete dabei auf die Macht und den Einfluß des Papstes Clemens V., der, wie wir oben gesehen, durch Verlegung des päpstlichen Stuhls nach Avignon, ganz in seinen Händen war. Allein der Papst, der dann eine noch größere und drückendere Abhängigkeit fürchtete, suchte diese Absichten heimlich zu vereiteln, ja er soll die Deutschen Kurfürsten aufgefordert haben, durch Beschleunigung ihrer Wahl allen Bemühungen Philipps zuvorzukommen, ihnen auch den Grafen Heinrich von Luxemburg, den Bruder des Kurfürsten von Trier, zum Könige

vorgeschlagen haben*). Gewiß ist es, daß dieser Fürst an dem Erzbischof von Mainz, Peter Aichspalter, der dem Luxemburgischen Hause verpflichtet war, einen großen Fürsprecher hatte. Da die Meinungen der Kurfürsten sehr getheilt waren, so schlug er vor, daß die Stimmen heimlich durch ein Scrutinium gegeben würden, und erreichte dadurch seinen Zweck. In Frankfurt ward, im November 1308, die einstimmige Wahl Heinrichs VII. ausgesprochen, im Anfange des folgenden Jahres der Neugewählte zu Aachen gekrönt.

Seinen ersten Reichstag hielt der König zu Speier, in der Nähe seiner Freunde und Anhänger. Dort, wo außer den Fürsten auch die Gesandten der Städte erschienen, erklärte Heinrich die Mörder seines Vorgängers in die Acht, ließ dessen Leichnam in der Gruft, wo Philipp der Hohenstaufe lag, feierlich beisetzen, und bei ihm auch die Leiche König Adolfs bestatten, so daß zwei Todfeinde neben einander ruhten. Graf Eberhard von Würtemberg und Albrechts Söhne, die Herzoge Friedrich der Schöne und Leopold von Österreich, erschienen auf dem Reichstage mit großem bewaffnetem Gefolge. Der Erstere hatte durch rastlose Thätigkeit seine kleine Stammherrschaft rasch erweitert, und am meisten die Städte in Schwaben bedrängt, die nun bei Heinrich Schutz suchten. Er gab dem Könige auf dessen Ermahnungen eine Antwort voller Trotz, und verließ Speier, ohne sich zu fügen. Heinrich ließ ihn für einen Reichsfeind erklären, und übertrug die Ausführung der Acht seinen aufgebrachten Nachbarn, besonders den Städten, durch deren vereinigte Kraft er auch diesesmal hart gezüchtigt ward. Weit bedenklicher war die Macht der

*) Über die Unwahrscheinlichkeit dieser Erzählung s. Menzel Geschichten der Deutschen, Buch VII. S. 107.

Fürsten von Österreich, in denen Heinrich furchtbare Nebenbuhler des Throns sah. Er hatte schon den Schweizerischen Waldstädten als Gegnern Österreichs ihre Freiheiten und Rechte bestätigt, und als jetzt Friedrich die Belehnung für seine Länder suchte, machte er große Schwierigkeiten. Indeß ließ er sich doch, als Friedrich schon Anstalten zur Abreise machte, zur Nachgiebigkeit bewegen; es war ihm besonders nur darum zu thun gewesen, die Österreichischen Fürsten zu schrecken, um in anderweitigen Zwecken von ihnen nicht gestört und unterstützt zu werden.

Der nächste dieser Zwecke war, Böhmen zu gewinnen, wonach Albrecht vergeblich gestrebt hatte. Heinrich von Kärnthen (oben S. 310.) hatte sich im Besitze dieses Landes nicht behaupten können. Seine Maßregeln beleidigten die Mächtigen, seine Schwäche reizte sie zum Widerstande. Die Prinzessin Elisabeth, eine jüngere Schwester des letzten Königs Wenceslaus, welche Heinrich, als sie sich weigerte, sich mit einem seiner Anhänger zu vermählen, hatte gefangen setzen lassen, wurde aus ihrem Gewahrsam befreit, und von den Gegnern Heinrichs von Kärnthen nach Speier geführt, um dem erst vierzehnjährigen Sohne des Deutschen Königs, Johann, ihre Hand und die Böhmische Krone anzubieten. Heinrich nahm den Antrag an, und unter dem Vorwande, daß der Kärnthner die Belehnung nicht nachgesucht habe, ward er des Throns von Böhmen für verlustig erklärt.

Die Vertreibung des Gegners und die Besitznahme des Reichs überließ Heinrich seinem Sohne, oder vielmehr dem Erzbischof von Mainz, den er ihm als Führer und Rathgeber zugesellte. Ihn selbst zog seine Begierde nach Italien, um hier die alten Kaiserrechte wieder geltend zu machen. Sein lebendiger Geist suchte nach einem Schau-

platze reicherer Thätigkeit als ihm Deutschland darbot; seine ausgezeichnete Tapferkeit, seine Persönlichkeit, welche die Liebe der Menschen gewann, und ihnen Ehrfurcht einflößte, versprachen dem Unternehmen einen glücklichen Ausgang, und Italiener verschiedener Parteien, die ihn dringend dazu aufforderten, stellten es als sehr leicht ausführbar vor. Die Bedenklichkeiten, welche die Deutschen Fürsten erhoben, berücksichtigte Heinrich nicht. Hätte Gott gewollt, daß er ein Privatmann werden sollte, sprach er in ihrer Versammlung, so würde er in engen Verhältnissen geblieben seyn. Jetzt sey er zu höheren Dingen bestimmt; sie sollten ihm, der als Soldat und Heerführer vorangehen wolle, folgen, die Herrschaft der Welt zu erkämpfen. Da seine begeisterte Rede aber ohne Wirkung auf die Fürsten blieb, umarmte er mit ritterlicher Zärtlichkeit seine Gattin, und rief, diese werde ihn doch unter allen Gefahren begleiten. Dies geschah denn auch; von den Deutschen Großen aber fanden sich nur Wenige ein. Lausanne war der Sammelplatz, weil man wegen Heinrichs von Kärnthen nicht über Tyrol gehen konnte. Noch vor dem Ende des October 1310 langte Heinrich auf Italienischem Boden an. Dort, und zunächst in Oberitalien, hatte sich, seit unsere Erzählung dieses Land beim Tode der Hohenstaufen verlassen, die Lage der Dinge sehr geändert. Die Freiheit, welche die Lombarden gegen die Deutschen mit der größten Hartnäckigkeit behauptet, hatten sie an sich selbst verloren; sobald der Kampf mit den äußeren Feinden aufgehört, war der innere zwischen den Städten sowol als zwischen den Parteien in deren eigenen Mitte um so heftiger geworden, und das endliche Ergebniß desselben war fast überall gleich; aus den Trümmern der freien Verfassung wuchs die tyrannische Gewalt einzelner Geschlechter hervor. So war in Mailand,

dessen Geschick auf das des ganzen Oberitaliens noch immer den meisten Einfluß hatte, Kampf, nicht um die Freiheit, sondern um die Herrschaft, zwischen den zwei Geschlechtern der Visconti und della Torre, von welchen das letztere damals die Oberhand behalten hatte. Noch lebte, wie gänzlich sich die Verhältnisse auch umgestaltet hatten, der alte, der Parteiwuth dienende, Name der Guelfen und Gibellinen, und der alte Haß zwischen beiden. Zu den Ersteren, welche, wie in früheren Zeiten, in den Deutschen Königen ihre größten Feinde erblickten, gehörte besonders Florenz. Darum stand diese jetzt bedeutend hervortretende Stadt auch in enger Verbindung mit dem Könige Robert von Neapel (seit 1309), der dem Sicilischen Friedrich (oben S. 150.) gegenüber, und durch seine ganze Stellung so wie durch sein Verhältniß zum Französischen Hofe, sich an die Päpste hielt. Heinrich wollte aber nicht als das Haupt einer Partei in Italien erscheinen, sondern als Vermittler und Herrscher zwischen beide treten und keine begünstigen.

Anfangs schien Alles vortrefflich zu gehen, und das kaiserliche Ansehn wieder in seinem alten Glanze hervorzutreten. Die Städte und ihre Herren zeigten bereitwilligen Gehorsam; selbst Guido della Torre, dessen Gegner Matteo Visconti im Gefolge Heinrichs war, wagte, als der König auf Mailand losging, keinen Widerstand, so daß dieser sich am 6. Januar 1311 mit der eisernen Krone zum Könige der Lombardei krönen lassen konnte. Allein sehr bald entstanden wegen der Geldforderungen, welche Heinrich machte, Unruhen, die von den Deutschen Truppen unter Strömen von Blut gedämpft werden mußten. Guido della Torre wurde vertrieben, und Matteo Visconti zum Vicarius in Mailand ernannt. Zugleich waren aber auch in anderen Städten der Lombardei, in Cremona,

Crema, Lodi, Brescia, Mantua, Padua, Bergamo, Empörungen ausgebrochen, und Heinrich mußte Zeit und Kräfte aufwenden, um sie erst wieder zu erobern. Dies gelang auch bei den meisten dieser Städte bald; nur Brescia that einen längern und hartnäckigen Widerstand, den sie aber, wie die anderen, mit Strafgeldern büßen mußte.

Durch diesen Kampf hatten die Florentiner einen großen Vortheil erreicht; Heinrich hatte den größten Theil seines Heeres eingebüßt, und war in Oberitalien aufgehalten worden, während sie Zeit gewonnen hatten, sich zu rüsten. Auch Robert, wie sehr ihn Heinrich zu schonen und zu gewinnen suchte, verlor diese Zeit nicht. Er trat jetzt offen gegen ihn auf, indem er seinen Bruder Johann mit einem Heere nach Rom sandte. Heinrich hatte indeß Oberitalien verlassen und war nach Genua gezogen, welches, von ewigen inneren Parteiungen zerfleischt, damals gerade Gibellinen an der Spitze hatte und ihn deshalb mit Freuden aufnahm, bis er auch hier durch seine Geldnoth die Gesinnung verändert sah. Da die Florentiner ihm die weiteren Wege zu Lande verlegt hatten, mußte er sich nach dem entschieden und mit großem Eifer Gibellinisch gesinnten Pisa zu Schiffe begeben. Hier stießen Verstärkungen aus Deutschland und von den Gibellinen Toscana's zu ihm, so daß er nun endlich an der Spitze von zweitausend Rittern den Weg nach Rom antreten konnte. Diese Stadt war zwischen der Partei der Deutsch gesinnten Colonna, und der ihrer Gegner, der Orsini, getheilt. Nur unter Kampf und Blutvergießen hielt Heinrich seinen Einzug; die Straßen waren bedeckt mit hundert und funfzig Erschlagenen von seinem eben nicht zahlreichen Heere; die Feldzeichen, die man ihm abgenommen, wurden nach Florenz geschickt. Da der Vatican und die Peterskirche, in

welcher die Krönung vor sich gehen sollte, von den Gegnern besetzt waren, so mußte diese Feierlichkeit durch die päpstlichen Legaten im Lateran geschehen (29. Jun. 1312). Bei dem festlichen Schmause des neuen Kaisers auf dem Aventinischen Berge wurden die Gäste von den Geschossen und den Schmähungen der Feinde belästigt.

Heinrich fand es unter solchen Umständen zu bedenklich, in der Stadt zu bleiben, da noch dazu wie gewöhnlich Krankheiten einrissen. Er verließ also Rom und begab sich nach Toscana, wo er erst Florenz zu bezwingen, und dann von hier aus, wie von einem Mittelpuncte, Italien und Deutschland zu beherrschen hoffte. Florenz aber, von Siena, Lucca, Perugia, Bologna, Ferrara unterstützt, machte bedeutende Anstalten, sich dem Kaiser, den es den Feind des menschlichen Geschlechts nannte, entgegenzusetzen, und Heinrichs geringes Heer, das durch den Abzug der wenigen Deutschen Fürsten, die ihn noch bis zu seiner Krönung begleitet hatten, vermindert war, machte einen kräftigen Widerstand von Seiten der Guelfen nicht schwer. Zwar verheerte der Kaiser das schöne Land, dessen Verwüstung ihn selbst schmerzte, schlug die Truppen der Florentiner, und näherte sich ihrer Stadt, um sie zu belagern; doch von allen Seiten von Feinden umgeben, die ihm die Zufuhr abschnitten, und durch wiederholte Anfälle ermüdet, mußte er sich zurückziehn nach seinem treuen Pisa. Die Guelfen in Toscana frohlockten, auch nahm ihre Zahl in der Lombardei zu, wo nur Visconti in Mailand und Can della Scala in Verona die Partei des Kaisers aufrecht hielten. Vor Allen aber war Robert geschäftig, dem die Florentiner auf fünf Jahre die Herrschaft über ihre Stadt übertrugen. Nach allen Seiten hin regte er Feinde auf, oder verhieß den schon vorhandenen Hülfe und Unterstützung.

Unter diesen Umständen hing die Entscheidung über das Schicksal Italiens ganz von dem Ausgange eines Kampfes zwischen Robert und Heinrich ab, und zu diesem bereitete der letztere nun auch in Pisa Alles vor. Es erging zunächst eine strenge Achtserklärung sowol gegen Florenz, als gegen Robert. Jenes ward aller seiner Freiheiten beraubt, dieser als ein Sohn der Sünde, der sich von dem Fette des Reichs nähre, mit Enthauptung bedrohet, wenn er in des Kaisers Hände fallen würde. Schon vorher hatte Heinrich mit Friedrich von Sicilien, den er zum Reichsadmiral ernannte, einen Bund geschlossen, kraft dessen derselbe, mit eigenen sowol als mit Genuesischen und Pisanischen Schiffen, Neapel vom Meere her angreifen sollte, während es der Kaiser zu Lande thun würde. Robert dagegen, der festen Anhänglichkeit seiner Barone eben nicht sicher, forderte den Papst, der diese Bewegungen selbst nicht ohne innere Unruhe ansah, zur Hülfe auf, und da der König von Frankreich diesen im Weigerungsfalle mit dem Schicksale Bonifacius VIII. bedrohete, befahl Clemens V. in einer Bulle dem Kaiser, sich Neapels zu enthalten, das ein Lehn der Kirche sey, und das er, wie er sich ausdrückte, mit besonderer Vorliebe in der Mitte seines apostolischen Herzens trage.

Doch Heinrich kümmerte sich nicht darum. Mit einem durch keine Unfälle zu erschütternden Muthe unterhandelte er mit den Calabresen, Apuliern und Römern, und brach gegen Neapel auf. Schon war er bis über Siena gekommen, als er den 24. August 1313 zu Buonconvento starb. Es verbreitete sich das Gerücht, er habe durch einen Dominicaner-Mönch im Spülkelche beim Abendmahle Gift erhalten. Weitere Beweise dieser Erzählung sind nicht vorhanden, und da sich solche Beschuldigungen bei Todesfällen,

die einer Partei sehr gelegen kommen, nur zu leicht aus bloßen Vermuthungen bilden, verdient sie auch wenig Glauben, obschon die Zeugnisse, welche sich der Orden nachher von des Kaisers Sohne und Enkel ausstellen ließ, allerdings nicht hinreichen würden, seine Unschuld zu erhärten.

Verlassen und zitternd standen die Gibellinen da. Die Pisaner besonders fürchteten die Rache der frohlockenden Gegner. Sie flehten Friedrich von Sicilien um Schutz, und boten ihm die Herrschaft an, aber dieser, selbst eines kriegerischen Anfalls von dem aufgebrachten Könige von Neapel gewärtig, schlug sie aus. Hierauf erwählten sie den Uguccio Fagiola, einen von jenen unternehmenden Männern, an welchen Italien damals so reich war, zu ihrem Oberhaupte. Dieser kühne und tapfere Führer wagte es, das zahlreiche von den Guelfen zusammengebrachte Heer, das durch Roberts Truppen verstärkt war, anzugreifen, und errang den Sieg, welcher die Pisaner von einem, wie es anfangs schien, unvermeidlichen Untergang rettete. Sie vertrieben zwar bald darauf diesen ihren Befreier, aber König Robert vermittelte doch 1317 einen Frieden zwischen ihnen und den Florentinern, weil sein Ehrgeiz jetzt nach der Herrschaft über ganz Italien strebte. Sein Einfluß war nicht nur in Rom und Florenz, sondern auch in manchen anderen Städten und Gebieten herrschend, und Clemens V. ernannte ihn, nach einem Rechte, welches die Päpste sich anmaßten, zum Reichsstatthalter. Und als der, nach dem Tode Clemens V. (1314) unter heftigem Zwiespalt der Cardinäle zwei Jahre erledigte päpstliche Stuhl endlich wieder durch einen Franzosen, Johann XXII., besetzt wurde, der früher Kanzler König Roberts gewesen, fand dieser ein noch gefügigeres Werkzeug für seine Pläne. Doch hatte er an einigen Gibellinischen Häuptern mächtige Gegner. Es waren dies:

Matteo Visconti, der sich nicht nur im Besitz von Mailand erhielt, sondern auch sein Gebiet durch Como, Pavia, Bergamo, Piacenza, Alessandria und Tortona erweiterte; Can della Scala, der Große genannt, zu Verona, der auch Vicenza, Feltre und das reiche Padua eroberte; und Castruccio Castracani, der sich nach dem Sturze des Uguccio Fagiola in Lucca erhoben hatte, dann seine Herrschaft über Pistoja und das durch einen mit Aragonien wegen Sardinien geführten Krieg ganz erschöpfte Pisa ausdehnte. Diese drei Männer traten dem Könige Robert kräftig und siegreich gegenüber, und der unaufhörlich fortwüthende Kampf zwischen Guelfen und Gibellinen war der Entscheidung noch eben so fern, als in der Zeit, wo Kaiser Heinrich VII. den Italienischen Boden betrat.

---

14. Ludwig von Baiern und Friedrich von Österreich.

(1314 — 1326.)

Auch Deutschland zerfiel nach dem Tode dieses Kaisers in heftige Zwietracht. Da Herzog Friedrich der Schöne von Österreich, von einer mächtigen Partei und besonders durch die Thätigkeit seines klugen und tapfern Bruders Leopold unterstützt, mit großem Eifer nach der Krone strebte, setzte sich ihm der Böhmische Johann, der alsdann den Verlust seiner großen Erwerbung fürchtete, aus allen Kräften entgegen, und von beiden Seiten suchte man die Kurfürsten zu gewinnen. Da es damals noch keine feste Bestimmung darüber gab, von wem in jedem kurfürstlichen Hause das Wahlrecht geübt werden sollte, da im Sächsischen die Lauenburgische und Wittenbergische Linie zugleich darauf Anspruch machten, auch Heinrich von Kärnthen die

Böhmische Wahlstimme führen zu können glaubte, so war dadurch den Umtrieben beider Parteien ein großer Spielraum eröffnet.

Die Luxemburger schienen in ihren Bemühungen den meisten Erfolg zu haben. Außer der Stimme Johanns selbst, hatten sie die von Mainz und Trier, die des Markgrafen Waldemar von Brandenburg und die, freilich zweideutige, der Herzoge von Sachsen-Lauenburg. Man war nur zweifelhaft, wen man auf den Thron setzen sollte. Johann selbst, Albrecht von Köthen, und Heinrich von Landsberg, an die zuerst gedacht ward, wollten oder konnten die Krone nicht annehmen. Endlich wurde Herzog Ludwig von Baiern überredet. Rasch, wie er war, ließ er sich in die schwierige Unternehmung ein, obgleich er durch eigene Macht dem Österreichischen Hause keinesweges gewachsen war *), auch schon Friedrich dem Schönen, seinem nahen Verwandten, sein Wort gegeben hatte. Sein heiteres, frohes und liebreiches Wesen konnte Freunde gewinnen; seine kriegerische Tapferkeit, die er schon 1313 gegen die Österreichischen Fürsten selbst in einem Treffen bei Gamelsdorf (dem damals Versöhnung folgte) bewährt hatte, konnte Gegner überwältigen.

Daß er dieser letztern Tugend am meisten bedürfen werde, war vorauszusehen; denn die Österreichische Partei trat nicht zurück, sondern während Ludwig von den Luxemburgisch gesinnten Kurfürsten bei Frankfurt zum Deutschen König erwählt ward (20. Oct. 1314), hatten schon am

*) Das Baierische Haus war nicht bloß, wie oben schon bemerkt, in die Linien von Oberbaiern und Niederbaiern getheilt, sondern die Oberbaierische, zu der Ludwig gehörte, war wieder getheilt, so daß derselbe nur einen kleinen Theil von Oberbaiern, sein Bruder Rudolf aber den übrigen Theil und die Pfalz besaß.

Tage vorher die Stimmen des Erzbischofs von Köln, des Pfalzgrafen Rudolf (der Ludwigs Bruder war) so wie der Herzoge von Sachsen-Wittenberg und von Kärnthen, gleichfalls bei Frankfurt, Friedrich den Schönen auf den Thron gerufen. Ganz Deutschland theilte sich zwischen den beiden Enkeln Rudolfs von Habsburg (Ludwig war es von seiner Mutter Mathilde). Es war eine gute Vorbedeutung für Ludwig, daß die beiden Städte, Frankfurt, wo seine Wahl vollendet, und Aachen, wo seine Krönung vollzogen ward, ihm die Thore eröffneten, so daß der Erzbischof von Köln, der dazu allerdings allein berechtigt war, seinen König zu Bonn krönen mußte *). Die meisten und so wichtigen Städte am Mittel- und Niederrhein waren für Ludwig. Auch die Schweizerischen Waldstädte erkannten ihn, als den Gegner Österreichs, gern an, und wir werden weiter unter sehen, mit welchem Glück sie die Österreichischen Waffen beschäftigten und die Schärfe derselben abstumpften. Dagegen waren die oberländischen Herren größten Theils für Österreich, unter ihnen der Graf Eberhard von Würtemberg, der nach Heinrichs VII. Tode schnell wieder gewann, was ihm dessen Achtsausspruch entrissen hatte. Überhaupt war das südwestliche Deutschland der Hauptschauplatz des Kampfes der beiden Gegner.

Acht Jahre lang dauerte dieser Kampf ohne etwas anders zu bewirken, als die Verwüstung der Länder, wo er geführt ward. Endlich im Jahre 1322 ward die Entscheidung des Streits herbeigeführt. Es beschlossen nämlich die beiden Österreichischen Brüder zugleich in Baiern einzudringen, Leopold von Schwaben und Friedrich von

*) So wurde, sagte Albrecht von Strasburg, der eine (Ludwig) nicht von der rechten Person, und der andere (Friedrich) nicht an dem rechten Orte gekrönt.

Österreich aus. Friedrich kam zuerst, und wollte, kühn und ritterlich gesinnt, als Ludwig sich ihm näherte, den Kampf nicht bis auf Leopolds Ankunft verschieben, sondern beschloß, ihn allein zu wagen, und führte sein Heer am 28. September 1322 bei Ampfingen unweit Mühldorf zur Schlacht. Mit gleicher Ritterlichkeit schmückte er sich auch, gegen den Rath der Seinigen, mit kaiserlicher Pracht, und stellte sich in vergoldeter Rüstung, den blinkenden Reichsadler auf dem Helme, an die Spitze der Seinen, wogegen Ludwig sich in einen unscheinbaren blauen Waffenrock hüllte, und die Leitung des Ganzen dem kriegserfahrenen Nürnberger Seifried Schweppermann, einem kleinen höckerigen Manne, überließ. Durch die treffliche Anordnung dieses Führers, besonders durch seinen klugen Anschlag, die Österreicher während der Schlacht durch den Burggrafen von Nürnberg mit sechshundert Rittern im Rücken angreifen zu lassen, gewann Ludwig einen glänzenden Sieg *). Friedrich selbst, nebst seinem Bruder Heinrich und vierzehnhundert des Österreichischen Adels, wurden gefangen.

Ludwig ließ seinen überwundenen Gegner in das feste Schloß Trausnitz bringen, und schien nun in sicherm Besitze des Thrones zu seyn. Er ergriff die nächste Gelegenheit, die Erwerbung der Krone, nach dem Beispiele seiner Vorgänger für die Vergrößerung seines Hauses zu benutzen, indem er die damals erledigte Mark Brandenburg **) als

*) Als nach der Schlacht in der ganz verwüsteten Gegend frische Eier die einzige Erquickung waren, die man den Anführern reichen konnte, vertheilte sie Ludwig mit den Worten: „Jedem ein Ei, dem frommen Schweppermann zwei."

**) Der thätige und kräftige Markgraf Waldemar, welcher den Brandenburgischen Staat durch glückliche Kämpfe erweitert und zu großem Ansehn gebracht hatte, war 1319 gestorben, und schon im folgenden Jahre sein einziger Erbe, Heinrich der Jüngere, der letzte

ein eröffnetes Reichslehen einzog und seinem Sohne Ludwig gab. Allein wenn der Gegenkönig bezwungen war, so war es darum seine Partei nicht. Leopold, die eigentliche Seele derselben, wirkte fort, jetzt noch mehr gespornt und erbittert durch das peinigende Gefühl, daß er an dem Unglück seines Bruders schuld sey. Er knüpfte eine Verbindung mit dem Könige von Frankreich und dem Papste an, welche Beide, seit der Verlegung des päpstlichen Stuhls nach Avignon innig vereinigt, das Kaiserthum der Deutschen zu vernichten suchten. Und als sich nun Ludwig nach seinem Siege der von einem päpstlichen Heere gedrängten Visconti in Mailand (der Söhne des 1322 gestorbenen Matteo Visconti) übereilt annahm, reizte er den vollen Haß Johanns XXII. wider sich. Dieser befahl ihm, die Regierung, deren er sich unrechtmäßig anmaße, niederzulegen bis auf weitere Verfügung, und ließ den Befehl an die Kirchthüren in Avignon schlagen. Als Ludwig dagegen Einspruch that, und sich auf ein allgemeines Concilium berief, schritt der Papst in seinem richterlichen Verfahren weiter vor, und sprach endlich den Bann über ihn aus. Frankreich reizte ihn zu allen diesen kecken Schritten, und Leopold unterstützte sie mit aller Macht.

Mit vereinten Kräften arbeiteten nun alle Drei daran, Ludwig zu verderben. Der Papst bewog den König von Polen Wladislaus Lokietek, in Verbindung mit den heidnischen Litthauern einen Einfall in Brandenburg zu machen, der auch 1325 unter den schrecklichsten Verwüstungen

---

Sprößling des ruhmwürdigen Ascanischen Hauses Brandenburgischer Linie. Dadurch fiel die Mark in einen traurigen Zustand von Herrenlosigkeit und Unordnung. Alle Nachbarn griffen zu, und rissen an sich, was sie konnten. Der neue Baierische Beherrscher hatte daher große Mühe, sein Recht geltend zu machen.

erfolgte. Leopold setzte seine Verheerungen in Baiern und Schwaben fort, und hielt mit seinen Anhängern schon zu Rense eine Berathung, um den König von Frankreich auf den Deutschen Thron zu setzen. Diese Gefahr wandte indeß der vaterländisch gesinnte Bruder des Erzbischofs von Mainz von Ludwig ab, indem er die Fürsten auf die schlimmen Folgen aufmerksam machte, die es haben würde, sich einen solchen an erbliche Gewalt gewöhnten Fürsten zum Herrscher zu setzen. Gegen den Papst wurde Ludwigs Sache von mehreren gelehrten Männern in Schriften verfochten, und besonders fand er Bundesgenossen an den Franciscanern von der strengern Partei, welche die Lehre, daß Christus und die Apostel gar kein Eigenthum gehabt, mit großem Eifer vertheidigten, und den Papst Johann, weil er das Entgegengesetzte behauptete, anfeindeten und verketzerten. Auch hatte der Bannfluch in Deutschland geringen Erfolg, und nur wenige Geistliche gehorchten dem Papste.

Um aber seinen Feinden auch den bedeutendsten Vorwand zu entreißen, söhnte sich Ludwig mit seinem gefangenen Gegner aus. Er begab sich in den Fasten 1325 selbst nach Trausnitz, in dessen trauriger Einsamkeit Friedrich nun schon drei gramvolle Jahre verlebt hatte. Dieser unglückliche Fürst erhielt jetzt seine Freiheit, unter der Bedingung, daß er auf das Reich völlig verzichten, und sich mit Ludwig gegen den Papst verbinden sollte; könnte er aber diese Bedingungen nicht erfüllen, so sollte er sich wieder zum Gefängniß stellen. Beide nahmen darauf zur Bekräftigung dieses Vertrages das heilige Abendmahl. Aber Leopold sowol als der Papst erhoben sich mit aller Macht gegen diese Aussöhnung, und Friedrich war außer Stande den Vertrag zu erfüllen. Demungeachtet sehen wir die beiden Könige bald darauf in enger Freundschaft mit ein=

ander zu München leben, und wie in den Tagen ihrer Jugend an einem Tische essen und in einem Bette schlafen. Ja sie schlossen am 5. September 1325 zu München einen neuen Vertrag, vermöge dessen sie die Regierung im Reiche förmlich mit einander theilen wollten *). Aber die Kurfürsten versagten dieser Übereinkunft ihre Genehmigung, und Herzog Leopold, den Ludwig durch dieselbe am meisten hatte gewinnen wollen, starb schon am 20. Februar 1326 zu Strasburg, verzehrt von der leidenschaftlichen Heftigkeit, die sein Leben erfüllt hatte.

---

15. Ludwigs Römerzug.

(1327—1329.)

Dieser unerwartete Todesfall brachte bei Ludwig die gegen Friedrich eingegangene Verpflichtung schnell in Vergessenheit, und da er sich von seinem gefährlichsten Gegner in Deutschland befreit sah, beschloß er einen Zug nach Italien. Die Gibellinen, damals wieder von den päpstlichen Truppen und dem Herzoge Karl von Calabrien, König Roberts Sohn, heftig bedrängt, empfingen Ludwig, als er im Anfange des Jahres 1327 mit nur hundert Deutschen Rittern erschien, freudig und ehrerbietig. Er wurde in Mailand

---

*) Nach der gewöhnlichen Darstellung stellte sich Friedrich, als er außer Stande war, den Trausnitzer Vertrag zu erfüllen, freiwillig wieder als Gefangener, und Ludwig wurde dadurch so gerührt, daß er ihn mit der beschriebenen äußersten Vertraulichkeit behandelte, ja das Reich mit ihm zu theilen vorhatte. Menzel aber (Geschichten der Deutschen Bd. VII. S. 177) hat gezeigt, daß Friedrich sich nicht als Gefangener, sondern frei nach München begab, und daß Ludwig durch seine bedrängte Lage zu dem Münchner Vertrage bestimmt wurde.

mit der eisernen Krone gekrönt; beleidigte aber hier schon die Gibellinische Partei, indem er den Galeazzo Visconti (Matteo's Sohn), welcher mit einer versprochenen Geldzahlung zögerte, und heimlichen Einverständnisses mit dem Papste beschuldigt ward, mit seinem Sohn und zwei Brüdern, in ein hartes Gefängniß werfen ließ, aus dem sie erst nach Abtragung eines großen Lösegeldes befreit wurden.

Desto mehr suchte sich Ludwig den heldenmüthigen Castruccio zu verbinden, von dessen Unterstützung und Eifer er Alles für den glücklichen Ausgang seines Zuges erwartete. Er ernannte ihn gegen eine Summe von funfzigtausend Goldgulden zum Herzoge von Lucca, Pistoja und Volterra, zum großen Schrecken für Pisa, das von einem solchen Nachbar Alles für seine Freiheit fürchtete, und dieses Mal erst durch Gewalt gezwungen den Deutschen die Thore eröffnete. Castruccio begleitete dafür Ludwigen mit seiner ganzen Macht nach Rom, dessen Bewohner den König begierig erwarteten. Aufgebracht über die Päpste, die durch ihren Aufenthalt in Avignon verursachten, daß der gewohnte Strom der Reichthümer sich nicht mehr wie sonst in die Tiber ergoß, hatten die Römer kurz vorher, als sie von Johann auf ihre wiederholte Bitte um seine Rückkehr nach Rom eine abschlägige Antwort erhalten, die Päpstlichen und Neapolitanisch Gesinnten aus der Stadt vertrieben, sich unter Leitung des Sciarra Colonna frei erklärt, und diese Freiheit gegen die Angriffe des Königs Robert vertheidigt. Sie empfingen Ludwig mit offenen Armen, und als dieser in einer öffentlichen Rede auf dem Capitol allen stolzen Erinnerungen des Volkes schmeichelte, riefen sie ihm lauten Beifall. Die Kaiser-Krönung ward am 17. Januar 1328 von zwei Bischöfen und Sciarra Colonna mit allen Feierlichkeiten vollzogen. Sodann hielt der neue Kaiser

mehrere Volksversammlungen, in welchen der Papst Johann förmlich angeklagt, und das Urtheil der Absetzung über ihn ausgesprochen ward. Am Himmelfahrtstage ließ er dem Volke einen frommen und gelehrten Minoriten-Mönch Peter aus Corvara vorstellen und fragen, ob es denselben zum Papst haben wolle. Durch allgemeinen Zuruf ward der Empfohlene, der sich Nicolaus V. nannte, erwählt. Er verlieh durch seinen Segen und seine Bestätigung der Krönung und kaiserlichen Würde Ludwigs, das was ihr noch zu fehlen schien.

Indem sich Ludwig aber nun rüstete, Krieg gegen Neapel zu beginnen, mußte er erfahren, daß sein Glück in Italien schon wieder im Rückgange sey. Zuerst verließ ihn Castruccio, um Pistoja, welches ihm die Gegenpartei während seiner Abwesenheit entrissen hatte, wiederzuerobern, aber auch weil seine Freundschaft für den Kaiser schon ganz erkaltet war. Eine ähnliche Umwandlung ging in den Gesinnungen des Römischen Volkes vor. Die alte Abneigung der Italiener gegen die Deutschen, nur augenblicklich durch einen leidenschaftlichen Rausch zurückgehalten, erwachte in ihrer ganzen Stärke, als der geldbedürftige Kaiser den Römern, die nur zu nehmen gewohnt waren, eine Schatzung von dreißigtausend Goldgulden abforderte. Immer lauter äußerte sich nun das Mißvergnügen; Ludwig mußte alle weiteren Pläne gegen Neapel aufgeben, und in Begleitung seines Papstes Rom verlassen. Bei ihrem Abzuge wurden Beide von den erbitterten Römern mit Schimpfreden und Steinwürfen verfolgt.

Als Ludwig in Toscana anlangte, wo er Castruccio wiederzugewinnen und mit demselben Florenz zu überwältigen hoffte, fand er hier durch dieses Helden unerwarteten Tod, der durch Anstrengung bei der Belagerung Pistoja's

herbeigeführt war, Alles in Verwirrung. Dadurch wurde auch des Kaisers Kraft für alle ferneren Unternehmungen gebrochen. Florenz und Neapel frohlockten, und der triumphirende Papst Johann verfolgte den Kaiser, der sich nach der Lombardei begab, mit seinen Bannstrahlen. Hier fand Ludwig aber eben so wenig eine günstige Aufnahme, und der unlängst von ihm in Mailand eingesetzte Azzo Visconti (Galeazzo's Sohn) spottete seiner Schwäche so, daß er ihm die Thore der Stadt verschloß.

Nach einem kurzen Aufenthalt verließ der Kaiser endlich auch die Lombardei, und eilte nach Deutschland zurück, um dieselbe Zeit, wo sein früherer Gegner Friedrich starb (1330). In Italien errang Johann XXII. einen vollkommnen Sieg. Die Römer bewarben sich wieder um seine Gunst; der von Ludwig verlassene Gegenpapst flehte ihn um Vergebung an, und erschien vor ihm voll Reue und Demuth. Azzo Visconti erkannte die Hoheit und suchte den Schutz der Kirche; der päpstliche Legat eroberte viele Städte; endlich der mächtigste Gibelline, Can della Scala, ein durch Tapferkeit und glänzende Freigebigkeit gegen Gelehrte und Künstler ausgezeichneter Herrscher, starb 1329, als sein Glück noch immer im Steigen war.

---

16. Ludwigs fernere Regierung.

(1330 — 1347.)

Als Ludwig nach Deutschland zurückgekehrt war, gelang es ihm, das Österreichische Haus, dessen damaliges Haupt Albrecht der Weise, Friedrichs des Schönen Bruder, war, völlig mit sich auszusöhnen. Er würde nun in Ruhe haben regieren können, wenn es ihm gelungen wäre, auch

den Papst zu versöhnen, allein der aufgereizte Johann wies alle dahin abzweckenden Vorschläge mit Siegerstolz zurück. König Johann von Böhmen suchte zwar damals den Frieden zwischen Beiden zu vermitteln; aber voll ritterlicher Abenteuerlichkeit und unruhiger, oft zweckloser Beweglichkeit, verwirrte er durch den Wechsel seiner Gesinnungen, wozu seine enge Verbindung mit Frankreich stets neuen Stoff gab *), die Verhältnisse nur immer mehr. Nach allen Seiten hin suchte er Erweiterungen und Erwerbungen, lockte die Schlesischen Herzoge unter seine Oberherrlichkeit, und strebte nach der Krone von Polen. Des Herzogs von Kärnthen, seines alten Gegners, Feindschaft beschwichtigte er, und brachte eine Verlobung von dessen einziger Tochter mit seinem Sohne Johann Heinrich zu Stande, wodurch er seinem Hause die Aussicht auf den Erwerb der Kärnthischen Länder eröffnete. Als er jetzt wegen der letztern Angelegenheit in Tyrol war, warf er sich plötzlich in den Strudel der Italienischen Verhältnisse, welche noch von des Kaisers Zuge her in den mannichfaltigsten Schwankungen waren.

Brescia, von den Visconti und den Neffen und Nachfolgern Cans, Mastino und Alberto della Scala, gedrängt, rief ihn zu Hülfe. Er erschien und leistete sie. Diese erste That zieht die Aufmerksamkeit des ganzen obern und mittlern Italiens auf ihn; er erscheint Allen wie der Anker, an welchem das sturmbewegte Schiff Italiens endlich fest-

*) Sein ältester Sohn Wenceslaus wurde am Französischen Hofe erzogen, wo er seinen, den Französischen Ohren zu rauhen, Namen in Karl verwandelte. Er heirathete die Tochter König Philipps VI., und seine Schwester ward mit dem Französischen Thronerben Johann verbunden. Johann selbst verheirathete sich zum zweiten Male auch mit einer Französischen Fürstin, einer Tochter des Herzogs von Bourbon.

gehalten werden könne. Die meisten Städte, Cremona, Pavia, Vercelli, Novara, Reggio, Modena u. s. w. geben sich in seinen Schutz; aus den Appeninen her streckt das seit Castruccio's Fall mannichfach bedrängte Lucca seine Arme nach ihm aus, selbst die Visconti erkennen ihn als ihren Schutzherrn. Denn Guelfen und Gibellinen betrachteten ihn als den ihrigen, da er hier seine Freundschaft mit dem Kaiser, dort die mit dem Papste, als Zauberwort gebraucht. Wie ein Zauberwerk steht auch seine neue, dem Anscheine nach furchtbare, Macht vor den erstaunten Augen da. Aber nun regen sich auch Papst und Kaiser, und erwecken durch ihren laut verkündeten Widerspruch Italien aus seinem Traume.

Johann sah sich bald von allen Seiten feindlich bedrängt. Der Kaiser brachte in Deutschland eine Verbindung gegen ihn zu Stande, zu der auch Österreich trat, welches über Kärnthens und Tyrols künftigen Anfall an Johann scheel sah. Auch den König Karl Robert von Ungern vermochte er zum Beitritt. Und zum Erstaunen Aller, welche nur den Eigensinn und die Starrheit erglüheter Leidenschaften von den Italienischen Staaten erwarteten, vereinten sich hier Mastino della Scala mit dem Könige Robert, die Visconti in Mailand und die Gonzagha in Mantua mit den Florentinern, um Johann zu vertreiben, und sich aus den Trümmern seiner Herrschaft zu bereichern. Dieser überließ die Italienischen Angelegenheiten seinem erst funfzehnjährigen Sohne Karl, und eilte nach Deutschland, um den Kaiser, der ihn vor einer Reichsversammlung angeklagt, zu überzeugen, daß seine Bestrebungen in Italien nur das Beste des Reichs bezweckt hätten; auch versprach er, eine Aussöhnung mit dem Papste zu Stande zu bringen. Es gelang ihm auch, Ludwig zu beruhigen, und nachdem

er eine Zeitlang in Böhmen verweilt, um einen Angriff der Ungern und Österreicher abzuwehren, eilte er nach Frankreich, mit dessen König er sich noch enger verband, dann nach Avignon zum Papste, bei dem er nichts ausrichten konnte oder wollte, und endlich mit Söldnern, die er in Frankreich geworben, nach Italien, um seine überall angegriffene Herrschaft zu retten. Da er sie aber schon in völligem Verfall fand, verließ er das Land, wo er eine eben so kurze als glänzende Rolle gespielt hatte, sehr bald wieder (1333), um in der fortwährenden Spannung zwischen Papst und Kaiser neuen Stoff für seine launenhafte und eigennützige Thätigkeit zu suchen.

Zum vierten Male hatte Ludwig bei dem Papste seine Aussöhnungsversuche wiederholt, aber vergeblich. Jetzt erbot sich Johann wiederum, die Vermittelung zu übernehmen. Er bewog den Kaiser, da der Papst immer darauf bestand, daß Ludwig erst seine Krone niederlegen sollte, diese Bedingung einzugehen. Angeblich sollte es nur zum Schein geschehen, aber in der That bezweckte der Papst wol für sich und Frankreich einen Vortheil daraus, welches Ludwig zuletzt ahnte und sich aus der Schlinge zog. Da Johann XXII. bald darauf (1334) starb, so hoffte er auf einem würdigern und weniger gefährlichen Wege endlich die Aussöhnung mit dem heiligen Stuhle zu Stande zu bringen, die er auch des Volkes wegen eifrig wünschen mußte, welches durch die Störung des Gottesdienstes und den Zwiespalt der Priester sehr beunruhigt ward.

Der neue Papst, Benedict XII., stand in dem Ruf eines frommen und friedlichen Mannes, und hatte gleich nach seiner Thronbesteigung großen Unmuth gezeigt über die eigennützigen Zudringlichkeiten des Königs von Frankreich. Ludwig knüpfte daher sogleich Unterhandlungen mit

ihm an, und schon war der Papst entschlossen, ihm endlich die Aussöhnung mit der Kirche zuzugestehen, als die Könige von Frankreich und Neapel ihn durch Drohungen aller Art nöthigten, von diesem Vorhaben abzustehen.

Sie waren dabei unterstützt worden von dem Böhmischen Könige, welcher jetzt seine Zweideutigkeit mit offener Feindschaft vertauscht und geschworen hatte, Ludwigs völligen Untergang herbeizuführen. Grund zu diesem Zorne Johanns hatte allerdings der Kaiser gegeben, indem er kein Bedenken getragen, auf Kosten eines zweideutigen Freundes sich einen sichren Anhänger zu gewinnen. Da nämlich um diese Zeit (1335) der Herzog von Kärnthen gestorben war, und Johann, der damals gerade an einer im Turnier empfangenen Wunde in Paris krank lag, seine Schwiegertochter und seinen Sohn Johann Heinrich im Besitz des Erbes zu sehen hoffte, trat der Kaiser dazwischen, erklärte es für ein eröffnetes Reichslehen, und gab es den Herzogen von Österreich, wobei er sich selbst einen Theil von Tyrol vorbehielt. Deswegen hatte Johann nun nicht allein mit den beiden oben genannten Königen bei dem Papste gegen Ludwig gewirkt, sondern er begann auch in Verbindung mit den Königen von Polen *) und Ungern Krieg wider ihn. Im Fortgange desselben zerfielen zwar die Österreichischen Herzoge wegen der Abtretung einiger Schlösser mit dem Kaiser, dessen Bundesgenossen sie gewesen; aber Johann richtete doch nichts Entscheidendes aus,

*) Kasimir der Große, der seit 1333 in Polen regierte, erlangte für dieses Bündniß Johanns Verzichtleistung auf die Polnische Krone, erkannte aber die Böhmische Lehnshoheit über die Schlesischen Fürstenthümer an. Der König von Ungern, Karl Robert, Schwager Kasimirs, war mit Polen auf das engste verbunden, und bezweckte wahrscheinlich schon damals die Nachfolge seines Sohnes Ludwig auf dem Polnischen Thron.

und war froh, in einem einseitigen Frieden, welchen er mit den Österreichern schloß (1336), wenigstens Tyrol für seinen Sohn und dessen Gemahlin zu retten, indem er auf Kärnthen verzichtete.

Der Kaiser, durch Gewissensangst kleinmüthig geworden, machte dem Papste abermals sehr demüthige Anerbietungen zu einer Aussöhnung, doch wieder nur vergeblich. Nun aber erhob sich das ganze, durch die päpstlichen Anmaßungen empörte Reich, und die Kurfürsten schlossen 1338 den berühmten ersten Kurverein zu Rense, in welchem sie erklärten, die Unabhängigkeit der kaiserlichen Würde und des kurfürstlichen Wahlrechts gegen jede päpstliche Einmischung behaupten zu wollen. Gegen Frankreich bot sich dem Kaiser ein anderer nicht minder bedeutender Bundesgenosse an. Es brach nämlich damals der in der Folge zu erzählende Krieg zwischen Eduard III. von England und Philipp VI. von Frankreich aus, und der Erstere schloß mit dem Kaiser, seinem Schwager, ein Bündniß wider ihren gemeinschaftlichen Feind.

Allein Ludwig warf bald diese doppelte Waffe als zu schwer und lästig von sich. Seine versprochene Theilnahme an dem Englischen Kriege lösete sich, trotz allem Geräusch, welches von seiner Seite gemacht ward, in Nichts auf. Ja er war sogar wankelmüthig genug, nicht lange nachher Eduard zu verlassen, und ein Bündniß mit Frankreich einzugehen, indem er, durch Philipps Vorstellungen bethört, eher von dessen vorgeblichem Eifer, als von den Beschlüssen des Reichs, seine Aussöhnung mit der Kirche erwartete. Als aber Philipp seinen Zweck, Ludwig von England abzuziehen, erreicht hatte, ließ er es bei einer Empfehlung an den Papst bewenden, die so wenig wirkte, als sie ernstlich gemeint war, und der schmählich betrogene

Ludwig trug nichts davon als das allgemeine Mißfallen Deutschlands.

Leider vermehrte er dasselbe durch einen Schritt, den seine Begierde nach Ländererwerb herbeiführte. Schon daß er Niederbaiern, als der dortige Herzog 1341 starb, mit seinen Landen vereinigte, erweckte, obgleich es nicht widerrechtlich war, Neid; aber die Art, wie er dem Luxemburgischen Hause Tyrol entriß, gab gerechten Grund zu großem Unwillen. Die Erbin dieses Landes, Margarethe Maultasche, des Böhmischen Prinzen, ihres Gemahls, überdrüssig, wünschte von ihm geschieden zu seyn, und der Kaiser bot ihr sogleich die Hand dazu, um dieses ihm wohlgelegene Land an sein Haus zu bringen. Er trennte gegen alles Herkommen aus kaiserlicher Machtvollkommenheit ihre Ehe, und vermählte sie mit seinem Sohne Ludwig von Brandenburg (1342). So fand der neue, sehr weltliche und ungeistliche Papst Clemens VI., der an des 1342 gestorbenen Benedict Stelle getreten war, in diesem unerhörten Betragen einen neuen Grund für den Haß, mit welchem er, als vertrauter Freund des Königs von Frankreich, als treuer Anhänger des Luxemburgischen Hauses*) und als stolzer Verfechter der päpstlichen Hoheit, den Kaiser verfolgte. Die neue Gesandtschaft, welche ihm dieser schickte, um die Lossprechung vom Banne zu erbitten, ward verächtlich zurückgewiesen; vielmehr erließ Clemens 1343 eine Bulle, worin er die alten Vorwürfe, vermehrt durch neue über die blutschänderische Ehe der Margarethe, gegen Ludwig wiederholte, und ihn als den ärgsten Frevler an Gott und Kirche nach Avignon vorforderte.

Wie entschlossen und keck Ludwig sich hierauf auch

*) Er war der Lehrer des Böhmischen Prinzen Karl gewesen. Ludwigen nannte er statt Bavarus nur Barbarus.

anfangs äußerte, so mahnte ihn doch die unaussprechliche Sehnsucht des ganzen Deutschen Volks nach dem Ende dieser Spaltung, zur Nachgiebigkeit. Er schickte abermals eine Gesandtschaft mit unbedingter Vollmacht an den Papst und den König von Frankreich, die in seinem Namen jede Bedingung unterschreiben sollte. Der Papst wollte aber nicht den Frieden, sondern den Sturz des Kaisers. Nachdem dieser die zuerst vorgelegten, unglaublich harten und höchst demüthigenden Forderungen wider Erwarten zu erfüllen beschworen hatte, trat Clemens mit neuen hervor, welche nicht bloß die Person des Kaisers betrafen, sondern auch die Rechte und Ehre des Reiches antasteten. Ludwig, der nun wol sah, daß man ihn wiederum nur täuschen und hinhalten wollte, benutzte dies, um die Reichsstände noch einmal für sich zu gewinnen, und es gelang ihm. Die Fürsten kamen überein, daß er ferner seine Lossprechung nicht suchen sollte, machten ihm sogar heftige Vorwürfe, daß er sich schon so sehr gedemüthiget, und schickten von Reichs wegen eine Gesandtschaft nach Avignon (1343).

Dies war aber auch Alles, was sie für den Kaiser thaten. Indeß schien dieser die Drohungen des Papstes jetzt eher verachten zu können, denn Frankreich wagte nicht allzu keck aufzutreten, weil der durch einen Waffenstillstand unterbrochene Krieg mit England 1345 wieder ausbrach. Auch erwarb Ludwig um diese Zeit einen neuen Länderzuwachs, denn als sein Schwager, Graf Wilhelm IV. von Holland, Seeland, Friesland und Hennegau, 1345 unbeerbt umkam, belehnte er seine Gemahlin Margarethe, die des Grafen älteste Schwester war, und ihren zweiten Sohn Wilhelm mit diesen Provinzen. Endlich schien auch in Italien eine für den Kaiser günstige Wendung der Dinge

einzutreten. Der achtzigjährige Robert, dieser unermüdliche Verfechter der Guelfischen Partei, war 1343 gestorben, und seine Erbin war seine Enkelin Johanna, die er mit seines Neffen, des Königs von Ungern, Karl Robert, zweitem Sohne Andreas vermählt hatte. Aber an dem Hofe dieser siebzehnjährigen Fürstin erhob sich zwischen den durch Sitte und Denkweise getrennten Ungern und Neapolitanern über den Einfluß, den Andreas auf die Regierung haben sollte, ein großer Parteikampf. Andreas glaubte, durch seine Abkunft von dem ältesten Sohne Karls II. ein näheres Recht an Neapel zu haben, als seine Gemahlin*), und erwartete nur eine päpstliche Bulle, um als selbständiger König aufzutreten, und der großen Verderbniß des Hofes zu steuern. In dieser Besorgniß ließ sich die ausschweifende, mit ihrem Gemahle ganz zerfallene Johanna

---

*) Zur Erläuterung dieser und der späteren verwickelten Verhältnisse in der Neapolitanischen Königsfamilie dient folgende Stammtafel:

- Karl I. † 1285.
  - Karl II. † 1309.
    - Karl Martell, zum König von Ungern gekrönt 1290 † 1301.
      - Karl Robert, König von Ungern 1310 † 1342.
        - Ludwig d. Gr. Kön. v. Ungern und Polen † 1382.
          - Marie, Erbin von Ungern.
          - Hedwig, Erbin von Polen.
        - Andreas, König von Neapel, erm. 1345. Gem. Johanna I.
    - Robert, König v. Neapel † 1343.
      - Karl, Herzog v. Calabrien † 1328.
        - Johanna I., Königin v. Neapel, hingerichtet, 1382.
    - Johann, Herzog von Durazzo.
      - Karl, Herz. v. Durazzo.
        - Margarethe, verm. mit Karl dem Kleinen.
      - Ludwig, Graf v. Gravina.
        - Karl der Kleine, Kön. v. Neapel 1381, von Ungern 1385, erschl. 1386.
          - (Kinder von Karl dem Kleinen und Margarethe:)
          - Ladislaus, König v. Neapel 1386 † 1414.
          - Johanna II., Königin v. Neapel 1414 † 1435.

bereden, in eine schändliche Ermordung desselben zu willigen (1345). Der Bruder des Ermordeten, der hochherzige König Ludwig von Ungern, beschloß, diese Schandthat an der schuldigen Königin zu rächen, und forderte den Kaiser auf, an seinem Zuge nach Italien Theil zu nehmen.

Dies drohte dem Papste große Gefahr; darum sollte der Kaiser jetzt völlig gestürzt werden, und das Luxemburgische Haus bot dazu willig die Hand. Zu den Kurstimmen des Erzbischofs von Trier und des Königs Johann wurden zwei andere, die von Köln und Sachsen, erkauft, die von Mainz gewaltthätiger herbeigeschafft, indem der Papst den dortigen Erzbischof als einen treuen Anhänger Ludwigs absetzte, und ein ergebeneres Werkzeug an seine Stelle brachte. Diese fünf Kurfürsten traten zu Rense zusammen, und wählten, da das Reich als erledigt anzusehen sey, den Böhmisch-Luxemburgischen Prinzen Karl zum König (11. Juli 1346).

Allein die Stimme dieser fünf Kurfürsten war nicht die Stimme des ganzen Deutschlands; ein Theil desselben, vor allem die Städte, hingen dem Kaiser Ludwig mit unerschütterlicher Treue an, und verschmäheten den neugewählten Pfaffenkönig, wie man ihn zum Spott nannte. Frankfurt und Aachen, innerhalb deren Mauern nur die rechte Wahl und Krönung vollzogen werden konnten, verschlossen ihm ihre Thore, und gleichsam als hätte damit das ganze Reich ihm den Eingang verschlossen, verließ er kaum vier Wochen nach seiner Wahl Deutschland, und führte nebst seinem damals beider Augen beraubten Vater Johann einen Söldnerhaufen Deutscher Krieger nach Frankreich.

Aber auch hier begünstigte ihn das Glück nicht. Sein Freund, der König von Frankreich, verlor 1346 gegen die

Engländer die Schlacht bei Creci; sein Vater Johann in derselben sein Leben; er alle Hoffnung zur Unterstützung, und ohnmächtig kehrte er nach Deutschland zurück. Um Tyrol zu erobern, wohin ihm von Böhmen aus der Weg durch Österreich und Baiern versperrt war, schlich er sich, als Kaufmann verkleidet, nach Trident, wo er einiges Italienische Kriegsvolk sammelte. Als aber ein Böhmisches Heer, welches ihm durch Niederbaiern zu Hülfe kommen sollte, von dem herzueilenden Markgrafen von Brandenburg geschlagen und zurückgetrieben worden war, mußte er Tyrol nach wenigen Monaten wieder verlassen. Da streckte eine höhere Macht, der alle menschliche Größe sich beugt, ein unerwarteter Tod, seinen Gegner zu Boden. Fröhlich und heiter saß Kaiser Ludwig zu München beim Mahle, als er plötzlich eine Übelkeit empfand. In der Hoffnung, daß Bewegung ihm helfen werde, setzte er sich zu Pferde, und eilte einen Bären aufzusuchen, dessen Spuren die Jäger entdeckt hatten. Aber in dem Augenblicke, wo er das Thier erblickte, sank er vom Pferde, und unter den Worten: „Allmächtiger Gott, verzeih mir armen Sünder, oft hab' ich gefehlt, nie aber Dich im Herzen und Glauben geleugnet!" verschied er, drei und sechzig Jahre alt (11. October 1347). Nun schien Karl freier athmen zu können. Doch ehe wir die Geschichte seiner Regierung erzählen, wollen wir erst einen Blick auf die mit den Deutschen Verhältnissen eng verschlungenen Begebenheiten der Schweiz werfen.

---

17. Befestigung und Wachsthum der Schweizerischen Eidgenossenschaft.

(1315 — 1358.)

Unter den Erscheinungen, welche der Widerstand gegen die aufstrebende Macht des Hauses Österreich erzeugte, ist keine erfolgreicher geworden, als der Bund der drei Waldstädte. Ihr erstes Erheben galt nur der eignen Sicherheit; allein der Thronstreit nach dem Tode Heinrichs VII., in welchem ihre Kraft auf eine gefährliche Probe gestellt wurde, gab ihnen eine neue und erfolgreichere Anregung.

Der kühne, zornmüthige Leopold sah mit Unwillen, daß die Waldstädte für Ludwig von Baiern Partei nahmen. Er beschloß also, seinen Vater Albrecht und seinen Bruder Friedrich zugleich an ihnen zu rächen. Mit seiner gewöhnlichen leidenschaftlichen Heftigkeit versammelte er ein Heer, dessen Kern der oberländische Adel ausmachte; an der Spitze desselben wollte er die aufrührerischen Bergbewohner bekriegen und unterjochen. Er drohte „diese Bauern mit seinem Fuße zu zertreten," und die Seinigen führten Stricke mit sich, mit denen man sie selbst hinzurichten oder wegzuführen, und die Heerden, ihren einzigen Reichthum, fortzuschleppen gedachte. Als die Waldstädte dies vernahmen, wandten sie sich mit Gebet und Fasten an Gott um Hülfe, vernachlässigten aber dabei menschliche Klugheit nicht. Auf den Rath eines erfahrnen Greises, des alten Reding, versammelten sie ihre Hauptstärke in dem engen Passe bei Morgarten, wo sie den Hauptangriff des Herzogs selbst vermutheten, denn von drei Seiten droheten ihnen die Feinde.

Nur dreizehnhundert Mann zählte ihre Heerschaar, und Hellebarden waren die einzige Waffe, mit der sie das

zahlreiche, gepanzerte, ritterliche Heer zu bestehen gedachten. Allein sie verließen sich auf die natürliche Beschaffenheit ihres Landes, die dem Feinde, wie sie richtig voraussahen, seine Menge und seine stolze Reiterei unnütz machte; und ihres Muthes war diese kleine Zahl so sicher, daß sie funfzig Verbannte, welche auf die Nachricht von der Gefahr des Vaterlandes herbeieilten, um sich an sie anzuschließen, nicht innerhalb ihrer Grenzen aufnehmen wollten. Es mußten Jene außer der Landmark bleiben, beschlossen aber dort für die Rettung des Vaterlandes ihr Leben zu wagen. Kaum war die stolze adelige Reiterei am Morgen des 15. November 1315 in das Engthal bei Morgarten eingerückt, als die Funfzig durch Herabrollen schwerer Steine die erste Verwirrung unter sie brachten, die sich bald dem nachdrängenden Fußvolke mittheilte. Sobald die Dreizehnhundert diese Unordnung sahen, stürzten sie von den Bergen herab auf ihre wie in ein Netz eingeschlossenen Feinde. Mit Keulen und Hellebarden schmetterten und stachen sie die gepanzerten Ritter nieder; viele derselben wurden von den erschreckten Pferden in den See gerissen, das Fußvolk zum Theil im Gedränge zertreten. In anderthalb Stunden hatten die Eidgenossen einen glänzenden Sieg erstritten. Herzog Leopold selbst hatte sich mit Hülfe eines landeskundigen Mannes nach Winterthur gerettet, voll Schmerz und Scham, einen solchen Verlust von solchen Feinden erlitten zu haben. Allein mit wichtigeren Sorgen beschäftigt, konnte er nicht an Rache denken, sondern mußte einen Waffenstillstand mit den verhaßten Gegnern eingehen. Diese erneuerten gleich nach der Schlacht ihren Bund, und bezweckten auch dabei nur die Bewahrung ihres alten Zustandes, nicht Erweiterung und Vergrößerung; aber es konnte nicht fehlen,

daß sie allen Bedrängten in der Nähe von jetzt an als die sicherste Zuflucht erschienen. Auch sie selbst, durch die Unversöhnlichkeit ihrer Gegner immer mißtrauischer gemacht, wurden geneigt, zur eignen Verstärkung über ihre Grenzen zu schreiten, so daß sie endlich, wie die Schneelavinen ihrer Gletscher im Fortsturz anschwellend, zu einer Größe erwuchsen, unter welcher aller Besitz des Hauses Österreich und die Herrschaft des Adels in Helvetien begraben ward.

Lucern schloß sich zunächst an sie an. An demselben See gelegen und denselben Gebirgen nahe, litt dieser Kanton, so lange er noch unter Österreich stand, durch die Spannung zwischen seinen Herren und den Waldstädten am meisten. Sein Handelsverkehr mit Italien war unterbrochen, die Messen wurden leer, die Bürger mußten unaufhörlich unter den Waffen seyn, um ihr Gebiet zu vertheidigen. Überdies mutheten die Oberherren der Stadt neue Lasten zu. So erschien denn eine Verbindung mit den Eidgenossen den Lucernern höchst lockend. Sie erbaten und erhielten von diesen ohne des Herzogs Zustimmung zuerst einen zwanzigjährigen Waffenstillstand, da aber der darüber erbitterte Adel einen Versuch machte, die Stadt zu überfallen, dieser Versuch mißlang und nun die meisten Anhänger des Hauses Österreich sich zurückzogen, ging Lucern ein förmliches Bündniß mit den Waldstädten ein (1332).

Albrecht, nach dem Tode seiner Brüder Leopold und Friedrich das Haupt des Österreichischen Hauses, bewies sich auch bei dieser Gelegenheit als der Weise*), für den er galt. Durch anderweitige Kriege erschöpft, und ge-

*) Er führt auch den Beinamen des Lahmen. Seit seinem zwei und dreißigsten Jahre war er an Händen und Füßen völlig gelähmt, so daß er stets in einem Sessel getragen werden mußte. Sein

witzigt durch die Niederlage bei Morgarten, die kein Zufall gewesen, begnügte er sich, einen Landfrieden aufzurichten, ohne die Lucerner weiter zu bekriegen. Man verglich sich nur durch Schiedsrichter über die Rechte, welche dem Hause Habsburg in, nicht über Lucern bleiben sollten. So bestand nun zwischen den vier Waldstädten ein fester Bund. Aber auf dem Wege, auf dem diese ersten Schritte geschahen, konnten und mußten nun noch mehrere gethan werden, und der zweite Schritt, die Aufnahme der Stadt Zürch, welche im Jahre 1351 erfolgte, ward für das fernere Schicksal des Bundes erst recht bedeutend und eröffnete ihm eine glänzende Zukunft.

Der Zutritt dieser freien, durch Handel wohlhabenden und bevölkerten Stadt, ward durch vorhergehende Veränderungen in ihrem Innern herbeigeführt. Der Rath derselben bestand aus zwölf Rittern und vier und zwanzig Bürgern, welche in drei Rotten, jede vier Monate lang, die Regierung verwalteten. Ohne eine andere Stütze als die allgemeine Liebe der Gesetze regierte dieser Rath Jahrhunderte lang ruhig, und genoß hohen Ansehns. Mit den Herzogen von Österreich, dem vornehmsten Landadel und vielen Rheinischen Städten stand das starke und glückliche Gemeinwesen im Bunde. Allmählig aber hatte sich die Stadt in Parteien getheilt, und man fing an Unzufriedenheit gegen die alte, in einzelnen Geschlechtern fast erbliche, Regierung zu zeigen. Diese Stimmung benutzte Rudolf Brun, reich und selbst im Rathe, und wußte die Unzufriedenheit so zu leiten, daß er zum Besitz einer noch unerhörten Gewalt gelangte. In einer öffentlichen Versammlung der Gemeine (1335) ward die bisherige Weise

---

Geist war aber um desto thätiger, und alle benachbarten Fürsten suchten Rath und Vermittelung ihrer Streitigkeiten bei ihm.

der Verwaltung verändert und Rudolf Brun mit der Anordnung einer neuen beauftragt. Dieser zufolge ward er selbst als Bürgermeister auf Lebenslang Oberhaupt der Stadt, mit einem Rathe aus Rittern, Bürgern und Handwerkern. Alle Ritter und ohne Handwerk lebenden Bürger wurden in eine Constabel oder Kriegs-Gesellschaft vereiniget. Aus den übrigen Bürgern wurden dreizehn Zünfte gebildet, an deren Spitze Zunftmeister standen, die im Rathe saßen. Die Wahl des Raths war aber ganz unter dem Einflusse Bruns, der, um über die Constabel zu herrschen, die Zünfte begünstigte. Kaiser Ludwig bestätigte diese Einrichtung.

Die Gewaltthätigkeit, mit welcher Brun diese Verfassung theils gegründet hatte, theils behauptete, regte mannichfaltige Feinde gegen ihn auf. Vor Allen dürsteten die vormals herrschenden Geschlechter, die bei der Umwälzung vertrieben worden waren, nach Rache. Sie verschworen sich endlich, durch Waffengewalt ihren Feind zu stürzen, ihn zu tödten und die alte Verfassung wieder herzustellen. Zu dem Ende verbanden sie sich mit dem Grafen Johann von Habsburg zu Rapperschwyl und anderen mächtigen Edlen, die der neuen Regierung gleichfalls abhold waren (1350). Allein der Anschlag zu dieser „Mordnacht" ward durch einen Zufall verrathen, durch Bruns Thätigkeit die Ausführung vereitelt, und die Theilnehmer, so viel davon in seinen Händen waren, mit Härte bestraft. Rapperschwyl, dessen Herr sein Gefangener geworden, ward von dem Bürgermeister eingenommen, und nicht lange darauf, da er es zu behaupten verzweifelte, schändlich und grausam vernichtet. Überzeugt, daß er durch alles dieses sich den Zorn Österreichs zugezogen, und also einen baldigen Krieg zu erwarten habe, wandte sich Brun 1351 an die

Waldstädte um Bund und Hülfe*). Zürch war diesen als Markt und Vormauer zu wichtig, als daß sie trotz der bedenklichen Umstände hätten anstehen sollen, die Bitte zu erfüllen, und als Herzog Albrecht mit allen seinen Dienstmannen und vielen Fürsten und Herren der vorderen Lande anrückte, um Zürch zu strafen, zog ungesäumt eine Schaar der Waldstädte der neuverbündeten Stadt zu Hülfe. Der Angriff ward durch Unterhandlungen verzögert, weil der Herzog zu langem Kriege noch nicht gerüstet war, aber seine Aufgebote führten den Bedroheten, statt ihnen Gefahr zu bringen, neue Verbündete zu.

Der Herzog mahnte nämlich auch die Glarner zum Kriege. Diese, längst schon über Österreichs Eingriffe in ihre Rechte mißvergnügt, und durch der Waldstädte Beispiel ermuthigt, weigerten sich, als durch ihr Verhältniß nicht dazu verpflichtet. Albrecht beschloß, sich ihrer zu versichern, weil er von ihren Thälern aus zugleich mit Vortheil in die Waldstädte dringen konnte. Sobald dieses bekannt wurde, vereinigten sich Schwyz, Uri, Unterwalden und Zürch, drangen mitten im November nach Glarus vor, und nahmen das Land ein, ohne Anstrengung, weil die Glarner sie bereitwillig empfingen. Der vertriebene Österreichische Landvogt Walther von Stadion wollte zwar mit einer bewaffneten Schaar das Land wiedergewinnen, aber auf dem Rütifeld unweit Näfels ward er mit den Seinigen niedergehauen, und Glarus förmlich in die Eidgenossenschaft aufgenommen (1352). Eben dieses geschah

---

*) „Durch diese That Bruns, sagt der berühmte Geschichtschreiber der Schweiz, wurden viele Städte und Landschaften nun seit fünftehalb hundert Jahren bei der Freiheit gesichert, und ohne sie hätte die Schweizerische Eidgenossenschaft (so groß und heilig sie durch sich selbst, so stark sie war durch den Muth ihrer Vertheidiger) im Laufe der Zeiten durch List oder Gewalt untergehen müssen."

mit Zug, als die Eidgenossen diesen in Österreichs Händen ihnen gefährlichen Ort in ihre Gewalt bringen wollten, und Albrecht die dringende Bitte der Zuger um Hülfe schnöde abwies: denn er glaubte, wenn er Zürch überwunden haben würde, den ganzen Bund leicht wieder zu zersprengen. Er vertraute seinem zahlreichen Heere, welches indeß durch Unterstützung und Zuzug vieler Fürsten und Herren, selbst des Kurfürsten Ludwig von Brandenburg, auf vier und dreißigtausend Streiter angewachsen war. Dennoch konnte diese überlegene, aber uneinige Menge gegen die Schweizerische Eintracht und Beharrlichkeit nichts ausrichten. Auch litt sie Mangel an Lebensmitteln. Daher nahm der Herzog gern den Frieden an, welchen der Kurfürst von Brandenburg zu Lucern vermittelte. Er behielt demselben zufolge, was er in Lucern, Schwyz und Unterwalden an Rechten besaß; Zug und Glarus verpflichten sich, ihm zu huldigen; und die Eidgenossen gelobten, ferner keine Bündnisse mit Österreichischen Städten und Ländern zu machen. Dagegen wurden sie bald darauf durch den Beitritt der Berner verstärkt, denen die Waldstädte schon dreizehn Jahre vor diesem Frieden Kriegshülfe geleistet hatten. Bern war nämlich nicht minder als diese ein Gegenstand des Hasses für die fürstlichen und Adels-Geschlechter der benachbarten Gebiete, und im Jahre 1338 schlossen sie einen großen Bund zur Zerstörung der verhaßten Stadt. Kaiser Ludwig selbst, den Bern unter dem Vorwande des päpstlichen Bannes anzuerkennen sich geweigert, schien ihre Erniedrigung zu wünschen, und Herzog Albrecht hoffte sie sich zuzueignen*).

*) „Wenn Bern damals untergegangen wäre, so würde das ganze Land von Bern, von Freiburg, von Solothurn und anderen Städten in ganz andern Zustand gekommen seyn; kaum war eine

In dieser Noth, der starken Macht ihrer Feinde blosgestellt, riefen die Berner die Waldstädte an, und erhielten eine Hülfe von neunhundert Streitern. Zu ihrem Feldhauptmann wählten sie einen trefflichen Mann, Rudolf von Erlach. Er war aus Bern gebürtig, aber auch zugleich Dienstmann des Grafen von Nidau, der an der Rüstung gegen Bern großen Antheil nahm. Um nun seiner Vaterlandsliebe folgen zu dürfen, ohne seinem Lehnsherrn treulos zu werden, bat er den Grafen um die Erlaubniß, heimzugehen. Ein Mann mehr oder minder, meinte dieser, verschlage ihm nichts. „Nun wohl, erwiederte Erlach, als einen Mann will ich mich zeigen." Und er hielt Wort. Bei Laupen kam es am 21. Julius 1339 zur Schlacht. Als die Feinde heranrückten, flohen Einige im Heere der Berner, und erregten dadurch unter den Übrigen Ungewißheit und Bestürzung. Erlach aber rief mit freudiger Miene: „Freunde, wir siegen, die Furchtsamen sind von uns!" und sofort, das Banner der Stadt in seiner Hand, drang er mit den Jünglingen, die den Kern seines Heeres ausmachten, in das feindliche Fußvolk ein, welches dem kräftigen Andrange nicht lange widerstand. Bald war mit Hülfe der Waldstädter ein vollständiger Sieg errungen. Die Freundschaft, welche damals geknüpft ward, führte 1353 einen Bund zwischen Bern und den drei Waldstädten herbei. So war der Bund der acht alten Orte, wie man sie nachmals nannte, vollendet, welche hundert acht und zwanzig Jahre keine anderen gemeinschaftlichen Bundesglieder aufnahmen. Nur die drei Waldstädte, der Eckstein des Ganzen, hatten mit den übrigen fünf Orten

---

Zeit größerer Gefahr oder von so wichtigen Folgen für alle Städte und Länder des Bundes der Schweizerischen Eidgenossen." Johann v. Müller.

feste Bündnisse, diese keine unmittelbaren unter sich, aber der gemeinschaftliche Freiheitsgeist hielt Alle zusammen. Es stand die Eidgenossenschaft jetzt in der schönsten Blüthe, voll innerer Stärke, deren sie auch bedurfte, weil noch immer ein kraftvoller Adel und die furchtbare Macht von Habsburg unermüdlich auf ihre Zerstörung sannen.

Der letzte Friede, den Albrecht geschlossen, dauerte daher nur sehr kurze Zeit. Der Herzog verlangte, daß Glarus und Zug ihren Bund mit den Waldstädten aufheben sollten, und da sie sich dessen weigerten, verklagte er sie bei dem damaligen Deutschen Könige Karl IV. Dieser versuchte anfangs eine gütliche Vermittelung, da aber die Eidgenossen sich seinem schiedsrichterlichen Spruche nur unter der Bedingung unterwerfen wollten, daß ihre Bündnisse vorbehalten würden, so ward Karl unwillig, und erklärte, weil Reichsglieder sich ohne das Reichshaupt gar nicht verbinden dürften, ihren Bund für ungültig. Doch die Eidgenossen blieben unerschüttert bei ihrem Beschlusse, daher 1354 ein Reichskrieg gegen sie zu Stande kam, der aber, wie die meisten ähnlichen Unternehmungen des gesammten Reichs, mit erstaunlichem Glanz und Gepränge angefangen, kraftlos geführt wurde, und von selbst aufhörte. Albrecht wollte zwar noch nicht ablassen, er warb funfzehnhundert Ungerische Reiter, und vertheilte sie auf seinen Besitzungen, um durch sie die Eidgenossen von verschiedenen Seiten beunruhigen zu lassen. Aber die räuberischen Ungern thaten seinen eigenen Unterthanen noch größern Schaden, so daß diese dringend verlangten, er solle Frieden machen, sonst würden sie sich ohne ihn mit den Eidgenossen vertragen. Dadurch wurde Albrecht endlich genöthigt nachzugeben, und unter des Kaisers Vermittelung Friedensunterhandlungen zu pflegen. Aber auch jetzt noch

wollte er durch zweideutige Worte im Friedebriefe die Eidgenossen überlisten und trennen, und Zürch, von Brun, der heimlich gewonnen war, geleitet, bot die Hand dazu. Aber Schwyz vereitelte mit redlicher Gradheit und Kraft alle diese Bemühungen, und es ward endlich durch die Vermittelung des Freiherrn von Thorberg ein nachmals meist immer auf drei Jahr erneuerter Waffenstillstand geschlossen (1356). Albrecht war freilich so aufgebracht über diesen Ausgang der Dinge, daß man in seiner Nähe die Schweizer nicht nennen durfte; doch außer seinen Gichtschmerzen drückte ihn nun auch Altersschwäche ganz nieder, er zog sich von allen Geschäften zurück und starb bald nachher (1358). Aber der Haß, den er gegen die Eidgenossen gehegt, überlebte ihn; die Spannung zwischen dem durch Österreich vertretenen und geführten Adel auf der einen und den Bürgern und Landleuten auf der andern Seite dauerte fort, und führte nach einiger Zeit zu einem neuen Ausbruch des Kampfes.

---

18. Deutschland unter Karl dem Vierten.

(1347—1378.)

Der Zwiespalt zwischen Kirche und Reich, und der Kampf der Parteien in dem letztern, wurden durch den Tod des Kaisers Ludwig nicht sogleich geendigt; Haß und Furcht blieben noch in den Gemüthern. Die Städte, die als treue Anhänger Ludwigs dem Gegenkönige Karl und der Kirche getrotzt, fürchteten für ihre Freiheiten und Rechte; das Haus des verstorbenen Kaisers war besorgt um die Vortheile, welche es unter der Regierung desselben erworben

hatte. Beide mußte der neue König gewinnen und beruhigen, wenn er den Thron behaupten wollte.

Karl lösete diese Aufgabe in seiner Weise. Als Kind mit seiner Mutter von einem argwöhnischen Vater im Kerker gehalten, dann am Französischen Hofe erzogen, und mit der Art des päpstlichen durch eigene Anschauung bekannt, endlich schon als sechszehnjähriger Knabe von seinem Vater mitten unter die Italienischen Ränke gestellt, hatte sich in ihm weniger jene ritterliche, kampflustige und abenteuerliche Sinnesart seines Großvaters Heinrich und seines Vaters entwickelt, als vielmehr eine große Besonnenheit und kluge Gewandtheit, Menschen und Verhältnisse zu seinem Vortheile zu behandeln. So bestand er denn auch diesen Kampf weniger mit den Waffen als durch geschickte Leitung der Unterhandlungen. Die Städte ließen sich am ersten durch Versicherungen gewinnen, die er ihnen wegen ihrer Reichsfreiheit ausstellte; und so hatte er ganz Schwaben für sich, da die dortigen Landherren, besonders Graf Eberhard der Greiner von Würtemberg, sich schon für ihn erklärt hatten. Dann verband sich das Haus Österreich mit ihm, da beide einen gemeinsamen Vortheil hatten.

Indeß bemühten sich seine Hauptfeinde, die Baierischen Fürsten, aus allen Kräften, einen Gegenkönig aufzustellen. Sie fielen zuerst auf Eduard **III.**, König von England, der durch seine Macht, seine persönliche Tüchtigkeit und sein feindliches Verhältniß zu Frankreich am geeignetesten dazu zu seyn schien, und am 7. Januar 1348 ward er auf einer Versammlung zu Oberlahnstein, unter dem Vorsitze des vom Papste abgesetzten Erzbischofs von Mainz (oben S. 387.), von diesem und den Botschaftern von der Pfalz, von Brandenburg und von Sachsen-Lauenburg zum Römischen Könige gewählt. Allein Eduard, der des

Schicksals König Richards von Cornwallis eingedenk seyn mochte, und erkannte, wie schwankend ein auf die Leidenschaften einer Partei gegründeter Thron sey, war bedenklich. Karl ermangelte nicht ihn in diesen Zweifeln, die das Parlament theilte, zu bestärken; er schickte den jungen Grafen von Jülich, Eduards Neffen, zu ihm, und dies hatte den gewünschten Erfolg, daß dieser, überdies noch mit dem Kriege gegen Frankreich beschäftigt, die angetragene Krone ausschlug. Dadurch von einer bedeutenden Sorge frei, konnte Karl sich ungehinderter gegen das Bairische Haus selbst wenden, das eben damals mit einem Trugbilde, dem der vielfältige Haß gegen dasselbe Leben verlieh, einen gefährlichen Kampf bestand. Es trat nämlich ein Mann auf, welcher behauptete, jener seit 1319 todt geglaubte Markgraf Waldemar von Brandenburg (oben S. 372.) sey nicht gestorben, sondern ein Anderer statt seiner zum Schein begraben; er selbst sey es, der jetzt aus dem gelobten Lande zurückkehre, wohin er von Gewissensunruhe getrieben, eine Pilgerreise gemacht habe. Er komme jetzt, sein Land, das fremden und für das Wohl desselben wenig besorgten Herren zu Theil geworden sey, aus der Schmach und dem Druck zu retten. Höchst wahrscheinlich hatten die Fürsten von Anhalt und Sachsen, welche wegen ihrer Stammverwandtschaft mit dem Ascanischen Hause vergebliche Ansprüche auf Brandenburg gemacht hatten, und die Vereitelung dieser Hoffnung noch immer nicht verschmerzen konnten, diesem Manne seine Rolle eingelernt. Einer Sage nach war er Knecht am Hofe Waldemars und in der Folge zu Hundelust unweit Zerbst Müller gewesen, und hieß Jacob Rehbock.

Am Hofe des Erzbischofs von Magdeburg trat er zuerst auf, und von hier aus suchte er die gegen die Bairische Herrschaft schon längst aufgeregten Gemüther durch Ver-

sprechungen zu gewinnen. Der Erfolg war glänzend. Viele Geistliche, Ritter und Städte erklärten sich für ihn. Als er endlich selbst im Lande erschien (Aug. 1348), ward er überall mit Jubel empfangen. Bald hatte der Kurfürst Ludwig in den Marken nur noch die Städte Spandau, Briezen (daher Treuenbriezen) und Frankfurt, und einen kleinen Theil des Adels auf seiner Seite, und der vorgebliche Waldemar ging mit einem durch Mecklenburger und Sachsen verstärkten Heere auf Frankfurt los, wo Ludwig sich selbst befand, um den Eingang zur Neumark zu verfechten. Unter diesen Umständen eilte nun auch Karl, diesen seinen Absichten so günstigen Feind des Wittelsbachischen Hauses zu unterstützen. Er erschien selbst in dem Lager desselben bei Heinrichsdorf auf dem Wege nach Frankfurt, und nachdem er die Zeugnisse der gegenwärtigen geistlichen und weltlichen Fürsten von der Ächtheit desselben angehört, ertheilte er ihm die feierliche Belehnung mit Brandenburg. Aber Ludwig widerstand in Frankfurt dem feindlichen Heere, nöthigte es zum Rückzuge, und rettete dadurch nicht allein die Neumark, sondern gewann auch einen Theil des Verlorenen wieder.

Sobald er dadurch Luft bekommen hatte, erneuerte er, und zwar jetzt mit um so größerer Erbitterung, seine früheren Versuche, Karl durch Aufstellung eines Gegners vom Throne zu stoßen. Er wandte sich zuerst an den Markgrafen Friedrich von Meißen, seinen Schwager. Aber dieser, der kränklich und schwach war, schlug das Anerbieten aus, und zog den sichern Gewinn von zehntausend Mark, welche Karl ihm bot, dem unsichern Glanze der Krone vor. Endlich fiel Ludwig auf den Grafen Günther von Schwarzburg, der bei seinem Vater, dem verstorbenen Kaiser, in Krieg und Frieden vielfach gebraucht und ein zu allen küh-

nen Unternehmungen aufgelegter, in vielen Kriegshändeln erprobter Mann war. Dieser nahm die Krone an, unter der Bedingung, daß die Kurfürsten erklärten: Karl sey einstimmig oder doch von der Mehrzahl verworfen, ihn aber wollten sie ohne Bestechung erwählen und berufen. Nachdem er hierüber die bündigsten Versicherungen erhalten hatte, wurde er von den dem Baierischen Hause ergebenen Kurfürsten am 30. Januar 1349 zum Könige gewählt, und erhielt von den Rheinischen Pfalzgrafen noch überdies die heiligsten Versicherungen, daß sie ihm Beistand leisten und sich ohne seine Einwilligung weder mit Karl noch mit dem Papste vertragen wollten. Sein Kriegsruhm, seine Schätze, die Früchte vieler glücklichen Kämpfe, und die Gunst seiner Anhänger, versammelten bald seine alten Waffengenossen und andere kriegslustige Schaaren um ihn, und unerschrocken rückte er in das Feld zur Behauptung seiner Krone. So wenig fürchtete er, seinem Mitbewerber auf diesem Wege zu begegnen, daß er, als Karl Cassel bei Mainz zum Sammelplatz seiner Schaaren bestimmte, an demselben Orte gleichsam zum Spotte ein Turnier anordnete.

Aber sein Gegner kämpfte gegen ihn mit anderen Waffen, als er zu handhaben verstand. Er untergrub den Boden, auf dem Günther fest zu stehen glaubte, nämlich die Treue seiner Anhänger. Zuerst gewann er den Pfalzgrafen Rudolf, dessen Tochter er seine Hand bot. Dadurch eröffnete er sich den Weg zur weitern Aussöhnung mit dem ganzen Baierischen Hause, so daß Günther bald von Allen verlassen ganz allein da stand. Zwar würde dieser, erbittert über solche Künste und eine solche Treulosigkeit, auch jetzt noch nicht gewichen seyn, sondern seiner Tapferkeit vertraut haben, aber seiner kühnen Seele wurde nun

auch der eigene Körper ungetreu. Er erkrankte plötzlich, und obgleich dies zu einer Zeit geschah, wo eine fürchterliche Pest *) ganz Europa durchzog und fast die halbe Bevölkerung von Deutschland wegraffte, so wurde es doch den giftmischenden Künsten **) seiner Feinde zugeschrieben, welche den Vortheil davon zogen. Denn nun vertrug sich Günther mit Karl zu Eltvil, und überließ ihm gegen eine Summe von zwanzigtausend Mark Silbers seine Ansprüche auf die Krone, deren Glanz seinen Tod noch verherrlichte; denn als er bald darauf am 14. Junius 1349 zu Frankfurt starb, ward ihm ein feierliches Leichenbegängniß gehalten, wobei zwanzig Reichsgrafen seine Bahre trugen und Karl selbst mit vielen anwesenden Fürsten folgte. Seine ehemaligen Freunde und Feinde verglichen sich nun über die noch obwaltenden Streitpuncte völlig. Karl entsagte allen Ansprüchen auf Tyrol, Kärnthen und Görz, wogegen Ludwig die ehemals zu Brandenburg gehörige Oberlausitz an Böhmen überließ. Und nachdem er sich durch eine zum Schein angestellte abermalige Untersuchung von der Unächtheit des vorgeblichen Waldemar willig hatte überzeugen lassen, ertheilte er Ludwig die Belehnung mit den Marken, und verhieß, ihn mit dem Papste auszusöhnen, zu dessen Verdrusse Karl, auf ausdrückliches Verlangen der Wittels-

*) Die Erscheinungen dieser großen Pest und ihre Wirkungen auf die Gemüther in Italien hat Boccaccio in der Einleitung zu seinem Decamerone vortrefflich beschrieben. In Deutschland wirkte sie in den Gemüthern theils ein heftiges Aufflammen des Hasses gegen die Juden, deren in Österreich, Franken und in den Rheinländern Viele erschlagen wurden, theils einen Hang zu blutiger Selbstzerfleischung, wie die in großen Haufen umherziehenden Geißler sie unter Absingung von Bußliedern an sich übten.

**) Man beschuldigte einen berühmten Frankfurtischen Arzt, Freidank, daß er ihm das Gift in einem Heiltranke gereicht habe. Das Gerücht setzte also doch selbst voraus, daß Günther schon krank war.

bacher, noch einmal förmlich gewählt und gekrönt worden war. Die Brandenburgischen Städte aber zeigten eine so feste Anhänglichkeit an den Mann, welcher ihnen das Glück der Ascanischen Zeiten zurückzubringen verheißen hatte, daß gegen sie die Waffen ergriffen werden mußten. Dies erfüllte den Kurfürsten Ludwig mit einem solchen Verdruß, daß er die Herrschaft über so unwillige Unterthanen 1351 seinen jüngeren Brüdern Ludwig dem Römer und Otto überließ, und sich dafür Oberbaiern, das ihm wegen der Grafschaft Tyrol bequemer gelegen war, nahm. Der vorgebliche Waldemar verließ erst 1355 Brandenburg und begab sich nach Dessau, wo ihn die Anhaltischen Fürsten bis an seinen Tod als ächten Markgrafen behandelten.

Karl wollte nun zu der Deutschen Krone auch den Glanz der kaiserlichen fügen, und beschloß deshalb seinen Römerzug anzutreten. Wie er aber überall, seiner ganzen Gemüths- und Denkungsart nach, jener an die Stelle der großartigen Bestrebungen der Hohenstaufen getretenen, Alles schlau und klug berechnenden Staatskunst huldigte, die Kleines durch kleine Mittel zu erlangen suchte, so strebte er auch hier nach keinem andern, als dem allernächsten Zwecke. Mit einer kleinen Schaar brach er 1354 auf. In Mailand ließ er sich von den Visconti festlich empfangen und bewirthen, statt sie, wie die Gegner derselben hofften und wünschten, zu bekriegen; er nahm die Lombardische Krone, mit welcher er feierlich in der Kirche des heiligen Ambrosius gekrönt wurde, fast als ein Geschenk der Mailändischen Herren, die viele tausend Reiter und Fußgänger vor seinem Zimmer in Mailand vorüberziehen ließen, dem Vorgeben nach, ihn zu ehren, in der That aber, ihm den Unterschied zwischen ihrer Macht und seinem Titel zu zeigen. Eben so empfing er die kaiserliche Krone zu Rom

am ersten Ostertage des Jahres 1355, wie ein Geschenk des Papstes, dem zu gefallen er die Römer abwies, welche ihm die Oberherrschaft über ihre Stadt antrugen, und noch am Abend desselben Tages Rom verließ, weil er, unter vielen anderen Versprechungen, die er dem heiligen Stuhle gethan als er durch dessen Einfluß gewählt wurde, auch gelobt hatte, nicht länger als einen Tag in Rom zu bleiben, und sich desselben nicht zu bemeistern. Diese Ursache gab er wenigstens an; die wahre scheint gewesen zu seyn, daß er der Zudringlichkeit der Römer entgehen wollte.

Nachdem er so den Zweck seines Römerzuges erreicht, verließ er Italien, beladen mit den Verwünschungen aller Derer, die ihn weder für ihre Leidenschaften, noch, wie Petrarca, für ihre Träume, hatten gewinnen können, und mit den Gaben Derer, welche der Reliquie des Römischen Kaisertitels noch opferten, wie die Florentiner, welche sich mit 100,000 Goldgulden von dem Bann und der Acht loskauften, welche einst sein Großvater Heinrich VII. über sie ausgesprochen hatte. Indem er es auf diese Weise verschmähte, in Italien nach gefährlichem oder trügerischem Ruhme zu streben, beschloß er bei seiner Rückkehr, sich um Deutschland ein Verdienst zu erwerben, wie es die Zeit und die Umstände möglich machten.

Dies geschah durch die Bekanntmachung der goldenen Bulle. Auf zwei Reichstagen, zu Nürnberg (Januar 1356) und zu Metz (December 1356) wurde dieses Reichsgrundgesetz zu Stande gebracht, dessen Hauptzweck war, dem Streit und Zwiespalt entgegenzuwirken, welche schon seit langer Zeit fast jede Königswahl zu einer Quelle von Unruhen und Unglück für Deutschland gemacht hatten. Es wurde daher in dieser berühmten Urkunde nicht allein die ganze äußerliche Feierlichkeit der Wahl festgesetzt, son-

dern vor allem die Verhältnisse der zu derselben Berechtigten, der Kurfürsten, deren Unbestimmtheit bisher Streit erzeugt hatte, gesetzlich geordnet. So war bis jetzt die Führung der Kurstimme immer streitig gewesen, theils zwischen den verschiedenen Zweigen kurfürstlicher Häuser, wie zwischen Sachsen-Lauenburg und Sachsen-Wittenberg, theils zwischen den verschiedenen Gliedern einer Familie, wie damals in der Pfälzischen zwischen Ruprecht dem ältern und dem jüngern; oder sie hing von willkührlichen Verträgen ab, wie im Brandenburgischen Hause sich Ludwig der Ältere die Kurstimme vorbehalten hatte, als er seinen Brüdern das Land überließ, oder wie im Baierischen, wo Kaiser Ludwig eine Abwechselung in der Stimmführung zwischen Pfalz und Baiern festgesetzt hatte. Es wurde jetzt bestimmt, daß die Kurstimme nur an dem unzertrennlichen Kurlande nach dem Erstgeburtsrecht haften sollte, die streitige Sächsische an Wittenberg, und die Baierische an der Pfalz. Die Kurfürsten, „die sieben Leuchter, wie es im Eingange heißt, welche das heilige Römische Reich in Einheit des heiligen Geistes erleuchten sollen,“ wurden vor den anderen Fürsten ganz besonders hervorgehoben und ihre Vorrechte gesetzlich bestimmt. Von ihrer Einigkeit und ihrem Einflusse erwartete Karl vorzüglich den ruhigen und gesetzlichen Bestand des Reichs. Aber durch die einseitige Begünstigung dieser Fürsten gegen die übrigen Reichsstände konnte dieser Zweck nicht erreicht werden. Das seit dem Falle der Hohenstaufen tief gesunkene, durch Rudolf und Albrecht von Habsburg wieder einigermaßen gehobene, unter den Zerrüttungen der vorigen Regierung aber von neuem erschütterte Ansehn des Reichsoberhaupts hätte durch Gesetze begründet, das ganze Verhältniß der immer mehr zur Unabhängigkeit emporwachsenden Fürsten zum Deut-

schen Könige fest bestimmt werden müssen, wenn die goldene Bulle ein wahrhaftes Reichsgrundgesetz hätte werden sollen. Aber Karl versprach sich weder von dem Kampfe, den ein solcher Versuch herbeigeführt haben würde, einen glücklichen Ausgang, noch war er seiner Gemüthsart nach zu Wagnissen geneigt. Destomehr gefiel er sich in dem außerordentlichen Prunke, mit welchem er die Feier der Bekanntmachung seiner goldenen Bulle zu Metz beging. Wichtiger als alle Bestimmungen dieses Gesetzes war es fast, daß die Bestätigung des von den Kurfürsten gewählten Königs von Seiten des Papstes nicht darin erwähnt, und also stillschweigend für eine Anmaßung erklärt wurde. Noch waren Karls Absichten zwar gegen die Verbindungen gerichtet, welche die Städte zum Ärger der Fürsten und Herren mit mittelbaren Ständen und abhängigen Personen eingingen. Deswegen verbot er in der goldenen Bulle bei strenger Ahndung die Aufnahme von dergleichen Personen, besonders der sogenannten Pfahlbürger, wie man die nannte, welche sich zu Bürgern in Städten aufnehmen ließen, ohne doch in denselben zu wohnen. Allein diese Verbote erreichten ihren Zweck nicht. Noch war, besonders in den oberen Landen, der Kampf zwischen Fürsten, Adel und Städten, an welchem Karl selbst als Partei Theil nahm, und der in der Geschichte der nächsten Regierung noch mehr hervortritt, zu frisch und mächtig, als daß die ungewichtige Kraft eines kaiserlichen Verbots die ringenden Kräfte hätte bändigen können. Die Städte, welche für ihre Freiheit und ihr Daseyn kämpften, suchten eben so wie der niedere Adel in Verbindungen ihre Kräfte gegen die Fürsten zu stärken, da diese, wie besonders die Grafen von Würtemberg in Schwaben, auf Kosten Beider an der Vergrößerung ihrer Hausmacht arbeiteten.

Dieses Streben nach Vergrößerung ging übrigens durch ganz Deutschland, und erregte die mannichfachsten Bewegungen auch unter den Fürsten selbst. Jeder benutzte die Gelegenheit dazu oder führte sie herbei, und daß die Kaiser hier selbst am thätigsten waren, hat die Geschichte derselben seit Rudolf von Habsburg gezeigt. Karl folgte diesem Beispiele, und war darin sehr glücklich. Die wichtigste Erwerbung, die er machte, war die der Mark Brandenburg, welche, mit Mühe von Kaiser Ludwig erworben, doch nur kurze Zeit bei dessen Geschlechte blieb *). Karl benutzte eine Spannung, die zwischen Ludwig dem Römer und Otto von Brandenburg und ihrem Bruder Stephan in Niederbaiern herrschte, um sich von Jenen auf den Fall ihres kinderlosen Abgangs die Erbfolge versprechen zu lassen. Dieser Fall war nahe daran einzutreten, da Ludwig 1365 ohne Erben starb, und Otto in einer kinderlosen Ehe mit der Tochter des Kaisers, Anna, lebte. Aber dieser, ein Fürst ohne Kraft und Selbstthätigkeit, wie es sein Beiname der Finne oder Faule bezeichnet, und von fremden Einflüssen abhängig, bereuete seinen Vertrag mit Karl, und traf Anstalten, die Mark seinem Hause zu erhalten. Doch der Kaiser eilte mit bewaffneter Macht nach Brandenburg (1373), und zwang den schwachen Kurfürsten, ihm noch bei seinen Lebzeiten das Land gegen ein Jahrgehalt abzutreten. Die Niederlausitz hatte er schon früher mit Erlaubniß der Brandenburgischen Kurfürsten, von dem Markgrafen von Meißen als Pfandinhaber ein-

---

*) Auch Tyrol, um welches Ludwig die Ruhe seines Lebens zum Theil aufgeopfert hatte, ging eben so bald verloren. Margarethe Maultasche, die ihren Gemahl Ludwig den Ältern und auch ihren einzigen Sohn Mainhard überlebte, schenkte nach dem Tode des Letztern (1363) diese ihre Grafschaft dem Herzoge Rudolf von Österreich, einem Sohne Albrechts des Weisen.

gelöset. Endlich hatte er auch den Plan seines Vaters Johann vollendet, alle Schlesische Fürsten in Lehnsabhängigkeit zu bringen, indem er sich zum dritten Male mit der Erbtochter des Herzogs Bolko II. von Schweidnitz und Jauer, der allein noch seine Unabhängigkeit behauptete, vermählte, und dadurch den künftigen Heimfall dieser beiden Fürstenthümer an sein Haus bewirkte.

Alle diese Erwerbungen verleibte er seinem geliebten Böhmen ein, und in diesem Ganzen, besonders in dem letztern Lande, entwickelte er als Regent Eigenschaften, deren ersprießlichen Wirkung Deutschland aus den oben schon angegebenen Gründen sich nicht zu erfreuen hatte *). Dort, im ganzen Umfange seines Erbreiches, bewirkte er innern Frieden und Sicherheit. Er selbst durchzog das Land, und bemächtigte sich der Burgen, von denen aus die Landstraßen durch Räubereien unsicher gemacht wurden. In dem Schooße dieser Sicherheit sollten Handel und Verkehr blühen, wozu er die zweckmäßigsten, und als auch Brandenburg erworben war, die umfassendsten Anordnungen traf.

Aber neben und über den irdischen Schätzen wurden auch die geistigen nicht vergessen. Fromm in dem Sinne seiner Zeit machte er viele geistliche Stiftungen, und sammlete heilige Reliquien für seine Böhmischen Kirchen; selbst gelehrt und wissenschaftlich gebildet **), gründete er zu Prag eine Universität, die älteste in Deutschland (1348), „damit seine Böhmen nicht mehr genöthigt würden, ihren

*) Quamvis autem modicam pacem Germanis, magnam tamen procurat Bohemis, sagt Albrecht von Strasburg.

**) Er sprach Lateinisch, Französisch und Italienisch, und schrieb Auslegungen der Bibel. Als er einst einer Prüfung der Studirenden beiwohnte, und seine ungeduldigen Hofleute nach dem Essen verlangten, verwies er sie zur Geduld, und sagte, dies sey seine Lieblingsspeise.

unabläßigen Heißhunger nach den Früchten der Wissenschaft durch Betteln bei den Ausländern zu stillen."

So blühete von allen seinen ihm unmittelbar unterworfenen Ländern vorzüglich Böhmen herrlich auf; aber er schien zu ahnen, daß sein Nachfolger in diesem Sinne nicht fortfahren würde, und noch kurz vor seinem Ende, als er von seinem Prager Schlosse herab auf die Stadt blickte, sagte er mit Thränen im Auge: „ich fürchte, daß meine Söhne die Böhmen um der Deutschen willen hassen werden; wüßte ich welcher, er sollte von meiner Hand den Tod empfangen." Er starb am 20. Nov. 1378 und leider endete mit seinem Leben auch die ruhige und glückliche Entwickelung Böhmens. Die Regierung seines ältesten Sohnes Wenceslaus, der dieses Königreich nebst Schlesien erhielt (die Mark Brandenburg bekam der zweite, Siegmund, die Lausitz der dritte, Johann) war in jeder Hinsicht verderblich und störend, und eben so wenig für die Böhmen ersprießlich, als für die Deutschen, die ihn noch bei Karls Lebzeiten auf dessen Wunsch als Nachfolger anerkannt hatten.

---

19. Italien bis auf den Tod Karls IV.

Dieses Land blieb der Schauplatz von unaufhörlichen Kämpfen des Parteihasses, des Ehrgeizes und der Herrschsucht, die um so heftiger tobten, weil das heiße Blut und die glühende Leidenschaft Alles weit rascher durch einander bewegten, und oft die ärgsten Frevel erzeugten. Nachdem die Macht Johanns von Böhmen wie ein Meteor kurze Zeit geglänzt hatte und dann in nichts zusammengesunken

war, erregte der kühne Ehrgeiz des Mastino della Scala, welcher in seinem Streben nach Vergrößerung auch seiner bisherigen Bundesgenossen nicht schonte, allgemeine Besorgniß. Florenz, dem er Lucca entrissen, und in dessen Gefahr alle Guelfen die ihrige sahen, Venedig, welches er durch willkührliche Zölle auf dem Po beeinträchtigte, und selbst die vorzüglichsten Gibellinischen Häupter, wie Azzo Visconti und Gonzaga, verbanden sich 1337 wider ihn, und zwangen ihn, alle seine Eroberungen wieder fahren zu lassen. Doch nun erhob sich in Azzo Visconti ein nicht weniger gefährlicher Gegner der unabhängigen Staaten Italiens. Er starb zwar schon 1339, aber sein Oheim und Nachfolger Lucchino Visconti erbte mit seiner Macht auch seine Absichten. In den Krieg, welchen Florenz damals mit Pisa wegen Lucca führte, mischte er sich und half den Pisanern zu dieser Stadt, in der Hoffnung, sie späterhin selbst zu gewinnen. Noch ausgedehntere Entwürfe verfolgte nach Lucchino's Tode (1349) sein Bruder Johann, der zugleich Erzbischof von Mailand war. Mit dem Schwerte in der einen und dem Bischofsstabe in der andern Hand, erwiederte er dem päpstlichen Gesandten, der ihn aufforderte, das eine oder das andere fahren zu lassen, stolz und kühn, er wolle mit dem Einen das Andere vertheidigen. Mit beiden schien er auch allen Mächten Italiens überlegen zu seyn, und strebte nach nichts Geringerm als nach der Herrschaft über die ganze Halbinsel, wobei die Umstände ihn im hohen Grade zu begünstigen schienen.

Neapel war seit dem Tode Roberts und der Ermordung des Andreas (oben S. 386), von der Höhe gestürzt, von welcher herab der erste und zweite Karl und Robert das Schicksal des ganzen Italiens geleitet oder bestimmt

hatten. Der König von Ungern, Ludwig, war als Rächer seines ermordeten Bruders 1348 in Italien eingerückt, und ohne irgendwo Widerstand zu finden, an den Grenzen Neapels erschienen, wo die Königin Johanna durch ihre Verheirathung mit Ludwig von Tarent, den man für einen Mitschuldigen an dem Morde des Andreas hielt, das Volk noch weit mehr wider sich aufgebracht hatte. Da sich Niemand regte, um für sie gegen den furchtbar drohenden Feind die Waffen zu ergreifen, schiffte sie sich mit ihren Freunden und Schätzen nach der ihr gehörigen Provence ein, und Ludwig ward ohne Schwertschlag Herr des Königreichs.

Aber sobald er nach Ungern zurückgekehrt war, verlangte der ewige Wankelmuth der Neapolitaner wieder nach der geflüchteten Königin. Von den Wünschen des Volks unterrichtet, kehrte sie noch in demselben Jahre in ihre Hauptstadt zurück, und suchte mit Hülfe Deutscher Soldtruppen den Ungern die von ihnen besetzten Theile des Reichs zu entreißen. Das ganze Land erlag unter der Habgier, Gewaltthätigkeit nnd Mordsucht der beiderseitigen fremden Söldnerhaufen, die, wenig geneigt sich zu bekriegen, darin einverstanden waren, das ganze Land auszuplündern. Im Jahre 1352 kam zwar ein Friede zwischen Johanna und Ludwig zu Stande, unter des Papstes Vermittlung, der nach angestelltem förmlichem richterlichem Verfahren, die Königin für unschuldig an dem Morde des Andreas erklärt hatte. Ludwig räumte Neapel, und verschmähte dreimal hunderttausend Goldgulden, welche der Papst ihm als Schadenersatz zuerkannt hatte, weil er Gerechtigkeit, nicht Gewinn gesucht. Aber Neapels Kräfte waren erschöpft. Das Land ward durch den Ungehorsam der mächtigen Barone und die Räubereien der Söldner=

rotten, die ihr Wesen fortwährend trieben, verwirrt, und die Regierung richtete, was ihr an Kraft und freier Selbstthätigkeit übrig blieb, auf Sicilien, das, gleichfalls auf's tiefste zerrüttet und erschöpft, eine leichte Beute zu werden schien. Die Angelegenheiten des übrigen Italiens verlor die Königin darüber ganz aus den Augen.

Von dieser Seite durfte daher Visconti keine Hindernisse für das Wachsthum seiner Macht fürchten. Er hatte sie eben wieder durch die Erwerbung des durch innere Parteiungen zerrissenen Bologna erweitert, ohne Scheu vor dem Papste, den er durch Geldsummen zu beschwichtigen wußte. Mastino della Scala, dessen Geist er noch zu fürchten gehabt hätte, starb plötzlich 1351, und seine drei Söhne erbten seine Herrschaft, aber nicht seinen Geist. Die sämmtlichen kleinen Gibellinischen Häupter hatte Visconti durch die Versicherung an sich geknüpft, daß es jetzt an der Zeit sey, den Guelfischen Namen zu vernichten, ja es gelang ihm, sich Genua zu unterwerfen. Denn diese Stadt, von ihrer steten Feindin und Nebenbuhlerin, Venedig, damals in einem mit großer Erbitterung geführten Kriege auf's äußerste bedrängt, von einer schweren Niederlage auf dem Meere erschöpft, im Innern durch den Parteikampf des Adels uud des Volks zerfleischt, und von Hunger bedroht, sah aus dieser vielfachen Noth keinen andern Ausweg, als den, sich in den Schutz des mächtigen Herrschers von Mailand zu begeben (1353). Der Erzbischof nahm förmlich Besitz von Genua; den Venetianern, welche ihm darüber den Krieg ankündigten, und mehreren Lombardischen Häuptern, welche sich an sie anschlossen, um eine Macht, die Alles zu verschlingen drohte, zu unterdrücken, widerstand er glücklich. Obschon die Verbündeten durch Anwerbung der wüthenden Söld-

nerrotte des Fra Moriale*) ihre Macht auf dreißigtausend Mann gebracht hatten, konnten sie doch nichts Bedeutendes ausrichten. Vielmehr stand Visconti den Fürsten und Republiken, besonders den Florentinern, noch eben so furchtbar wie vorher gegenüber, und sann auf neue Vergrößerungs-Pläne, als sein plötzlicher Tod (1354) Alles veränderte.

Die nächste Folge desselben war ein Friede mit Venedig, welches jetzt gleichfalls der Ruhe bedurfte; aber die Lombardischen Häupter glaubten ihre Absichten gegen die drei Neffen des verstorbenen Erzbischofs, Matteo II., Bernabo und Galeazzo II. Visconti, jetzt um so besser durchsetzen zu können, und griffen sie von allen Seiten an. Besonders thätig war der Markgraf von Montferrat, Johann II., der ihnen Asti, Novara, Chieri, Chierasco nahm. Das wichtige Bologna ward ihnen durch die Treulosigkeit ihres eigenen Statthalters, des Johann von Oleggio, entrissen; Pavia vertheidigte unter der Leitung des für sein Vaterland begeisterten und begeisternden Augustinermönchs Jacob Bussolari seine Freiheit gegen sie; Genua kündigte ihnen den Gehorsam auf, und machte sich wieder unabhängig. Auch trat der Cardinallegat Albornoz ge-

---

*) Solche Söldnerrotten waren damals besonders in Frankreich und Italien häufig. Sie wurden von den kriegenden Parteien in Sold genommen, dienten aber, da sie nur auf Beute ausgingen, keiner treu. Sie raubten und plünderten furchtbar, und setzten im Frieden, wenn sie entlassen waren, dieses Leben, zum großen Jammer der armen unglücklichen Landeseinwohner fort. Der oben erwähnte Haufe des Moriale bestand zum Theil aus Deutschen und anderen Fremden, zum Theil aus Italienern, und bildete einen förmlichen, kleinen beweglichen Staat. Moriale aber herrschte mit großer Macht und Strenge; er hatte einen Rath neben sich, und mancherlei Beamte, z. B. einen besondern Schatzmeister. Es dienten Männer vom besten Deutschen Adel unter ihm.

gen sie auf. Diesen hatte Innocenz VI., der Nachfolger des 1352 gestorbenen Clemens VI., nach Italien gesandt, um den Kirchenstaat wieder zu gewinnen, in den sich eine Anzahl kleiner Herrscher, die Malatesta in Rimini, die Polenta in Ravenna, die Manfredi in Faenza, die Ordelaffi in Forli, und A. m. getheilt hatten. Die Meisten derselben hatte Albornoz schon entweder ganz verjagt, oder dem päpstlichen Stuhle zinspflichtig gemacht*) und dem Bunde trat er um so lieber bei, weil die Visconti die Vertriebenen schützten und selbst nach diesen Besitzungen strebten. Doch wußten Galeazzo und Bernabo (Matteo war gestorben) der vielfach drohenden Gefahr durch schlaue Unterhandlungskünste zu entgehen. Es gelang ihnen, den vielköpfigen Bund aufzulösen, indem sie sich mit Einzelnen vertrugen, und das Verlorne zum Theil wieder zu gewinnen. Aber sofort arbeiteten sie wieder an ihren früheren Vergrößerungsplänen, und da sie besonders nach Bologna begierig trachteten, reizten sie Urban V., den Nachfolger des 1362 gestorbenen Innocenz VI. wider sich auf. Da Bernabo die an ihn geschickten päpstlichen Gesandten auf das ärgste mißhandelte und von der Geistlichkeit die ansehnlichsten Summen erpreßte, bannte ihn

*) Den meisten Widerstand that ihm Ordelaffi, ein wilder, grausamer Tyrann. Seit 30 Jahren lebte er im Banne. Sieben Priester, die nicht gegen das Interdict handeln wollten, ließ er lebendig schinden. Seine Gemahlin, Donna Cia, glich ihm wenigstens an Kühnheit und Kraft. Sie vertheidigte mit Hartnäckigkeit Cesena von den Mauern herab gegen den päpstlichen Legaten. Als dieser ihren Vater hineinschickte, ihr ehrenvolle Bedingungen anzutragen, wies sie denselben zurück und sagte ihm, als er sie einem Manne gegeben, habe er ihr befohlen, nur diesem zu gehorchen. Nur erst als die Mauern, durch Minen untergraben, und die Treue ihrer Söldner zu wanken begannen, ergab sie sich, wobei sie Allen freien Abzug ausmachte, nur sich selbst nicht.

Urban, und ließ in Deutschland und Italien das Kreuz gegen ihn predigen; sein Legat Albornoz brachte einen neuen Bund der Lombardischen Herren gegen die Visconti zu Stande. Aber diese, obschon im Kampfe nicht glücklich, ermüdeten die Gegner, und 1364 ward Friede geschlossen. Nicht lange, so begann das alte Spiel wieder, und die Verbündeten sahen sich von neuem genöthiget zusammenzutreten (1368), dießmal außer dem Papste auch durch die Königin von Neapel und den Kaiser verstärkt. Urban verließ sogar deshalb, trotz aller Vorstellungen seiner Französischen Cardinäle und des Königs von Frankreich, das mit allen Reizen eines friedlichen Genusses lockende Avignon; Karl IV. führte eine Schaar Böhmischer, Polnischer und Deutscher Krieger herbei (1368). Aber obschon die große Söldnerrotte unter Bernabo's Sohne beim Eindringen in Neapel geschlagen und fast gänzlich aufgerieben wurde, spotteten die beiden Brüder doch auch diesesmal ihrer Feinde, und nach einem kurzen Kriege bot der Kaiser die Hand zum Frieden, in welchem er dem Bernabo das Reichsvicariat in Mailand und seinen anderen Städten von Neuem bestätigte, und ihn in alle Rechte und Vorzüge, deren er wegen seines Krieges mit der Kirche beraubt war, wieder einsetzte. Auch der Papst verließ bald darauf (1370) Italien, und ging nach Avignon zurück, wo er noch in demselben Jahre starb. Die unersättliche Herrschbegierde der Visconti, welche aus jeder bestandenen Gefahr nur immer kühner hervorging, rief nachher noch mehrere Verbindungen gegen sie hervor, die aber eben so wenig ihre Zwecke erreichten, als die früheren. Immer höher stieg die Macht des Viscontischen Hauses, und da sich die ersten Fürstengeschlechter Europa's mit ihm verschwägerten, so faßte es auch immer kühnere Pläne des Ehrgeizes.

Im Innern regierten die beiden Brüder gleich den Tyrannen, deren Frevel mit dem Abscheu aller Zeiten gebrandmarkt sind. Galeazzo war ein Freund der Wissenschaften, und fand großen Geschmack an Bauwerken, deren er mehrere durch Umfang, Pracht und Großartigkeit ausgezeichnete aufführen ließ; aber die unmenschliche Härte, mit der er seine armen, durch die vielen Kriege schon ganz erschöpften Unterthanen drückte, um die großen Summen, welche die Bauten kosteten, aufzubringen, verwischt das gute Andenken, in welchem er sonst deswegen zu stehen verdiente. Da er bei seinem Schlosse in Pavia einen großen Lustwald anlegen wollte, nahm er alle Felder in dem dazu bestimmten Bezirke den armen Besitzern ohne die mindeste Entschädigung, und richtete Viele dadurch zu Grunde. Um Geld für seine unaufhörlichen Kriegshändel und Herrschaftspläne zu bekommen, verkaufte er alle Ämter, und zwang die Inhaber oft, die Kaufsumme jährlich von neuem zu erlegen, so daß die Beamten sich nur durch ungeheure Erpressungen bezahlt machen konnten. Von der Geistlichkeit wurden so viele Steuern erhoben, daß sie zuletzt ganz außer Stande war, noch irgend etwas zu zahlen, und der Erzbischof von Mailand von seinen reichen Einkünften fast nichts übrig behielt. Gefangene Rebellen ließ er einst vierzig Tage lang foltern, und dazwischen immer einen Tag inne halten, damit die Unglücklichen nur die ganze Reihe der Martern erduldeten. Bernabo war tapferer als Galeazzo, aber noch grausamer als er, und dabei wollüstig. Seine Jagdgesetze waren so unmenschlich, daß diejenigen, welche ein wildes Schwein getödtet hatten, geblendet und dann gehenkt wurden. Zu der Jagd dieser Thiere hielt er fünftausend Hunde, welche seine Unterthanen unterhalten mußten. Zweimal im Monat wurden die Thiere gemustert,

und wenn sie zu mager oder zu fett befunden wurden, traf den Ernährer schwere Strafe. In so schmählichen Banden ließ sich das Volk jetzt halten, welches einst aus ungemessener Freiheitsliebe den mächtigsten Kaisern widerstanden hatte.

In demselben Jahre, in welchem Galeazzo starb, und seinen Theil an der Herrschaft seinem Sohne Johann Galeazzo hinterließ (1378), starb auch Urbans V. Nachfolger, Gregor XI., in Rom, wohin er sich begeben hatte, um die Städte des Kirchenstaats, deren größter Theil sich wider die päpstliche Regierung empört hatte, wieder zum Gehorsam zu bringen. Das Römische Volk, höchst mißvergnügt und aufgebracht über den Verlust an Ehre und Geld, welchen die Abwesenheit der Päpste ihm verursachte, beschloß, diesen Todesfall zu benutzen, um sich einen Römischen oder wenigstens Italienischen Papst zu erzwingen. Geschreckt und geängstigt durch die drohende Volksbewegung, mußten die Cardinäle, die meist Französischer Abkunft waren, dem Drange nachgeben, und der Erzbischof von Bari ward unter dem Namen Urban VI. zum Papst gewählt. Allein an der Strenge und Härte dieses Mannes nahmen die Französischen Cardinäle bald Anstoß. Sie sehnten sich nach ihrem Avignon zurück, und beschlossen, ermuntert von dem Könige von Frankreich, Karl V., und des Schutzes der Königin Johanna von Neapel versichert, einen neuen Papst zu wählen. Diesen Entschluß führten sie zu Fondi aus, und erhoben den Cardinal Robert von Genf, der sich Clemens VII. nannte, auf den päpstlichen Stuhl. Dieser begab sich im folgenden Jahre nach Avignon, und so entstand das große Schisma der Abendländischen Kirche, welches in einem früher nie dagewesenen Umfange die ganze Kirche und alle zu ihr gehörigen Für-

sten und Völker in zwei große Parteien theilte, und die verderblichsten, künftig zu erzählenden Folgen herbeiführte.

---

20. Cola di Rienzi.

Mitten unter allen diesen Kämpfen und blutigen Verwirrungen Italiens steht vereinzelt eine seltsame Begebenheit, hervorgegangen theils aus der Geneigtheit der Menschen, an die Wahrheit und Dauer jedes Traumes zu glauben, der ihnen ein ruhiges irdisches Glück verheißt, theils aus jener schwärmerischen, auch das Volk durchdringenden Sehnsucht der Römer nach ihrer großen Vergangenheit, welche jetzt durch das eben neu erwachende Studium der alten Litteratur, aus dem magischen Dunkel, welches sie bedeckt hatte, allmählig heller hervorzutreten begann.

Um die Zeit, wo der Besitz der Kaiserkrone zwischen Karl von Böhmen und Ludwig von Baiern noch schwankte, trat in Rom ein Mann auf mit dem Vorhaben, den ehemaligen Glanz des Volkes aus der Gruft des Alterthums wieder herauf zu beschwören. Er hieß Cola (Nicolaus) di Rienzi, und war in dem niedrigsten Stande geboren, seine Mutter war eine Wäscherin. Aber zwischen den Trümmern der untergegangenen Römischen Herrlichkeit wurde sein empfänglicher Sinn früh mit großen Erinnerungen erfüllt; aus den Schriften des Livius, Cäsar, Seneca und Cicero lernte er den Geist jener Zeit kennen, und erhielt zugleich für seine Begeisterung Sprache und Ausdruck. Er gewann auch dadurch so viel Ansehn und Bedeutung, daß, als die Stadt Rom 1342 eine Gesandtschaft nach Avignon

an den Papst schickte, um ihn zur Rückkehr einzuladen, er zu einem dieser Gesandten und, obgleich Petrarca dabei war, zum Wortführer erwählt ward. Er richtete seinen Auftrag mit so vielem Geschick aus, daß der Papst ihn reichlich beschenkte, und mit der Würde eines päpstlichen Notarius bekleidet nach Rom zurücksandte.

Dieser Platz verschaffte ihm Gelegenheit, seinen Unmuth über die Ausartung der damaligen Römer in Vergleich mit den alten, und besonders über die Gesetzlosigkeit und die Gewaltthätigkeiten, mit welchen der mächtige, kriegerische Adel Rom und das Gebiet der Stadt erfüllten, öffentlicher auszusprechen. Es war sein Vorsatz, diesen Feind durch die Kraft des Volkes zu bändigen, und einen bessern Zustand zurückzuführen. Zuerst deutete er seine Wünsche und Hoffnungen durch ein Gemälde, welches er auf dem Capitol aufstellte, bildlich an. Hier zeigte sich auf dem von Stürmen bewegten Meere ein dem Versinken schon nahes Schiff ohne Segel und Ruder, auf dessen Verdeck eine weibliche Gestalt mit zerrissenem Gewande und aufgelös'ten Haaren, die Arme gen Himmel gebreitet, gleichsam Rettung erflehend kniete, mit der Umschrift: „Das ist Rom." Andere schon zertrümmerte Schiffe, als Babylon, Jerusalem, Karthago bezeichnet, schwammen umher. Auf einer Insel zur Linken saß Italien, in der Gestalt eines kleinen von Schaam erfüllten Weibes, und auf einer andern die vier Tugenden der Alten, Gerechtigkeit, Besonnenheit, Weisheit und Tapferkeit; gegenüber der christliche Glaube, ausrufend: „Wo ist, wenn Rom vergeht, wol meine Heimath!" Unter der Gestalt verschiedener wilden und räuberischen Thiere waren die mächtigen Barone und Beamten dargestellt. Zunächst, am Pfingstfeste 1347, berief Cola eine Versammlung seiner Freunde,

beklagte in einer feurigen Rede Roms Schicksal, dem seine beiden Augen, der Papst und der Kaiser, entrissen seyen, und zeigte darauf eine alte eherne Tafel mit dem Senatsschluß vor, durch welchen das Römische Volk dem Kaiser Vespasian die verschiedenen Titel seiner Herrschaft übertrug. Ein allgemeines Beifallrufen zeigte, daß seine Hoffnungen und Ermahnungen in den Gemüthern der Zuhörer Anklang fanden. Nur die mächtigen Barone verlachten seine Schwärmerei und seine Drohungen.

Allein sehr bald erfuhren sie zu ihrem Schrecken, in welchen strengen und furchtbaren Ernst sich das, was ihnen ein lächerliches Spiel schien, umwandelte. Cola hielt nicht lange darauf eine neue Versammlung, worin er von der Nothwendigkeit, Roms Zustand zu verbessern, nochmals mit begeisterter Wärme sprach, die gänzliche Ohnmacht der Gesetze vorstellte, und den daraus entstehenden Mangel von Zucht, Ordnung, Sicherheit und Ruhe innerhalb und außerhalb der Mauern, und es beklagte, daß die Stadt dem Volke von den vornehmen Familien, lauter Fremdlingen, streitig gemacht werde. Er schlug nun eine Reihe von Gesetzen vor, welche die schleunigste und gründlichste Abhülfe dieser Übel verhießen. Es sollte für die verschiedenen Theile der Stadt eine bewaffnete Macht zur Handhabung der Ordnung eingesetzt, die Zufuhr vom Meere her durch Wachtschiffe gesichert, Kornvorräthe aufgehäuft, dem Adel das Recht, Festungen in der Stadt zu haben, genommen, und den Richtern die schnelle und sichere Bestrafung der Verbrecher zur Pflicht gemacht werden.

Diese Anstalten erweckten endlich die Besorgniß Derer, gegen die sie gerichtet waren. Stephan Colonna, einer der Angesehensten unter dem Adel, dessen Abwesenheit Cola zur Ausführung dieser neuen Gesetzgebung benutzt

hatte, eilte herbei, um den ferneren Schritten des Schwärmers Einhalt zu thun. Allein Cola befahl ihm sogleich, die Stadt wieder zu räumen, und da er gegen diesen Befehl Verachtung zeigte, trieb er ihn an der Spitze des bewaffneten Volks hinaus. Dies erschreckte die Übrigen. Alle Barone verließen auf Cola's Befehl Rom, und verpflichteten sich durch einen Schwur, in dem Gebiete außerhalb der Stadt für Ruhe zu sorgen, die Sicherheit der Wege zu erhalten, Räuber nicht zu schützen und Roms Zufuhr nicht zu stören. Sie mußten Abgaben entrichten, und als Johann de Vico, einer der Mächtigsten unter ihnen, sich ungehorsam bewies, ward er mit den Waffen zum Gehorsam gezwungen. So rühmte sich Cola erreicht zu haben, was weder den Päpsten noch den Kaisern hatte gelingen wollen, nämlich diesen Adel zu bändigen, und innerhalb und außerhalb der Stadt Frieden und Ruhe wieder herzustellen. Das entzückte Volk übertrug seinem Vertreter die höchste Macht, mit dem Titel eines Tribuns und Befreiers. Allen Mächten Italiens, dem Papste, dem damaligen Kaiser Ludwig und anderen auswärtigen Fürsten machte Cola seine Unternehmung durch Briefe bekannt, in welchen er sich nannte: „Nicolaus, der Strenge und Gnädige, des Friedens und der Gerechtigkeit Tribun, und der Römischen Republik berühmter Befreier." Er forderte sie auf, ihre Gesandten zu einer allgemeinen Versammlung zu schicken, um den Zustand und die neue Verfassung Italiens zu verabreden, und meldete ihnen die wiederhergestellte Ordnung. Ohne Waffen, bloß mit einem silbernen Stäbchen in der Hand, reis'ten die Boten, welche diese Briefe trugen, ungehindert.

Fast überall fand das durch seine Neuheit Staunen erregende Unternehmen Beifall und Lob. Von allen Ge-

meinden Toscana's erhielt Cola glückwünschende, hochtönende Briefe und ehrenvolle Gesandtschaften. Lucchino Visconti theilte ihm sogar in einem Schreiben die Grundsätze einer guten Regierungsform mit, und belehrte ihn über die Mittel, die reichen Barone zu züchtigen. Die Königin Johanna von Neapel nannte ihn in ihrem Briefe ihren lieben Freund, der Ungerische König Ludwig forderte ihn auf, den Mord seines Bruders an den Thätern zu rächen, selbst der Kaiser Ludwig soll eine heimliche Botschaft an ihn haben abgehen lassen, um seine Händel mit der Kirche durch ihn zu enden. Auch der Papst freuete sich der Erscheinung, weil Cola alles in seinem Namen that, und schickte ihm ermunternde Briefe. Nur Philipp VI. von Frankreich blieb kalt gegen den Schwärmer, und schrieb ihm eine Antwort, die, von allem rednerischen Schmuck entblößt und einem Kaufmannsbriefe ähnlich, auch nur durch einen gemeinen Boten überbracht ward, ein Betragen, wofür ihn auch Petrarca einen Barbaren nannte. Allein so viel Beifall raubte dem Tribun die einzigen Mittel des fernern Gelingens, die Mäßigung und Besonnenheit. Eitelkeit und Hochmuth bemächtigten sich seiner Seele. Seine Frau und seine Anverwandten, alle aus niederm Stande entsprungen, ließ er öffentlich nie anders, als in feierlichen Aufzügen erscheinen, von den vornehmsten Leuten Roms begleitet. Er, der Alles durch seine Feindschaft gegen den Adel geworden war, ließ sich durch einen des Adels selbst zum Ritter schlagen, und die Feierlichkeit mit unerhörter Pracht vollziehen. Sein thörichter Hochmuth überstieg hier alle Schranken. Am Abend vorher badete er in einer porphyrnen Wanne, in welcher, der Sage nach, Constantin der Große die Taufe empfangen hatte. Bei dem feierlichen Aufzuge, der bei dieser

Gelegenheit veranstaltet ward, erhob er sich plötzlich, und forderte mit lauter Stimme den Papst auf, mit allen Cardinälen nach Rom, dem Sitze seiner Kirche, zu kommen, eben so Ludwig von Baiern und Karl von Böhmen, die um den Thron stritten, nebst allen Kurfürsten, um ihr Recht auf die Kaiserwahl nachzuweisen; er versicherte dabei, daß die Wahl und die Herrschaft eigentlich der Stadt Rom gehöre. Nach diesen Worten hieb er mit dem entblößten Schwerte nach drei Seiten in die Luft, mit dem jedesmaligen Ausrufe: „Auch dieses ist mein!" Vergebens suchte der päpstliche Vicarius Einhalt zu thun. Sein schwacher Widerspruch wurde durch Kriegsmusik übertönt.

Durch diesen Übermuth und durch sein ganzes übriges Benehmen gab Rienzi seinen Gegnern gerechten Grund zu Tadel und Mißbilligung. Da die Stimmung der Mächtigen ihn erschreckte, ließ er die meisten großen Barone gefangen nehmen, und ihnen den Tod ankündigen, dann aber, von dem Wanken der Volksmeinung unterrichtet, und bedenklich, das Äußerste zu wagen, bat er das Volk um die Aufhebung eines Urtheils, das er selbst gesprochen hatte. Allein er erregte dadurch weder Furcht noch Dank in den Gemüthern der Begnadigten, sondern heißen Durst nach Rache. Sie rüsteten sich, befestigten ihre Schlösser, und zogen gegen Rom, um sich der Stadt zu bemächtigen. Der erste Versuch mißglückte, und drei von den Colonna verloren ihr Leben dabei. Obgleich dieses nun weder den klugen Anordnungen noch den tapferen Thaten Cola's zuzuschreiben war, so eignete er sich doch den Ruhm davon zu, und hielt, mit einer silbernen Krone geschmückt, einen feierlichen Triumphzug. Anstatt den Sieg zu verfolgen, und dem Adel seine Zufluchtsörter zu entreißen, gefiel er sich immer mehr in eitler Prunksucht, übermäßiger Ver-

schwendung und leerem Hochmuth. Er plünderte die Reichen, versammlete das Volk nicht wie sonst, und empörte die Menge durch Stolz. An der Stelle, wo die Colonna gefallen waren, machte er seinen Sohn zum Ritter, und besprengte ihn mit Wasser aus dem nahe gelegenen Graben, welches von dem Blute der Getödteten geröthet war. Dem Legaten des Papstes ging er, bedeckt mit dem prächtigen Mantel, in welchem die Kaiser gekrönt zu werden pflegten, entgegen.

Doch aller dieser Übermuth verwandelte sich bald in Zagen, als unter Anführung des Legaten und eines Neapolitanischen Barons endlich in der Stadt ein Aufstand ausbrach. Cola hätte ihn leicht unterdrücken können, denn die Römischen Barone zauderten zwei Tage lang, in die Stadt zu kommen, weil sie den Tribun noch fürchteten; aber dieser räumte seinen Gegnern das Feld, und verbarg sich in der Engelsburg (15. Dec. 1347). Der päpstliche Legat verurtheilte ihn nun feierlich und erklärte ihn für einen Ketzer. So schnell endete das phantastische Unternehmen, die Staatsformen des Alterthums unter völlig umgewandelten Umständen wieder herzustellen, und mit ihnen das goldne Zeitalter auf Erden zu begründen. Nothwendig mußte es so schnell zusammenstürzen, weil es nicht auf den Verhältnissen der Wirklichkeit, sondern auf träumerischen Gedanken beruhte, deren Ausführung noch nie und nirgends Bestand und Dauer hatte.

Heimlich entfloh endlich Cola nach Apulien, wo er lange in einem Kloster versteckt lebte, und ging dann nach Prag zum Kaiser Karl IV., dem er näher anzugehören vorgab, als Abkömmling einer natürlichen Tochter Heinrichs VII. Er kündigte ihm an, daß Gott der Vater und der Sohn die Welt bis zu dieser Zeit regiert hätten,

daß sie aber künftig allein von dem heiligen Geist beherrscht werden sollte, versprach ihm auch, wenn er ihn voraus-schicken wolle, ihn zum König von Rom zu machen. Aber Karls Besonnenheit paßte schlecht zu diesem Schwärmer, er hielt ihn eine Zeit lang gefangen und schickte ihn dann nach Avignon zum Papste. Dies hatte Rienzi selbst gewünscht, da er im Vertrauen auf sich und seine Thaten an seiner Rechtfertigung nicht verzweifelte. Wirklich wurde er auch auf dem Wege überall geehrt und feierlich begrüßt. Zwar ließ Clemens VI. ihn bei seiner Ankunft in's Gefängniß werfen, und ein richterliches Verfahren gegen ihn einleiten, aber er ward unschuldig befunden, und Clemens Nachfolger, Innocenz VI., glaubte sich sogar Cola's für seine Zwecke in Italien bedienen zu können. Als er, wie oben schon erwähnt ist, den Cardinallegaten Albornoz nach Italien sandte, mußte Cola diesen begleiten. Kaum war er in Italien erschienen, als auch sogleich das Römische Volk, das seit seiner Entfernung wieder unter den Gewaltthätigkeiten des Adels seufzte, sehnsüchtige Blicke auf ihn richtete, und ihn durch Gesandte einlud, nach Rom zu kommen. Unter dem Titel eines Römischen Senators, mit welchem der Legat ihn auf Befehl des Papstes bekleidete, zog er durch Triumphbogen in die Stadt ein (1354). Sogleich forderte er die Barone zum Gehorsam auf, und da die Colonna sich widerspenstig zeigten, begann er den Krieg gegen sie. Als der Rottenführer Fra Moriale nach Rom kam, ließ er ihn sogleich gefangen setzen, und als einen Störer des Friedens und der Sicherheit, deren Befestigung in Rom sein Beruf sey, anklagen, verurtheilen und enthaupten. Ein vornehmer und sehr beliebter Römer, Pandolfo, fiel gleichfalls als ein Opfer seiner schonungslosen Strenge.

Allein dieses Mal war es ihm noch weit kürzere Zeit möglich, sein Ansehn zu erhalten. Da er zur Führung des Krieges gegen die Colonna auf Wein und Salz große Abgaben legte, erweckte er bei dem Volke großes Mißvergnügen; auch die beiden Hinrichtungen schrieb man selbsüchtigen Absichten zu. Eines Morgens (8. Sept. 1354), als Cola noch auf seinem Lager ruhte, erhoben sich plötzlich Stimmen: „Es lebe das Volk, es sterbe der Verräther!" Bald wuchs die Zahl der herbeiströmenden Unzufriedenen zu einer ansehnlichen Menge. Der von Schrecken durchdrungene Senator traf keine Gegenanstalten, und als er das Volk von seinem Fenster herab anreden wollte, wurde er durch ein allgemeines Geschrei zum Schweigen gebracht. Schon bereitete sich die Menge, Feuer an den Palast zu legen; nichts blieb ihm übrig als schnelle Flucht. In gemeine Kleidung gehüllt, wollte er sich durch den Haufen stehlen, wurde aber erkannt, an die Treppe des Capitols geschleppt und dort schmählich ermordet. Seinen Leichnam schleppte das Volk durch die Straßen, und hing ihn an den Galgen, dasselbe Volk, welches ihn früher zu den Sternen erhoben, und durch seinen Beifallsrausch zu dem Taumel fortgerissen hatte, in dem er seinen zweimaligen Sturz und seinen Untergang fand.

Leipzig, gedruckt bei Fr. Brockhaus.



